







卷之四

卷之四

卷之四

卷之四

Oberschlesischer Sagenspiegel



Oberschlesischer Sagenspiegel

Ein Bild von der Geschichte
und dem
Volkstum der Heimat

Von

Karl-Ernst Schellhammer

Mit 10 Bildern von Artur Nitau



Verlag: C. Ciesliks Buchhandlung, Inhaber Fritz Ritzler, Peiskretschham OS.

1938

136480

II

Przejęte ze Lwówu



Vorwort

In den Tagen, da Österreich heimgekehrt ist ins Reich, wurde auch Oberschlesien in die große Verwaltungseinheit des Gaues Schlesien zurückgegliedert. Das entspricht dem starken Zusammengehörigkeitsgefühl der Oberschlesier, die sich stets als Teil des schlesischen Stammes gefühlt haben. Wir wissen, daß das wirtschaftsferne Oberschlesien mit seiner blutenden Grenze das Sorgenkind des Gaues wie des Reiches ist, wir wissen aber auch, daß dieses Kind dem Herzen der Mutter am nächsten steht. Das Bewußtsein der Geborgenheit stärkt uns in der Liebe zu unserer oft verkannten Heimat. Eine Frucht dieser Liebe ist vorliegende Sagensammlung. Sie verfolgt keine wissenschaftlichen Zwecke, doch will sie nirgends gegen den Geist der Wissenschaft verstoßen. Um das Buch handlich zu gestalten und es allen Volksgenossen zugänglich zu machen, konnte nur eine bescheidene Auswahl aus dem schier unermesslichen Sagenschatz Oberschlesiens getroffen werden. Dabei war ich bestrebt, alle für die Heimat bedeutsameren Sagengestalten zu erfassen und sie so zu beleuchten, daß sie dem Leser deutlich sichtbar werden. Ich weiß, daß meine Stoffeinteilung anfechtbar ist, wie überhaupt jede Gliederung eines Sagenbuches ihre Vorzüge und ihre Schwächen hat. Indes sei bemerkt, daß ich mich bei der Auswahl und Zusammenstellung des Stoffes nicht allein von sagenwissenschaftlichen, sondern vor allem auch von heimatkundlichen Gesichtspunkten habe leiten lassen. Ein Teil der Sagen stammt aus eigener Sammlung. Allen, die mir geholfen haben, diesen Schatz zu heben, sei auch an dieser Stelle herzlich gedankt. Ferner danke ich der Gleiwiger Stadtbücherei, die mich bei meiner Arbeit unermüdllich und tatkräftig gefördert und unterstützt hat.

Gleiwitz, am Tage der Einweihung des Annaberger
Ehrenmales 1938.

Dr. Karl-Ernst Schellhammer.

Zur Einführung

Folge mir, lieber Leser, in Frau Sages Reich!

Wir schreiten durchs efeuumrannte Tor und stehen jetzt auf wunderträchtigem Boden. Vor uns breitet sich in geheimnisvollem Dämmerlicht das Land, dessen Weite wir nur ahnen können. Graue Gestalten huschen rasch an uns vorüber, ein endloser Zug. Es gelingt uns nicht, die Flüchtigen zu greifen, wie es uns auch nicht glückt, die Stimmen zu verstehen, die ringsum raunen und flüstern. Vergebens suchen wir nach Sinn und Zweck des seltsamen Treibens. Die Schatten, die uns in gespenstischem Tanze umkreisen, scheinen ohne Seele und ohne Antlitz zu sein.

Da zeigt uns Frau Sage ihren Spiegel, und auf einmal wird es hell vor unseren Augen. Nun wissen wir, wo wir sind und was das irre Spiel um uns herum bedeutet.

In dem geschliffenen Glase strahlt zuerst die oberschlesische Landschaft auf. Wir sehen zur Linken die gesegnete Fruchtebene mit den blauen Bergen im Hintergrunde und zur Rechten das dunkelgrüne Meer der Nadelwälder. Über das Land verstreut erblicken wir regsame Städte und stille Dörfer und abseits das Gebiet der Gruben und Hütten, wo das Herz der oberschlesischen Wirtschaft pocht.

Das ist das Land, das Frau Sage nach ihrem Willen bevölkert. Ihre Geschöpfe treten uns jetzt im Sagenspiegel entgegen: der Wassermann und der Berggeist, die Irrlichter und die Fenismännlein, der Alp und die weiße Frau. Zu diesen Wahnwesen schauen in Oberschlesien noch viele Menschen teils in scheuer Verehrung, teils mit heilsamem Schrecken auf.

Der Sagenspiegel offenbart nicht nur Gegenwärtiges, sondern auch Vergangenes. Seit Jahrhunderten begleitet Frau Sage die Geschichte auf ihrem Beobachtungsgange durch deutsches Land. Doch schaut die Sage mit anderen Augen auf das Geschehen, als es der Geschichtsschreiber tut, und sie deutet es auch anders. Sie merkt sich weniger und das Wenige vielleicht ungenauer; trotzdem weiß sie manches, was die Geschichte

vergessen hat. Frau Sage meldet Ernstes und Heiteres aus längstentschwundenen Tagen, aber häufiger noch berichtet sie von abgrundtiefem Leid und grauenvollem Entsetzen.

So zeigt sich uns im Sagenspiegel das Bild der Heimat, ihres Volkstums und ihrer Geschichte. Du Oberschlesier, der Du zu diesem Buche greiffst, erkenne darin Dich selbst und Dein Land! Aus jeder der Geschichten spricht Dein Blut, spricht der Boden, der Deine Ahnen getragen hat. Die Sage ist ein wesentliches Stück von Dir und Deinem Volkstum. Werde darum auch Du ein freudiger Untertan in Frau Sages Reich, und geselle Dich zu jenen, die es schon sind: zu den Bauern und Jägern, den Bergknappen und Hüttenarbeitern, den Handwerkern und Händlern, den Großmüttern und Müttern und den vielen, vielen Kindern.

Ihr aber, die Ihr Oberschlesien nur vom Hörensagen kennt, lernet aus diesen Blättern, daß in Oberschlesien ein kerndeutscher Menschenschlag wohnt, aus dem ein unverbrauchtes, schaffensfrohes Volkstum strömt! Wisset, daß Oberschlesien eine völkische Kraftquelle ist, die in den deutschen Landen nicht unterschätzt werden darf!

So künde der Sagenspiegel stolze deutsche Art in ober-schlesischer Besonderheit! Er läutere und vertiefe in uns die Liebe zur Heimat und werbe im Reiche neue Freunde für unser blutendes Grenzland, für das kämpfende Oberschlesien!

Lebendige Volkslage in Oberschlesien

Die nationalsozialistische Bewegung, die im Kampfe um die völkische Erneuerung dem deutschen Geistesleben so viele Aufgaben gestellt hat, fordert auch von allen Volksgenossen Besinnung auf das angestammte Volkstum. Nun spricht die seelische Eigenart eines Volkes besonders deutlich aus dem Sagensgut der einzelnen Stämme und Landschaften. Darum wäre es töricht, die Sagen leichtthin als Zeugnisse eines verwerflichen Aberglaubens abzulehnen. Dem deutschbewußten Heimatfreunde sind sie vielmehr von unerseßlichem Werte, weil sie der Schlüssel zur Erkenntnis unseres Volkes und Volkstums sind. Diese Spiegelungen der Volksseele, die eine Fülle sinnbildlichen Gehaltes bergen, sind gleichzeitig auch wichtige Offenbarungen eines urtümlichen Geistes und gestatten Rückschlüsse auf das Werden eines Stammes oder Volksschlages.

Man hört jetzt oft genug Klagen, in unserem Volke ersterbe die Sage. Das mag vielleicht auf diese oder jene Gegend in Deutschland zutreffen, gilt aber nicht für Oberschlesien. Hier in der äußersten Ecke des östlichen Mittelpfeilers unseres Reiches können wir immer wieder feststellen, daß die Volkslage sehr lebendig ist und nicht nur gern erzählt, sondern auch gern geglaubt wird.

Wer ein Auge dafür hat, sieht sie an allen Wegen blühen. An Bächen und Teichen, im tiefen Schacht, im Schatten der Kirchen, auf Schlössern und Burgruinen und bei Findlingsblöcken und Sühnekreuzen wuchert sie besonders üppig.

Was vom Alltäglichen abweicht, wird zum Wunderbaren; was man nicht versteht, wird alsbald geheimnisvollen Kräften und unirdischen Mächten zugeschrieben. Das, was war und was ist, sofern es nur die Seele des Volkes bewegt: die unerklärliche Vergangenheit, die merkwürdige Wirklichkeit und das rätselhafte Erlebnis — alles wird von schlichter Einfalt und schöpferischer Einbildungskraft erfaßt und gedeutet und so in die Ebene der Volksdichtung erhoben. Dieses Schaffen ist Ausdruck lebendigen Volkstums; hier spüren wir den Atem des

Volktes und werden Zeuge seines Weinens und Lachens, seines Zitterns und Bangens, seines Sinnens und Träumens.

Doch ist es keineswegs so, als ob sich das oberschlesische Volk damit begnüge, altes Sagengut getreulich aufzubewahren; nein, es springt mit den Sagen recht willkürlich um, ändert sie mitunter ab, verlegt Schauplätze oder fügt entliehene Sagenzüge in volkläufige Geschichten ein. Damit noch nicht zufrieden, erdenkt und erzählt es auch völlig neue Sagen.

Sagenkraft und Sagenfreudigkeit setzen ein junges, unverbrauchtes Volkstum voraus. Dieses finden wir in Oberschlesien, wo die völkische Ein- und Umschmelzung noch im Flusse ist und bis zum heutigen Tage dem Erstarren getrogt hat. Diese Feststellung ist nicht etwa der Ausdruck eines unangebrachten Landschaftshochmutes, sondern das Eingeständnis, daß die endgültige und restlose Eindeutschung des oberschlesischen Grenzlandvolkstums sich bis in unsere Zeit hinausgezogen hat.

Dieses Land, einst von den Wandalen der germanischen Lebensart erschlossen, dann wieder teilweise preisgegeben, ist von unseren Siedlern und Ostlandfahrern im 13. und 14. Jahrhundert dem Deutschtum zurückerobert worden. Aber während die Deutschwerdung in Mittel- und Niederschlesien verhältnismäßig rasch durchgeführt worden war, brodelte es im oberschlesischen Schmelztiegel noch lange weiter. Das abgelegene und teilweise auch unfruchtbare Gebiet — von den Bodenschätzen wußte man damals nichts — nahm in der österreichischen Zeit (1526—1742) eine traurige Aschenbrödelstellung ein. Diese Tatsache und vor allem auch die zeitweise Unterwanderung durch den slawischen Nachbarn haben bewirkt, daß sich die Oberschlesier in ihrer Gesamtheit trotz der nordischen Grundlagen ihres Blutes und trotz der deutlich sichtbaren Zugehörigkeit zur deutschen Kultureinheit erst in den aufrüttelnden Notjahren des Weltkrieges und in der eine klare Entscheidung heischenden Zeit des Abstimmungskampfes der Deutschheit ihres sich noch gestaltenden Volkstums bewußt geworden sind. So kommt es, daß hier ein junger, unverbildeter, im Ursprünglichen wurzelnder Volksschlag herangewachsen ist, dessen strömendes und formsuchendes Stammestum den Nährboden darstellt, auf dem die Sage gedeiht.

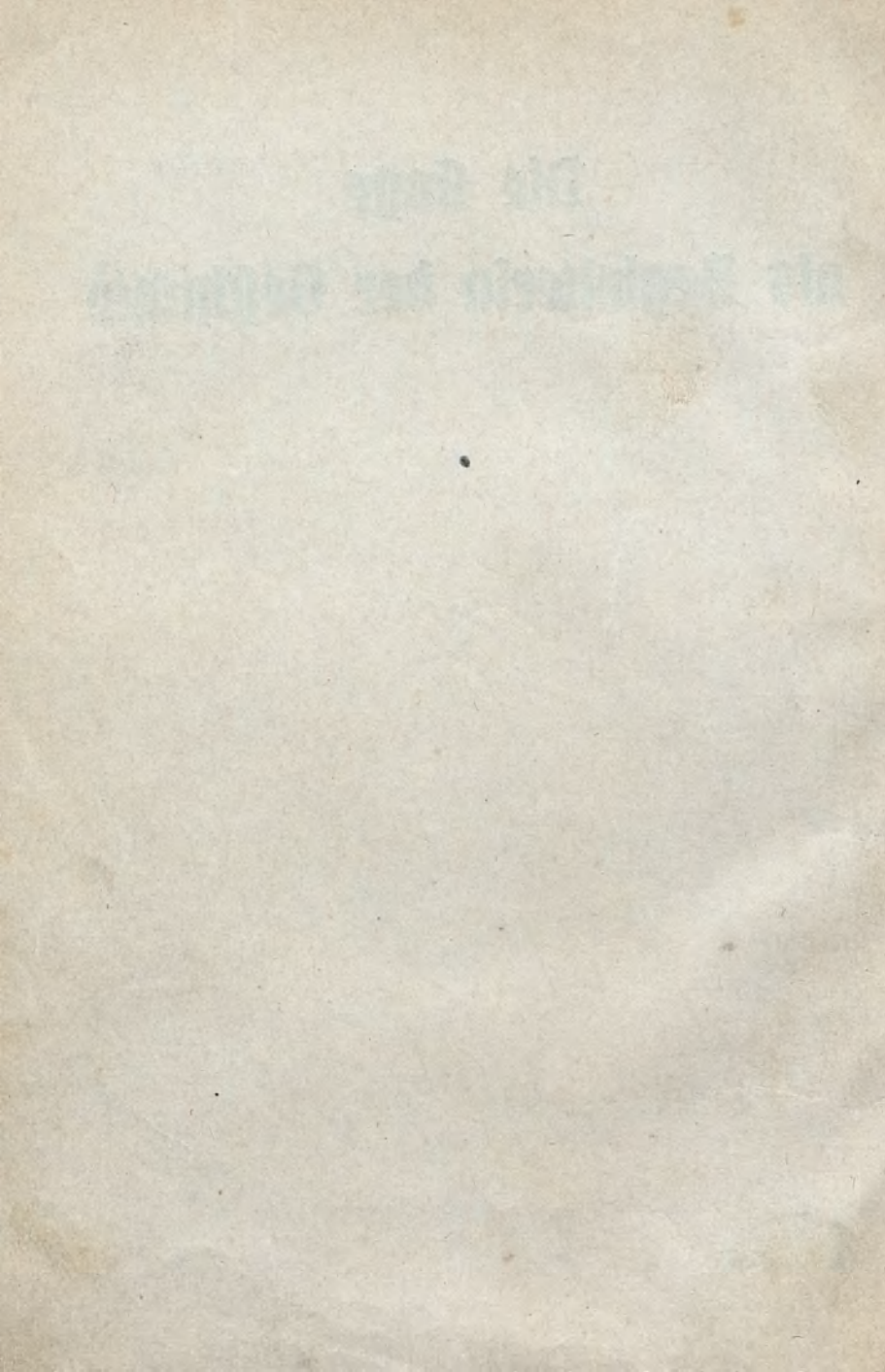
Wie in anderen deutschen Gauen, so stößt auch in Oberschlesien der Sagensammler auf Gestalten, die in ewiger Jugend weiterleben und unverwüstlich scheinen. Andere sind mit der Zeit mitgegangen und haben ihr Äußeres verändert, aber der

Kundige läßt sich durch den modischen Aufputz nicht täuschen und begrüßt sie als alte Bekannte. Daneben aber tauchen, und das ist für Oberschlesien kennzeichnend, recht häufig ganz neue Gesichter auf, die sich, obwohl blutjung, doch schon sicher und selbstbewußt in der Heimat umschauen.

In unserer Heimat rauscht der Sagenborn noch laut und vernehmlich. Der oberschlesische Boden birgt nicht nur Kohle und Erz, er ist auch sagenhaltig. Wo man den Spaten ansetzt, da quillt es und strömt es. Niemand soll einen Trunk aus dieser Quelle verschmähen; denn er bewahrt dem einzelnen sein süßes Kinderherz, dem Volke aber seine schöpferische Urkraft und heilige Eigentümlichkeit.

„Und wer des Brunnleins trinket,
der jungt und wird nicht alt!“

**Die Sage
als Begleiterin der Geschichte**



I. Die Zeit der deutschen Rückwanderung

Schlesien, das Land am Siling (Zobten), war um das Jahr 1000 ein armes Land, arm an Menschen und arm an Erträgen. Deshalb riefen die Pfälzenherzöge deutsche Siedler herbei. Damals wurden auch in Oberschlesien überall deutsche Dörfer und Städte gegründet. Die fleißigen und tüchtigen Ostlandfahrer lichteten die Wälder, entwässerten die Sümpfe, bauten Häuser und Kirchen und legten Straßen und Wege an. Die Geister und Herzen der Eingefessenen läuterten sich am deutschen Beispiel, und bald stieg die Gesittung des Volkes, das überraschend schnell zur Einheit zusammenwuchs. Seit jener Zeit hat Oberschlesien ein deutsches Antlitz.

1. Wie Richtersdorf zweimal gegründet wurde

Südwestlich der Stadt Gleiwitz liegen im Bierede die fruchtbaren Felder von Richtersdorf. Durch das hügelige Gelände zieht sich in der Richtung von Haselgrund nach Gleiwitz ein stufenförmiges Tal dahin, das mit vielen Erlen bestanden ist und deshalb Erlengrund heißt. In der Mitte des Tales fließt ein Bächlein.

Früher gab es hier nichts als Wald. Vor vielen hundert Jahren, noch bevor die Stadt Gleiwitz gegründet wurde, kamen Siedler ins Land, die sich in dieser Gegend niederlassen wollten. Sie fanden das Bächlein und eine Lichtung und fingen an, den Wald zu roden. Es entstand ein Dorf mit schönen Häusern und guten Feldern. Lange lebten hier die Bauern glücklich und zufrieden.

Da brach über das Dorf ein Unglück herein, das alles vernichtete. In einem Jahre regnete es nämlich Monat für Monat; das Wasser stieg immer höher, und der Bach trat über die Ufer. Die Flut riß die Menschen und Tiere mit sich, und die Häuser stürzten ein. Nur wenige Bauern konnten sich auf den heutigen Annaberg retten.

Nach einiger Zeit kehrten die Flüchtlinge in ihr Dorf zurück, aber sie erkannten die Stelle kaum wieder. Wo vorher

das Wässerlein ruhig durchs Dorf geflossen war, breitete sich jetzt ein breites und tiefes Tal aus, auf dessen Grunde der Bach schnell dahinschoß. Die Bauern beschloßen, nordwärts von diesem Tale ein neues Dorf zu bauen. Als es fertig war, wurden die Felder aufgeteilt. Jeder bekam einen Streifen Land, der sich von seinem Gehöfte bis ans Ende der Gemarkung hinzog.

So ist es bis auf den heutigen Tag geblieben. Das Tal aber, das damals entstanden ist, wird von Spaziergängern gern besucht.

2. Die Gründung der Stadt Grottkau

Die Stadt Grottkau ist im 13. Jahrhundert gegründet worden. Als die ersten deutschen Ansiedler eintrafen und sich die Gegend besahen, fanden sie einen großen Teich, in dem es eine Unmenge kleiner Fische gab. Diese Fische hießen Grotten. Nach ihnen wurde die neugegründete Stadt Grottkau genannt.

Bald darauf wurde die Pfarrkirche gebaut. Den Lehm für die Ziegel lieferte ein Grundstück, das heute unter dem Namen Feldsmannwiese bekannt ist. Von dort führte eine langsam ansteigende Brücke bis zum Kirchturm hinauf. Die Ziegel wurden mit Eselswagen herangeschafft.

Hinter der Feldsmannwiese sollen auch die ersten Häuser der Stadt gestanden haben. Wenn man dort gräbt, kann man heute noch Münzen und Schlüssel zutage fördern.

3. Die Entstehung des Dorfes Kuchelna

Im Hultschiner Ländchen liegt das Dorf Kuchelna. Hier erstreckte sich einst ein großer Wald. Holzfäller wurden beauftragt, einen Teil des Waldes auszuroden. Da die Arbeiter von weit her kamen, konnten sie abends nicht nach Hause zurückkehren, sondern mußten an der Arbeitsstätte übernachten. Zum Schutze gegen Regen und Sturm errichteten sie eine kleine Hütte, in der sie auch ihr Essen abkochten. Deshalb nannten sie die Hütte immer nur ihre Küche.

Als nun der Wald geschlagen war, durften sich die Holzfäller an dieser Stelle ansiedeln. Nach ihrer Küche benannten sie den neuen Ort Kuchelna. Später wurde hier ein prächtiges Schloß gebaut.

4. Der Frauenberg bei Oppeln

Vor vielen, vielen Jahren waren die Winauer Berge von dichten, unwegsamen Wäldern umgeben, in denen sich gefährliche Sümpfe befanden. Nur einzelne alte Leute kannten die wenigen Schleichpfade, die kreuz und quer, oft im Zickzack, durch die Wildnis führten. Dort, wo der Wald sich lichte und Schilf und Rohr das beginnende Moor anzeigten, hatte man in schrittlangen Abständen Baumstämme eingerammt. Sie waren meist von Schlamm und Wasser überspült und mußten auch von Kundigen erst mühsam gesucht werden. Wehe, wenn der eilende Fuß das Ziel verfehlte!

In diesen Zeiten war die Oppelner Gegend immer wieder der Schauplatz langwieriger Kriege, unter denen die umliegenden Dörfer mehr zu leiden hatten als die umkämpfte Stadt. Vogtsdorf, das Dorf des Oppelner Vogtes, lag schmal und bloß im Schatten der Winauer Höhen. Wenn das Kriegshorn ertönte und die wehrhaften Männer in den Heerbann des Vogtes rief, packten die Vogtsdorfer ihre geringen Vorräte und Habseligkeiten, luden sie auf Tragstangen und eilten mit Frauen, Kindern und Greisen auf geheimen Wegen nach dem einzelfstehenden westlichen Vorläufer der Winauer Berge. An den gefährlichsten Stellen wurden Bohlen über die unsichtbaren Stützen gelegt und bald wieder eingezogen, wenn alle den schützenden Ort erreicht hatten.

Seit Menschengedenken war hier auf dem waldbedeckten, mäßig hohen Hügel, mitten im Morast, eine Zufluchtsstätte für die Frauen ausgebaut. In Wohngruben und einfachen Hütten hockten sie in den Tagen der Not, bis nach langem Warten die Boten aus Oppeln die Nachricht brachten, daß die Feinde das Land verlassen hatten. Frauenberg ist der uralte Name dieses Hügels, der heute friedlich herauslugt aus der Oppelner Ebene und von Ausflüglern gern aufgesucht wird.

5. Wie der Name Ottmachau entstand

Vor langer, langer Zeit lebten zwei ritterliche Brüder auf ihren schönen Burgen im Schlesierlande. Der eine wohnte auf einem Schlosse, das die Spitze des Zobtenberges krönte, der andere, Otto mit Namen, besaß eine Burg, die auf einer Anhöhe an der Neisse lag. Wie sie zuerst hieß oder ob sie über-

haupt einen Namen hatte, wissen wir nicht. Wohl aber hat sie später einen Namen erhalten, der ihr bis auf den heutigen Tag geblieben ist. Und das kam so:

Der Ritter vom Zobten mußte einmal vor seinen Feinden fliehen. Er eilte, so schnell ihn sein Roß trug, zu seinem Bruder Otto. In dunkler Nacht hörte der Turmwächter die Tritte eines Pferdes und die Schritte eines Mannes, der das Tier führte. Ehe der Wächter fragen konnte, wer es sei, pochte es ans Tor, und eine Stimme rief: „Otto, mach auf!“ Der Burgherr, der schnell herbeigerufen wurde, erkannte sofort seinen Bruder, der alsbald freundliche Aufnahme fand.

Von Stund an aber nannte man nach dem Anruf des Flüchtlings die Burg „Ottmachau“, und so heißt sie auch heute noch.

Wer das nicht glauben will, der betrachte das Wappen der Stadt, die später neben der Burg entstanden ist. Da sieht man noch das offene Burgtor und den Türflügel, an den damals die Faust des Ritters gepocht hat.

6. Wie die Grafen Haugwitz zu ihrem Namen kamen

Vor vielen Jahrhunderten wurde Oberschlesien von Deutschen besiedelt. Doch fielen oft feindliche Stämme in das Grenzgebiet ein und verwüsteten alles. Ehe der deutsche König mit seinem Heerbann erschien, waren die Räuber verschwunden. Deshalb legte der König in den Marken Burgen an, deren Besatzung unter dem Befehl eines tüchtigen Ritters stand.

Eine solche Grenzburg befehligte einst der Ritter Haug (Hug). Da geschah es, daß die Feinde die Burg in einer finsternen Nacht einschlossen. Nur einem Krieger gelang es, durch die Reihen der Feinde zu brechen und dem König Nachricht zu bringen. Dieser bot sofort seinen Heerbann auf und eilte dem Ritter zu Hilfe.

Doch bis zu seinem Eintreffen vergingen Wochen. Inzwischen mußte der Ritter Haug mit seiner tapferen Besatzung die Leiden der Belagerung aushalten. Da die Feinde einen Sturm nicht wagten, wollten sie die Burg durch Hunger zur Übergabe zwingen.

Nun dauerte die Belagerung schon viele Wochen, und trotz größter Sparsamkeit gingen die Lebensmittel zu Ende. Nur ein einziger Hammel war noch vorhanden. Der Ritter Haug ließ ihn töten und die sorgfältig aufbewahrten Felle der früher geschlachteten Ochsen mit dem Blute des Hammels befeuchten. Darauf wurden in der Nacht die blutigen Felle wie zum Trocknen rings um die Burgmauer gehängt.

Diese List verfehlte nicht ihre Wirkung auf die Feinde. Als sie die vielen Felle sahen, glaubten sie, die Besatzung hätte am Tage vorher ein großes Schlachtfest abgehalten und wäre noch überreich mit Lebensmitteln versehen. Darum gaben sie die Belagerung auf und zogen ab. So wurde der Ritter Haug mit seiner Besatzung frei.

Wenige Tage darauf kam der König mit seinem Heere an. Wie erstaunte er aber, als er von Feinden nichts mehr sah! Der Ritter Haug ritt seinem königlichen Herrn entgegen und berichtete ihm, durch welchen Witz er die Feinde zum Abzug bewogen habe.

Der König zog nun in die Burg ein. An Lebensmitteln fand er nur noch den Widderkopf vor, sonst war alles aufgezehrt. Als Anerkennung für seine kluge Tat befahl der König dem Ritter Haug, von nun an den Widderkopf im Wappen zu führen, und gab ihm auch noch den Beinamen „Wiz“. Seit dieser Zeit nannte sich dieses Geschlecht „Haugwiz“.

II. Der Einfall der Tataren

Deutsche Ritter und Mönche, deutsche Bürger und Bauern hatten das Oberland dem Deutschtum zurückgewonnen: seitdem war Schlesiens Gesicht dem Westen zugewandt. Da nahte aus fernem Osten furchtbares Unheil. Dschingis-Khan hatte dort das Reich der Tataren (Mongolen) gegründet, das von China bis Indien reichte. Sein Neffe Batu wollte auch Europa unterjochen. Er hatte schon Rußland und Polen verwüstet. Brennende Ortschaften waren die Fackeln, die seinen Weg erhellten, und wo er anhielt, dampfte die Erde von Blut. Krakau war bereits gefallen, und die Angst des Abendlandes stieg ins Ungemessene. Die Leute hielten die unsagbar häßlichen Gestalten mit den Schligaugen, der gelben Haut und den krummen Beinen für Ausgeburten der Hölle. Bald drangen die raubgierigen Reiter scharen auch in Schlesien ein.

7. Die Radliner Bauern überlisteten einen Tatarentrupp

Die Tataren waren wie Heuschreckenschwärme über das Land hergefallen. Von Krakau strebten sie durch die oberschlesischen Wälder der Oder zu. In der Gegend, wo Herzog Wladislaus von Oppeln einige Jahre später die Stadt Loslau (Ostoberschlesien) gründete, stieß ein Trupp auf eine Burg, die auf einer von Sümpfen umgebenen Anhöhe lag. Die Tataren fanden einen Weg durch die Sümpfe, schlossen die Burg ein und belagerten sie. Trotz ihrer Tapferkeit wäre die Besatzung verloren gewesen, wenn ihr nicht die Bauern aus Radlin, einem Dorfe in der Nähe, zu Hilfe gekommen wären. Das geschah durch eine List.

Die Tataren waren gute Reiter und schienen mit ihren Pferden verwachsen zu sein. Sie ritten durchweg Hengste. Darauf bauten die schlauen Bauern ihren Plan. Sie trieben alle Stuten zusammen, die in der Gegend aufzufinden waren, und stellten sie am Sumpfe auf. Dabei achteten sie darauf, daß der Wind den Geruch der Stuten den Hengsten auf der anderen

Seite des Sumpfes zutrug. Als diese die Nähe der Stuten spürten, wurden sie wild und setzten mit ihren Reitern in den Sumpf, um hinüberzukommen. Fast alle versanken im Morast. Der kleine Rest, der übriggeblieben war, zog schleunigst ab. Die Burg war gerettet.

Die Radliner Bauern wurden für diese Tat geadelt und erhielten das Recht, fortan rote Westen zu tragen.

Der Höhenzug, auf dem die Burg gestanden hat, führt heute noch den Namen Grodzisko (grod = Burg). Verfallene Erdwälle zeigen den Ort an, wo sie gestanden hat.

8. Der Tatarenkopf am Schlosse zu Ratibor

Im Jahre 1241 zogen die Tatarenhorden von Krakau nach Ratibor. In Ratibor stand ein Schloß, das dem Herzog Meseko gehörte. Der Herzog hatte es verlassen, um sich Heinrich II. von Liegnitz anzuschließen. Nur 200 Mann, die von dem Schloßvogt Bartel Lasata befehligt wurden, hielten die Mauern und Türme besetzt. Tin-fu, der Anführer der Tataren, glaubte hier leichtes Spiel zu haben. Als seine Aufforderung, das Schloß zu übergeben, abgelehnt wurde, ließ er ein schwarzes Banner mit scheußlichen Gestalten über seinem Lederzelt aufziehen. Das sollte das Zeichen sein, daß er kein Blut und Leben schonen werde. Nun suchten seine Scharen die Mauern zu erklimmen, aber ein dichter Pfeilregen schwirrte ihnen entgegen und traf viele; ein Geschloß tötete auch den Führer. Die Angreifer flohen jammernd zurück; sie ließen den Leichnam Tin-fus im Bereich der feindlichen Geschosse und zogen weiter, auf Breslau zu. Lasata befahl, den Kopf Tin-fus vom Rumpfe zu trennen, ihn auf einen Eisenspieß zu stecken und am Schloßtor anzubringen.

Als Herzog Meseko zurückkehrte, ließ er den Kopf in eine Außenblende der Schloßkapelle einmauern. Zur Erinnerung an den Sieg wurde ein Abbild des schauerlichen Antlitzes auf die Mauer gemalt. Später wurde das Bild durch einen aus Stein gehauenen Kopf ersetzt. Er ist heute noch links hinter dem alten Schloßeingang zu sehen. Man erzählt, daß an der Stelle, nach der die steinernen Augen blicken, ein großer Schatz verborgen liege.



Der Tatarenkopf am Schlosse zu Ratibor

9. Die Totterngräben bei Schedlau

Die Totternberge sind niedrige Sandhügel, von denen die Sage geht, daß sich einst an dieser Stelle die Tataren gelagert hätten. Hier sind die schlesischen Herzöge zuerst den Tataren entgegengetreten, und bei dem heutigen Dorfe Schedlau (im Kreise Falkenberg) ist eine so blutige Schlacht geliefert worden, daß der Name Schedlau (Schädelau) davon herrührt.

Die Tataren zogen weiter nach Breslau. Die Bürger dieser Stadt verteidigten tapfer die Dominsel, wobei sich der Prior des Dominikanerklosters Ezeslaus, ein gebürtiger Oberschlesier (geb. 1180 in Groß-Stein im Kreise Groß Strehlig), besonders auszeichnete. In der Schlacht bei Wahlstatt (9. April 1241) siegten zwar die Tataren, doch setzten sie ihren Vormarsch nicht fort, sondern wandten sich, am schlesischen Gebirge entlangziehend, nach Mähren und Ungarn. Auf dem Wege dahin hielten sie im Kreise Grottkau längere Rast.

10. Der Mongolenturm bei Tharnau

Im Kreise Grottkau steht an dem Wege von Tharnau nach Guhlau ein Bildstock. Hier erhob sich vor alter Zeit ein eigenartiger Bau, der sogenannte Mongolenturm. Im 13. Jahrhundert erfolgte der Einfall der wilden Mongolenhorden in unser Schlesierland. Damals zog sich um Grottkau und Tharnau noch dichter Wald. Die Mongolen hielten sich eine Zeitlang in diesem Walde auf und unternahmen von hier aus ihre schrecklichen Raubzüge durchs Grottkauer Land.

In einer Frühlingsnacht brachen mehrere Haufen auch in Guhlau, Tharnau und Grottkau ein. Nach vollendetem Raubzuge hielten sie zwischen Guhlau und Tharnau Rast. Einer ihrer Häuptlinge, Hinguchan genannt, ließ da, wo heute der Bildstock steht, einen achteckigen Turm aus Steinen und Ziegeln erbauen. Der Turm war der Schrecken der Umgegend. Man sah an ihm keinen Eingang; durch eine Öffnung, die mit einer Steinplatte verdeckt war, gelangte man in das Innere des Baues. Von hier aus unternahm der wilde Mongolenhäuptling seine Plünderungszüge. Er war so häßlich, daß sich seine eigene Mutter vor ihm fürchtete. Hinguchan verliebte sich trotz seiner

vielen Mongolenweiber in die Tochter eines benachbarten Grafen; er tötete ihren Vater mit eigener Hand und entführte Elbesa in seinen Turm. Die Mongolenfrauen wurden eifersüchtig auf Elbesa; eines dieser Weiber reichte ihr, als der Häuptling abwesend war, einen Gisttrank, und dann wurde die Leiche des Mädchens im Grunde des Turmes verscharrt.

Der Häuptling ahnte das Verbrechen seiner Weiber, er nahm fürchterliche Rache an ihnen und ließ alle verbrennen. Seine Untergebenen konnten es ihm aber nicht verzeihen, daß er mongolische Frauen getötet hatte. Als er einmal berauscht im Turme schlief, sprengten sie den Bau, und Hinguchan fand unter den Trümmern den Tod.

Die Stelle, wo der Turm gestanden hatte, wurde lange Zeit von den Bewohnern der Umgegend gemieden. Wanderer, die dort in der Nacht vorbeigingen, sahen in Vollmondnächten eine weiße Taube, die ängstlich um den Bildstock flog. Das war die Seele der Gräfin Elbesa.

11. Die Totterngräber bei Gührau

Westlich vom Dorfe Gührau im Kreise Grottkau befindet sich ein Ringwall, der einst zu einer Schanze gehörte. Hier soll ein Tatarenkönig begraben liegen. Der König, der einen Raubzug durch Schlesien unternahm, wurde von einer schweren Krankheit befallen und starb im Gührauer Walde. Die Tataren ließen innerhalb des Walles von Gefangenen ein Grab graben. Dann wurden die Gefangenen getötet, damit keiner verriete, wo der König liegt. Die Leiche wurde in einen goldenen Sarg gelegt, dieser in einen silbernen und der silberne wieder in einen eisernen. Nach dem Tode des Königs sind die Tataren schnell in ihr Heimatland zurückgekehrt.

Den Ort, wo der König begraben liegt, nennen die Leute heute die „Totterngräber“. Der alte Teufel träumte einmal von den kostbaren Särgen und wollte sie ausgraben. Er bekam auch vom Besitzer des Waldes die Erlaubnis hierzu. Er hatte schon mit der Arbeit angefangen, da erschien ihm eine Gestalt, die ihn vor dem Weitergraben warnte. Darauf ließ er es sein.

Nachts um 12 Uhr kann man manchmal den Tatarenkönig sehen, wie er auf einem kostbaren Wagen, der von vier Schimmeln gezogen wird, durchs Land fährt.

12. Das Tatarengrab in Klausberg

Nahe der Saulichschen Gärtnerei in Klausberg stand bis vor etwa 60 Jahren eine aus einzelnen Steinen zusammen-
gesetzte Säule. Daran befand sich ein kleines Bild, das an die
Tatarenzeit erinnerte. Als das Gelände bebaut werden sollte,
fand man beim Schachten im Umkreis der Säule eine Unmenge
von Knochen, krummen Säbeln und Helmen. Es wird erzählt,
daß an dieser Stelle viele Tataren beerdigt lagen, die auf dem
Rückzuge nach Asien in Klausberg umgekommen waren. Die
Knochenreste, die man dort gesammelt hat, sind an einem
anderen Orte wieder vergraben worden. Ein Kreuz bezeichnet
diese Stelle.

Auch die Landwirtschaft gibt uns einen Hinweis auf die
Tatarenzeit. In Klausberg wird an der Waldstraße noch von
2 Bauern Heide oder Buchweizen angebaut. Diesen Buch-
weizen sollen die Tataren mitgebracht haben, und so ist er in
unserer Gegend bekannt geworden. Deshalb heißt er auch in
der Mundart „Tatarenkraut“.

III. Hussitennot

Der Tatarenschreck war noch nicht vergessen, da kam neues Unglück über das Land. Der Böhme Johann Hus, der ein großer Deutschenfeind war, hatte im Jahre 1415 in Konstanz den Flammentod erlitten. Seine Anhänger, von gleichem Haß gegen das deutsche Volkstum beseelt, gaben vor, den Tod ihres Anführers rächen zu wollen, und drangen in deutsches Gebiet ein. Dabei kamen sie auch nach Schlesien. Singend und mordend zogen sie von Ort zu Ort. Die Sage hat die Erinnerung an manche ihrer Greuelthaten aufbewahrt.

13. Die Hussiten in Meisse

Im Jahre 1428 erschienen die wilden Hussiten vor Meisse und steckten die vor dem Zolltor gelegene Altstadt in Brand. Plündernd und mordend zogen sie von Haus zu Haus. Da sie es besonders auf die Geistlichen abgesehen hatten, kamen sie auch in das Kreuzherrenkloster. Alles, was fliehen konnte, war bereits geflohen; nur einige Kreuzherren, die Alter oder Krankheit daran gehindert hatte, waren zurückgeblieben. Als der Propst des Klosters gerade seinen Mitbrüdern, die er nicht hatte verlassen wollen, Trost zusprach, wurde er von den blutgierigen Hussiten ergriffen und samt seinen Ordensbrüdern grausam hingemordet.

Nach dem Abzug der Feindekehrten die geflohenen Kreuzherren zurück und bestatteten die Toten feierlich in ihrer Stiftskirche.

Noch ein anderes Opfer hatte sich die Wut der Hussiten auserkoren. Es war der Pfarrer der Altstadt. Schon eilte eine Rotte nach seiner Wohnung, um auch ihn zu ermorden. Da zuckte aus heiterem Himmel ein Blitzstrahl hernieder, und zu Tode getroffen, stürzte der Anführer zu Boden. Von Furcht und Schrecken ergriffen, warfen seine Begleiter die Waffen weg und retteten sich durch eilige Flucht.

14. Der versunkene Brotwagen

Fremde Müllergesellen erzählten von den Verwüstungen, welche die Hussiten in Böhmen angerichtet hatten. Städte und Dörfer sollten geplündert und niedergebrannt, Menschen gequält und erschlagen, das Vieh geraubt und fortgetrieben sein. Seit Monaten lebte man auch diesseits des Gebirges in Angst und Sorgen.

Auf einmal waren sie da. Sie erschienen mit ihren Wagen und Pferden vor Neisse. Das Heer, das sich entgegenstellte, wurde geschlagen. Darauf wurden einige Stadttheile erobert und vernichtet. Endlich gelang es den Neisser Bürgern, unter denen sich die Fleischer besonders auszeichneten, die Böhmen durch List und Kraft zu überwältigen. Die Feinde strebten in wilder Flucht dem Gebirge zu. Sie nahmen sich aber doch noch die Zeit, alle Häuser zu plündern, die am Wege lagen.

Ein Hussitentrupp kam auch nach Heidau. Er entdeckte im Gesträuch die Buschmühle und auf dem Berge die beiden Häuser. Schnell packten die Hussiten alles, was sie brauchen konnten, auf den Wagen. Das Vieh trieben sie fort, nachdem sie die Strohdächer der Häuser angezündet hatten. In der Mühle hatte man aber gerade gebacken. So kam es, daß die Hauptlast des Wagens aus Broten bestand.

Die unglücklichen Bewohner des Buschberges waren jammernd auf Dürr-Ramitz zu geflohen, hoffend, daß sie im Walde vielleicht dieses oder jenes Stück des geraubten Viehs einfangen und zurückholen könnten. Da stieg ein furchtbares Gewitter auf, und plötzlich wurde es Nacht. Während des Aufleuchtens der Blitze konnten die Leute aus der Mühle erkennen, daß der Wagen der Räuber im aufgeweichten Boden stecken geblieben war. Die Hussiten schrien und schlugen auf die Pferde ein, aber vergebens; der Wagen bewegte sich nicht von der Stelle. Da warfen die Räuber die schönen Brote vor die Räder, damit der Wagen nicht versinke.

Auf einmal entfuhr dem Munde dieser wilden Männer ein Schrei des Entsetzens. Ein furchtbarer Blitzstrahl war unter sie gefahren und hatte eine schauerliche Schlucht aufgerissen, die alle verschluckte.

Die Buschbergleute, die dem Strafgericht zusehen hatten, waren wie betäubt und kamen erst nach und nach zur Besinnung. Dann trieben sie die geretteten Tiere zu den verbrannten Heim-

stätten zurück. Als die Häuser wieder aufgebaut waren, errichteten sie an der Stelle, wo sich die Schlucht aufgetan hatte, einen Bildstock, der heute noch zu sehen ist.

15. Der Hussitenstein und der Hussitenteich bei Jakobswalde

Im Kreise Cosel liegt mitten im Jakobswalder Forst ein Teich, an dessen nördlicher Seite ein riesiger Stein steht, der sich an eine alte Eiche anlehnt. Von dem Baume und dem Steine wird folgende Sage erzählt:

Als die Hussiten in Schlesien raubten und plünderten, kamen sie auch in die Coseler Gegend. Die Bauern von Jakobswalde, die gewarnt waren, verbargen ihre Schätze unter einer Eiche, die am Ufer eines Teiches stand. Sie gruben einen Gang und stützten ihn mit Balken und Brettern. Darin versteckten sie ihre Kostbarkeiten. Dann schafften sie einen großen Stein herbei, der am Waldrande lag, und verschlossen damit den Eingang.

Als die Hussiten nach Jakobswalde kamen, forderten sie sofort die Einwohner auf, alle ihre Schätze herauszugeben. Da diese sich weigerten, gerieten die Feinde in Wut und quälten die Bauern in schrecklicher Weise. Schließlich verrieten die Bauern doch, wo sie ihr Gold und Silber verborgen hatten. Die Hussiten eilten sofort dorthin, wälzten den Stein fort und stiegen in den Gang hinunter.

Plötzlich erhob sich aber ein schwerer Sturm. Er brachte den Teich in Bewegung. Die Flut trat über die Ufer, und da der Eingang tief lag, füllte er sich schnell mit Wasser. Für die Hussiten, die unten im Gange die Schätze zusammenrafften, gab es keine Rettung: sie ertranken alle. Der Sturm riß auch den Stein mit sich und schleuderte ihn in die Öffnung des Verstecks. Er drang mit der Spitze in die Erde hinein und zerquetschte die vielen Leichen, die hier dicht beieinander lagen.

Das alles soll sich nachmittags gegen 5 Uhr zugetragen haben. Wenn man um diese Zeit dort vorbeigeht, hört man ein Wimmern und Klagen. Die Bauern wagen es nicht, die Schätze aus der Erde herauszuholen; denn sie fürchten, daß die Hussiten aufstehen, zu den Waffen greifen und sie erschlagen würden.

16. Die Hussiten vor Leobschütz (1430)

Nach einer alten Weise

Und über grünem Walde
Ein Feuer leuchtet auf.
Mein Gott, das sind die Hussen,
Sie kommen schon in tollem Lauf.

So laßt die Trommeln wirbeln
Und zieht die Brücken ein!
Die Gatter mögen fallen,
Die Stadt muß gut verschlossen sein.

Der Hussen Säcke füllen
Und ihnen Wein und Fraß
In offene Mäuler schütten
Wie anno 28 ohne Maß,

Des sind wir nicht gewogen.
Was sollen Spieß und Wehr?
Wir sind die Johanniter,
Und unsre Faust ist eisenschwer.

Der Türmer lacht vom Turme:
Ihr Kelcher, gebt nur acht,
Heut kommt ihr recht zum Trunke,
Euch wird ein lustiger Tanz gemacht.

Mit Leitern und mit Stangen,
So kralkten sie am Stein
Und stürmten gen die Mauern
Und wollten in die Stadt hinein.

Es schlugen Stein' und Pfeile
In ihre Haufen dicht,
Und ihre Reihen wurden
An manchen Stellen klein und licht.

Doch wo mit reckem Blicke
Zur Höhe fuhr ein Kopf,
Da prasselt heißer Regen
Dem frechen Kopfe auf den Schopf.

Aus großen Hirssetöpfen
Erhielten sie den Trunk
Von Leobschützer Frauen.
Bald hatte jedermann genug.

Sie fielen von den Leitern,
Als wär' das Raß zu schwer.
Es brummt'n ihre Schädel,
So mancher gab sein Leben her.

Wo sonst sie Bier nur brauten,
In Kesseln bauchig breit,
Ward Pech und Teer gesotten
Von tapfrer Leobschützer Maid.

Sie hatten ihre Bärte
Schon nach der Stadt belect,
Nun mußten sie entsagen
Den Tischen, die hier wohlgedeckt.

Sie zogen zag von dannen,
Sie hätten's nicht gedacht;
Doch in dem starken Städtchen
Hat man dem Herrn den Dank gebracht.

Und der dies Lied gesungen,
Er war ja mit dabei,
Und zwei der Hirschetöpfe
Schlug seine wackre Frau entzwei.

17. Die Gründung der Stadt Gleitwiz

Wir wissen, daß die Stadt Gleitwiz um das Jahr 1250 gegründet worden ist. Die Sage aber berichtet anders:

Die Stadt Gleitwiz ist während der Hussitenkriege erbaut worden. Damals sind die Hussiten vom böhmischen Land über Oberschlesien nach dem Kloster Ezenstochau gezogen, um dort zu rauben und zu plündern. Unterwegs stießen sie auf das Städtchen Psaar im Kreise Lubliniz. Dieser Ort wurde völlig zerstört. Die Einwohner wurden zersprengt und flohen bis zur Klodniz. Sie baten den Herzog, hier eine Stadt erbauen zu dürfen. Der Herzog gab die Erlaubnis, und so wurde die Stadt Gleitwiz gegründet. Als die Hussitenkriege zu Ende waren, wagten viele Böhmen nicht, in ihr Vaterland zurückzukehren. Sie blieben hier und siedelten sich ebenfalls in Gleitwiz an.

IV. Von Rittern und Räubern aus alter Zeit

Auch unsere Heimat sah die Blütezeit und den Verfall des Rittertums. Frau Sage, die sich an Harm und Leid besser erinnert als an Glück und Freude, berichtet deshalb mehr von dem wüsten Treiben der Raubritter als von dem segensreichen Wirken edler Recken. Da die Knechte es den Herren gleichtun wollten, gesellten sich zu den adeligen Missetätern die bürgerlichen, zu den Raubrittern die Räuber.

18. Der Falkenritter Heinrich Bielefeld

Auf dem Schlosse Ottmachau lebte einst ein Ritter, Heinrich Bielefeld mit Namen, den hatte der Bischof von Breslau zum Vogt über das Schloß und den Gau gesetzt. Heinrich war ein begüterter Mann und kargte nicht mit seinem Besiz. Bei Spiel und Wein, bei Jagd und Gastmahl pflegte er sein Leben zu genießen. Und doch sah man ihn oft in sich versunken dastehen, als ob ihn ein schwerer Kummer drückte. Seit zwei Monaten lag ihm die schöne Emma von dem Hag aus Meisse im Sinne. Er sparte weder Gold noch Mühe, um alle Nebenbuhler auszustechen, und überhäufte Emma mit kostbaren Geschenken, nur um ein freundliches Wort von ihr zu erhaschen.

Aber er mußte bald merken, daß sie wohl seine Gaben annahm, doch seine Werbung mit kaltem Hohn ablehnte. Und doch konnte er sie nicht vergessen, obwohl sein Vermögen nach und nach schwand und er an den Bettelstab kam. Er mußte seine Dienerschaft entlassen, zog sich darband auf seine Burg zurück und besaß nur noch einen Edelfalken, den er über alles liebte. Das treue Tier war jetzt sein einziger Jagdgenosß. Kümmerlich lebte er von der geringen Beute, die ihm der Falke einbrachte, während die Gläubiger das letzte Roß aus seinem Stalle zogen und Keller und Scheuer leerten. Mit seinem gesiederten Genossen teilte er den letzten Bissen, und ihm klagte er oft das Leid, das ihm die Geliebte durch ihre Härte und Grausamkeit zugefügt hatte.

Eines Tages sah er einen fremden Knecht den Burgberg heraufsteilen. Der grüßte den Ritter gar höflich und kündigte

ihm an, daß das Fräulein von dem Hag mit ihren Jägern im Tale weile, ihm einen Gruß entbiete und sich bei ihm zu Gaste lade. So beglückend diese Kunde für ihn war, so brachte sie ihn doch in die größte Verlegenheit. Wie sollte er ihren Wunsch erfüllen, da Küche und Keller leer waren und er nichts besaß als seinen treuen Falken?

Doch da half kein langes Nachdenken. Grade drückte er noch einmal seinen geliebten Falken an die Brust, um ihn hernach schlachten und zubereiten zu lassen, da ritt das Fräulein mit dem Jagdgefolge durch das Burgtor. Emma erriet, was der Ritter vorhatte. Sie rettete den Vogel, und durch die grenzenlose Liebe gerührt, reichte sie dem Ritter die Hand zum Lebensbunde. Der Troß brach darüber in lauten Jubel aus.

Mit Emmas Einzug kehrte der Überfluß in das leere Schloß zurück. Den treuen Falken aber, der ihr Glück begründet hatte, pflegte sie fortan mit eigener Hand.

19. Das eingemauerte Ritterfräulein im Schlosse zu Hindenburg OS

Jahrhunderte sind seitdem vergangen, als das geschah, was jetzt erzählt wird. Heute ist Hindenburg eine große Stadt, damals aber war es ein kleines Dorf. Neben den Holzhütten der Bauern erhob sich ein stattliches Schloß, darin ein tapferer Ritter wohnte. Dessen Frau war gestorben und hatte ihm ein liebliches Töchterchen hinterlassen. Das wuchs zur Freude des Vaters zur blühenden Jungfrau heran und war schön über alle Maßen.

Dann heiratete der Ritter zum zweiten Male. Die Stiefmutter war böse und gönnte dem Mädchen nicht die Liebe des Vaters. Sie wußte das aber klug vor ihrem Gemahl zu verbergen, und dieser ahnte nichts von ihrem Hasse gegen die schöne Stieftochter.

Nun brach ein Krieg aus, und der Ritter mußte ins Feld ziehen. Als die Stunde der Trennung gekommen war, nahm er Abschied von Frau und Tochter. Da er glaubte, daß der Krieg lange dauern würde, empfahl er das Mädchen der Liebe und Obhut der Stiefmutter. Seine Gemahlin versprach, treulich für die Tochter zu sorgen.

Doch als einige Zeit vergangen war, trat sie vor die Jungfrau und sprach: „Du bist eine falsche Schlange und raubst mir die Liebe meines Vatten. Deshalb mußt du sterben!“ Die Unglückliche warf sich der bösen Stiefmutter zu Füßen und flehte sie unter Tränen um Schonung ihres Lebens an. Doch alles war vergeblich. Die Rittersfrau rief zwei als rohe Gesellen bekannte Knechte herbei, die mußten der Jungfrau die goldenen Ketten abnehmen und die schönen Kleider vom Leibe reißen. Sie mußte sich in ein rauhes Bettlergewand kleiden, das zerrissen und voller Flecken war. Dann ergriffen sie die bösen Knechte und führten sie in die dunklen Kellerräume der Burg. Dort, wo es am dunkelsten war, stießen sie das Ritterfräulein in ein enges, nasses Gewölbe hinein. Die Thür wurde zugemauert, auch das kleine Guckloch, das vom Wallgraben her den finsternen Raum etwas erhellte. Dort sollte das Mädchen den furchtbaren Hungertod sterben.

Ein Diener aber, der seinem Herrn treu ergeben war, erbarmte sich der Unglücklichen. Gegen den Befehl der schlimmen Herrin ließ er, als er Thür und Fenster vermauern mußte, ein kleines Loch in der Größe eines Ziegelsteines im Fenster frei. Durch diese Öffnung reichte er der Jungfrau Tag für Tag Speise und Trank, so daß sie nicht zu verhungern brauchte, wenn sie auch die liebe Sonne in ihrem Kerker nicht sah und in ihrem Gewande bitterlich fror. Wie lange sie so in Not und Jammer gelegen, wußte sie nicht; es schienen ihr Ewigkeiten zu sein.

Da hörte sie eines Tages, wie das Gestampfe von vielen Pferdehufen auf der Zugbrücke erdröhnte. Sie vernahm auch Stimmen, und als sie genauer hinhörchte, erkannte sie die Stimme ihres Vaters. Da sang sie laut ein Lied, das dieser besonders liebte. Der Ritter merkte auf, wußte aber nicht, woher die Töne kamen.

Als er im Schloßhof angekommen war und seine Gemahlin umarmt und geküßt hatte, fragte er alsbald nach seiner Tochter, da er sich wunderte, daß sie nicht zum Empfange herbeigeeilt war. Die Stiefmutter tat gar traurig und sagte, die Tochter sei bald nach seiner Ausfahrt aus Sehnsucht nach dem Vater gestorben. Da ward der Ritter sehr zornig und beschuldigte seine Frau der Lüge. Er habe doch soeben den Gesang seiner Tochter gehört. Das böse Weib erblaßte und wußte nicht, was es sagen sollte. Der Ritter aber durchsuchte das ganze Schloß, und als auf sein Rufen die Jungfrau hinter der vermauerten Thür ant-

wortete, ließ er eiligst die Mauer aufbrechen. Bald lagen sich Vater und Tochter weinend in den Armen.

Die Stiefmutter traf eine strenge, aber gerechte Strafe. Sie wurde von vier wilden Pferden in Stücke gerissen.

20. Vom Ritter, der keine Steuern zahlen wollte

Der letzte Herr der Burg Landeck (bei Petershofen) im Hultschiner Ländchen war ein geiziger Mann und wollte keine Steuern zahlen. Jedesmal wenn die kaiserlichen Soldaten kamen, um sie einzutreiben, war er nicht daheim. Seine einzige Tochter sagte den Soldaten, sie sollten gegen Mittag kommen, da sei er zu Hause. Der Schildwache aber befahl sie, kein Zeichen zu geben, wenn die Soldaten kämen.

Und so geschah es am nächsten Tage. Doch bemerkte der Burgherr vom Fenster seines Zimmers aus die Ankunft der Kaiserlichen. Da nahm er den goldenen Tisch, an dem er gerade sein Mittagbrot aß, und sprang mit ihm in den Brunnen, der sich mitten im Hofe befand. Sogleich versank auch das Schloß samt allen Schätzen.

Die Tochter des Ritters wurde verzaubert. Sie erscheint immer am Passionssonntag auf einer feurigen Sau an der Stelle, wo einst das Schloß gestanden hat. Wer den Schlüssel, den sie ihm zuwirft, auffängt, der erlöst sie und alle, die unten im Berge verzaubert liegen, und wird ein reicher Mann.

21. Der Ritter Wimmersberg

In Falkenau im Kreise Grottkau, einem Dorfe, das heute durch seine Nelkenzucht bekannt ist, lebte vor langer, langer Zeit ein Ritter, namens Wimmersberg. Er führte kein gutes Leben. Der Ritter quälte und peinigete seine Untertanen, wo er nur konnte. Auch war er wegen seiner Räubereien gefürchtet.

Als er starb, wurde er im Parke seines Schlosses beerdigt. Allein der Tote fand keine Ruhe. Deshalb gruben ihn die Dorfbewohner aus und legten ihn in ein Grab, das mitten im Walde lag und zwar an der Stelle, wo die Gemarkungen von Falkenau, Altgrottkau und Hönigsdorf zusammenstoßen.

Aber auch hier kam der Tote nicht zur Ruhe. In der Mittagsstunde und um Mitternacht verläßt er sein Grab und

reitet durch den Wald. Ein Holzhauer sah ihn einmal, wie er auf seinem Pferde dahinjagte. Da ging ein Brausen durch den Wald, und alle Bäume neigten sich vor dem Ritter zur Erde.

22. Die Burgruine Leuchtenstein

Unsere Heimat hat durch die oberschlesische Gebirgssecke Anteil an den Sudeten. Hier lagen einst mehrere Burgen, die aber längst zerfallen sind. Wer von der Oberschlesierbaude nach der Landesgrenze in Richtung Arnoldsdorf geht, sieht plötzlich rechter Hand eine größere Steinhalde. An dieser Stelle stand die Burg Leuchtenstein, von der folgende Sage geht:

Im 13. Jahrhundert hauste auf der Burg Leuchtenstein ein übler Wegelagerer und Räuber, der Odo von Wolfsberg hieß. Er stammte aus Thüringen, wo er mit anderen Raubgesellen ein wildes Leben führte, bis eines Tages die Burg seiner Väter in Flammen aufging. Er verließ die Heimat, und da gerade Ansiedler ins schlesische Land gerufen wurden, das unter dem Mongoleneinfall schwer gelitten hatte, zog er dorthin.

Des Wolfsbergers Sinn aber stand nicht nach ehrlicher Arbeit, vielmehr setzte er sich in Besitz des Raubnestes Leuchtenstein und unternahm in gewohnter Weise seine Raubzüge gegen friedliche Kaufmannszüge. Auch das Gold und Silber, das die schlesischen Bergknappen aus den Schächten am Althackelsberge bei Edelstadt (heute Zuckmantel) zu Tage förderten, raubte er gern.

Eines Nachts, nachdem der Raubritter von seinen Rundschaftern erfahren hatte, daß im Obergrund größere Mengen des edlen Metalls lagerten, unternahm er einen Raubzug dorthin. Aber die Bergknappen waren wachsam. Tapfer griffen sie zu ihren Schlegeln und stürzten sich auf die Eindringlinge. Es gab viele Tote, nur wenige Räuber entkamen: unter ihnen befand sich Odo von Wolfsberg, den ein rascher Sprung aus dem Fenster gerettet hatte.

Nun zog es der Raubritter doch vor, sein Lasterleben aufzugeben. Sein gewandtes Auftreten ermöglichte es ihm, bald an den Hof des Königs Ottokar zu gelangen, wo er eine einflußreiche Stelle bekleidete.

Einige Zeit darauf verdächtigte er den Ritter Heinrich von Gleisberg, der sein Gegner war und ebenfalls aus Thüringen

stammte, des Raubes im Obergrund. In Wirklichkeit hatte dieser mit einigen Knappen gegen die Mongolen gekämpft und war erst später zurückgekehrt. Aber noch ehe er sich verteidigen konnte, war er der Feme ausgeliefert, die das Urtheil an ihm vollstrecken sollte.

Jetzt traten zwei seiner Freunde, sein ehemaliger Begleiter Wendelin und sein Kampfgenosse Ulrich von Goldenstein, für ihn beim Könige ein. Sie klagten Wolfsberg der falschen Beschuldigung an. Zuerst fiel es Heinrich von Gleisberg schwer, seine Unschuld zu beweisen. Da trat der Goldschmiedemeister Prokoj vor und erzählte, wie es damals beim Raubüberfall im Obergrund zugegangen war. Der Anführer der Bande sei Odo von Wolfsberg gewesen. Er habe gerade dem Räuber eine glühende Eisenstange durch den Leib rennen wollen, da sei dieser durch einen geschickten Sprung aus dem Fenster entkommen.

Der Räuber konnte auf diese Aussage nichts erwidern. Er wurde bald darauf enthauptet. Heinrich von Gleisberg aber, der unschuldig in der Gefangenschaft schmachtete, wurde sofort in Freiheit gesetzt. Er verließ die Gegend an der Bischofskoppe und zog mit seinem Freunde nach Goldenstein, wo er die Tochter des dortigen Burgherrn zum Weibe nahm.

23. Das Räuberschloß von Auenrode

Im Walde von Auenrode im Kreise Grottkau befand sich einst eine Raubritterburg, in der Räuber ihr Unwesen trieben. Von diesem „Räuberschloß“ erzählen die Leute folgendes:

Einst kam ein Offizier auf das Schloß, als die Räuber gerade auf Raub ausgezogen waren. Eine alte Frau empfing ihn, und auf seine Frage, wo er sich befinde, sagte sie ihm, daß er in eine Räuberhöhle geraten sei. Er käme nicht mehr heraus; denn große, bissige Hunde wachten an der Thür, die wohl jeden herein, aber niemanden hinaus ließen. Wenn er sich die Zeit bis zur Ankunft der Räuber etwas vertreiben wolle, so solle er zur Kegelbahn gehen.

Der Offizier tat das, und es dauerte auch nicht lange, da kehrten die Räuber zurück. Als er sie kommen hörte, rief er immerfort: „Alle Neune! Alle Neune!“ Der Räuberhauptmann schickte sofort zwei seiner Kumpane hin, um den Fremden zu holen. Der Offizier war jedoch mutig, nahm sofort den Kampf

mit ihnen auf und tötete sie. So ging es nach und nach sämtlichen Raubgesellen, die der Hauptmann hintereinander ausgesandt hatte. Zuletzt kam der Hauptmann selber, um nach seinen Genossen zu sehen. Ihm schlug der Offizier eine Hand ab, so daß er sich ergeben mußte.

Der Räuberhauptmann wurde später hingerichtet. Das Räuberschloß haben die Bauern zerstört.

24. Die Schneeglöckchen an der alten Burg

Auf den Wiesen bei Winzenberg im Kreise Grottkau sieht man noch heute altes Mauerwerk stehen. Hier erhob sich vor langer Zeit eine feste Burg, die von Raubrittern bewohnt war. Die Ritter fingen die Kaufleute ab, die mit ihren Wagen vorbeizogen und reiche Warenladungen mitführten. Sie raubten die Güter und setzten die Reisenden in den Turm. Wer kein Lösegeld zahlen konnte, wurde ermordet. Die Leichen warfen sie in den Burggraben.

An dieser Stelle wachsen jetzt sehr viele Schneeglöckchen. Im Frühling ist alles mit Blüten besät. Die weißen Glöckchen erinnern an die unschuldigen Opfer der alten Raubritter.

25. Die Raubburg bei Konstadt

Bei Konstadt im Kreise Kreuzburg befand sich einst eine Raubburg, deren letzter Besitzer lange Zeit die Gegend unsicher machte und seine Verfolger immer dadurch zu täuschen wußte, daß er seinem Pferde die Hufeisen verkehrt aufschlug.

Endlich hat ein gewandter Schütze dem Frevler das Handwerk gelegt, indem er ihn von der Grenzklippe her erschoss, als er gerade in seiner Burg bei Tisch saß und sein Abendbrot verzehrte. Es ist das eine Entfernung von etwa einer Achtelmeile. Das Raubnest ist sodann (1461) dem Erdboden gleich gemacht worden.

26. Das Sühnekreuz des Raubritters

In Niklasdorf im Kreise Grottkau wohnte im 15. Jahrhundert ein Raubritter, der Seiblich hieß. Seine Burg stand dort, wo sich jetzt der Park ausdehnt. Von der Burg führte ein unterirdischer Gang bis in den Wald, der am Wege nach

Würben liegt. Von hier aus unternahm Seidlitz seine Raubzüge, und er war der Schrecken der Umgegend.

Aber auch die eigene Familie fürchtete den Raubritter; denn er war sehr jähzornig. Bei einem Familienstreit erschlug er in der Wut seinen Sohn. Voll Reue setzte er an der Grenze des Dorfes ein Sühnekreuz, das heute noch zu sehen ist. Es steht an der Straße von Niklasdorf nach Giersdorf.

27. Die Raubritter auf der Burg Branitz

Vor vielen Jahren hausten auf der Burg Branitz im Kreise Leobschütz Raubritter. Ihnen gehörte auch die Schellenburg und die Burg in Lichten. Die drei Burgen waren durch unterirdische Gänge miteinander verbunden. Von der Burg Branitz kann man jetzt noch ein Stück Wallgraben und den Hungerturm sehen.

Als hier die Raubritter saßen, wurden alle vorbeiziehenden Reisenden ausgeplündert und in den Hungerturm geworfen. Dort mußten sie elend umkommen. Tag und Nacht hörte man das Jammern und Stöhnen der Schmach tenden.

Später wurde die Burg Branitz eingerissen. Dabei fand man sehr viele Skelette, einige davon sogar noch in Uniform und mit Säbel.

Im Hungerturm geht in der Nacht eine weiße Frau um. Auf der Wiese bei der Mälzerei standen drei Birken. Hier soll früher das Beutegeld, das die Raubritter an dieser Stelle versteckt hatten, gebrannt haben. Man sah in stockfinsterer Nacht eine bläuliche Flamme. Es hieß allgemein: Wer die Flamme auslöschen kann, der findet das Geld. Sobald man aber näher kam, erlosch die Flamme.

28. Der Räuberhauptmann Roziol

In Cosel steht ein uralter, düsterer, von hohen Bäumen beschatteter Bau, den alle das alte Schloß nennen. Die Sage berichtet, daß hier vor vielen hundert Jahren der Räuberhauptmann Roziol mit seinen Spießgesellen gewohnt hat. Die Räuber waren nicht nur der Schrecken der umwohnenden Bevölkerung und der einsamen Wanderer, sondern auch der des Weges ziehenden Kaufleute.

Der Landesfürst hatte schon einen hohen Preis auf den Kopf des Anführers und auf die Aufhebung des Raubnestes gesetzt, doch wollte sich niemand den Preis verdienen, weil sich alle vor der Rache des Räubers fürchteten, falls der Anschlag mißlang.

Als aber der Untaten immer mehr wurden, beschloß der eigene Bruder des Raubritters, ein in österreichischen Diensten stehender höherer Offizier, diesem räuberischen Treiben ein Ende zu bereiten. Er kündigte dem Bruder seinen Besuch an, der ihn auch freundlich aufnahm. Als eines Tages die Spießgesellen des Räubers abwesend waren und beide Brüder vom hohen Turme auf den Bach hinunterschauten, der an der Mauer vorbeifloß, führte der Offizier sein Vorhaben aus. Ein großer Fisch schien die Aufmerksamkeit des Räuberhauptmanns zu erregen. Roziol beugte sich, um besser zu sehen, weit über die Brüstung hinaus. Plötzlich erhielt er von seinem Bruder einen Stoß, und — das Land war von seinem Bedrucker befreit. Als die Spießgesellen heimkehrten, wurden sie von den im Hinterhalt liegenden Soldaten gefangen und der strafenden Gerechtigkeit ausgeliefert. Alte Leute zeigen noch heute den Ort, wo Roziol begraben liegen soll.

In den unterirdischen Räumen hatten die Wegelagerer unermessliche Reichtümer aufgespeichert und vergraben. Schweine, die hier zur Zeit der Belagerung der Festung Cosel (1807) untergebracht waren, sollen häufig Geld aus der Erde gewühlt haben. Solches Geld ist lange Zeit in den Händen einzelner Bürger gewesen. Auch später noch soll in diesen Kellern und in der Umgebung des alten Schlosses Geld gefunden worden sein. Man erzählt, daß die Pächter des Schlosses durch solche Funde wohlhabend geworden seien. Ferner sagt man, daß von Zeit zu Zeit ein blaues Flämmchen, das bei einer alten Esche zur Nachtzeit brenne, den Ort kenntlich mache, wo noch Schätze verborgen liegen.

29. Die versunkene Räuberstadt

Im Kreise Ratibor liegt an einem Wege in der Nähe von Lubowitz ein kleines Waldstück. Das Gelände ringsum ist so zerklüftet und zerrissen, daß es einem Trümmersfeld gleicht. Auch der umliegende Acker soll das gleiche Aussehen gehabt haben, ehe ihn der Pflug eingeebnet hatte. Auf dieser Feld-

markt soll vor Zeiten eine große Stadt gestanden haben, die den Höhenzug beherrschte und stolz ins Obertal hinunterschaute.

Die Bürger dieser Stadt waren durch Tüchtigkeit und Fleiß reich geworden. Doch im Wohlleben verloren sie die Lust zu mühsamer Arbeit und wurden Räuber und Wegelagerer. Sie überfielen die reichen Handelsschiffe auf der Oder, plünderten die Warenzüge der Kaufleute, fielen auch in die umliegenden Orte ein und nahmen alles mit, was ihnen brauchbar erschien. Den Raub versteckten sie in den Gängen und Kellern, die sich unter der Stadt hinstreckten. Als die alten Gänge mit Schätzen gefüllt waren, wurden neue gegraben, und so unterwühlten sie nach und nach die ganze Stadt. Zuletzt konnte der Boden die schwere Last nicht mehr tragen; er brach zusammen und mit ihm die räuberische Stadt. Türme, Mauern, Menschen und Tiere, alles wurde vernichtet; nichts blieb übrig als ein großes Trümmerfeld.

Erst nach vielen hundert Jahren siedelten sich wieder Menschen an der Stätte an. Als sie das Schloß Lubowitz bauten, fanden sie Löcher in der Erde, die so tief waren, daß die hineingesteckten Stangen keinen Grund fanden. Eines dieser Löcher schien der Eingang in ein Gewölbe zu sein. Die Leute wagten aber nicht, es zu betreten, sondern schickten einen Hund hinein. Dieser kam nicht mehr wieder. Drei Tage hörte man noch sein Bellen und Heulen, dann war alles still. Das Tier hatte sich wohl in den weitläufigen Hallen und Gängen verirrt und konnte nicht mehr den Ausgang finden.

30. Die Räuber Jurasch und Andreas

Im sechzehnten Jahrhundert hausten im Walde von Strandorf im Hultschiner Ländchen die Räuber Jurasch und Andreas mit ihrem großen Gefolge und machten die ganze Gegend unsicher. Die Wege nach dem Marktflecken Beneschau waren noch wenig ausgebaut. Deshalb mußten die Kaufleute, die den Beneschauer Markt besuchten, die von Kuchelna über Bolatitz führende Landstraße benutzen.

An solchen Tagen lagen die Räuber stets auf der Lauer. Die vollbeladenen Wagen wurden überfallen und beraubt. So mancher Händler kam dadurch an den Bettelstab. Wenn sich ein Kaufmann widersetzte, wurde er verprügelt. Auch schlug

man ihm Zwecken in die Fußsohlen, und dann mußte der Unglückliche vor den Räubern tanzen.

Einmal ging ein armes Mädchen vom Markte und hatte das Unglück, den Räubern in die Hände zu fallen. Sie wollten die Jungfrau töten, doch erweichte ihr Flehen das Herz des Anführers, und er beschloß, sie bei sich zu behalten. Sie sollte bei den Räubern in der Höhle bleiben und für sie kochen. Es war ihr bei Todesstrafe verboten, den Unterschlupf der Räuber zu verlassen. Wenn diese fortgingen, wurde die Höhle abgeschloffen. Immerfort sann das Mädchen darüber nach, wie sie entfliehen könne, aber es bot sich keine Gelegenheit.

Die Bevölkerung versuchte mit allen Mitteln, die Räuberbande einzufangen, doch war alles vergeblich. Erst nach langer Zeit gelang es, einen von der Bande zu verwunden und in die Hand zu bekommen. Er wurde zum Tode verurteilt und aufgehängt. Seine Genossen hat er nicht verraten.

In der folgenden Nacht stahlen die Räuber die Leiche ihres Genossen vom Galgen. Es stellte sich heraus, daß der Mann noch nicht tot war. Sofort trugen ihn die Räuber zu einem armen Schäfer, der im Walde wohnte, und befahlen ihm, den Mann auszuheilen, wenn ihm sein Leben lieb wäre. In der Angst nahm der Schäfer den Räuber auf und heilte ihn in einigen Wochen aus. Der Mann blieb aber ein Krüppel und konnte nicht mehr gehen. Da schlug einer von der Bande vor, der Gelähmte solle künftig an der Straße stehen und betteln. Kämen Handelsleute mit Waren des Weges, dann solle er die anderen Räuber durch einen Pfiff verständigen. So geschah es.

Eines Tages kam ein besser angezogener Mann vorbei, und als er den armseligen Bettler erblickte, zog er voll Mitleid seine Börse und gab ihm ein Geldstück. Aber was war das? In demselben Augenblick zog der Beschenkte eine Waffe aus der Tasche und schoß auf den Wohltäter, den er aber nur verwundete. Der Überfallene, über diese Heimtücke empört, schlug auf den Bettler ein und warf ihn zu Boden. Bald kamen andere Leute hinzu und fesselten den Bösewicht. Als man seine Taschen untersuchte, fand man die Pfeife, durch die er seine Genossen herbeigerufen hatte.

Jetzt wurde der ganze Wald umstellt, und als man die Pfeife ertönen ließ, stürmten die Räuber herbei. Sie wurden gefangen genommen und der irdischen Gerechtigkeit ausgeliefert. Das Lager wurde entdeckt, und viel geraubtes und gestohlenes

Gut konnte den Eigentümern zurückgegeben werden. Auch die Jungfrau fand man in der Höhle. Als sie ihre Erlebnisse geschildert hatte, brachte man sie zu ihren Eltern zurück, die sie mit großer Freude empfingen, da man sie längst für tot gehalten hatte.

Noch heute zeigt das Volk die Höhle, wo die Räuber gehaust hatten.

31. Der schwarze Paul

Vor vielen, vielen Jahren breitete sich von Maſkau bis Schammerwiß zu beiden Seiten der Zinna ein weites Sumpfgelände aus. Der Reisende, der dieser schwankenden Fläche seinen Fuß anvertraute, war verloren. Nur an einer einzigen Stelle, nördlich von Groß-Peterwiß, dort, wo die Zinna eine sanfte Hügellinie durchbricht, war ein Übergang möglich, und eine Holzbrücke stellte die Verbindung her. Hier führte eine der wichtigsten Handelsstraßen von Böhmen über Oberschlesien nach Polen.

Die Zinna trennte aber auch zwei gefürchtete Reiche besonderer Art: auf der einen Seite das Gebiet des Räuberhauptmanns Peter, der die Gegend bis nach Leobschütz unsicher machte; auf der anderen das des schwarzen Paul, der noch mehr gefürchtet war und die Gegend bis an die Stadtmauern von Ratibor brandschagte.

Das Haus des schwarzen Paul stand inmitten des dunklen Fichtenwaldes auf einem Hügel. Es war von festen Stämmen gebaut und hatte tiefe, mit Steinen ausgelegte Keller, die durch schwere Falltüren geschlossen wurden. Sie bargen die reichen Schätze der unzähligen Beutezüge; hier mußte aber auch mancher Wanderer schmachten, der ein reiches Lösegeld erhoffen ließ oder aus irgend einem Grunde der Rache des Räubers verfallen war. Die Räuberschar war der Schrecken aller, die gezwungen waren, die Handelsstraße über die Zinna zu benutzen. Sie war eine schwere Plage für die ganze Umgegend, und niemand wagte den Namen des schwarzen Paul laut auszusprechen.

Einst, zu Beginn der Fastenzeit, zog diesen Weg ein einsamer Reiter. Es war ein alter, gebrechlicher Mann, der auf einem abgetriebenen Gaulle saß und einen großen, wohlgefüllten Ledersack über dem Sattel liegen hatte. Der Alte, der sorg-

fältig die Büsche zu beiden Seiten des Weges absuchte, war einer der größten Zauberer Polens. Er hatte einst mit dem Teufel einen Bund geschlossen und ihm seine Seele verpfändet. Dafür hatte ihn der Teufel mit allen Kräften der Geisterwelt ausgerüstet. Fast das ganze Jahr konnte er seine Kunst ausüben, und die Geister standen ihm zur Verfügung, wenn er sie brauchte; nur in der Fastenzeit vor Ostern war er schwach wie die anderen Sterblichen. In diesen Wochen hat nämlich der Teufel keine Macht über die Menschen.

Der Zauberer hatte den Winter über das reiche Böhmerland durchstreift und viel Gold und Silber eingeheimst. Nun wollte er den Reichtum nach Krakau heimbringen. Doch der Weg, der noch dazu in die Fastenzeit fiel, war weit. Darum sprach er vorher ein Zauberwort und verwandelte seine Schätze in graue Steinklumpen und sich selbst in einen gebrechlichen Greis.

Das Reich des Räuberhauptmanns Peter hatte er glücklich hinter sich. Jetzt ritt er über die Zinnabrücke und kam in einen Wald. Der schwarze Paul aber lag auf der Lauer. Er ließ den Reiter ruhig herankommen, dann aber brach er mit seinen Räubern vor und hielt ihn an. Er durchsuchte das Gepäck des Reisenden und fragte nach dem eigentümlichen Inhalt des Lebersackes. Der Greis erklärte zitternd, es seien Steine, die er für gelehrte Männer seiner Heimat gesammelt habe. Paul aber glaubte ihm nicht. Er hielt den Alten für einen jener Leute, die Gold zu machen verstehen. Darum nahm er ihn in sein Haus mit. Er warf ihn in einen Keller. Dort sollte er bei Wasser und Brot so lange schmachten, bis er das Geheimnis der Steine offenbare. Täglich wurde der Gefangene vor den Hauptmann geführt und von diesem verhört. Aber trotz aller Fußtritte und Rippenstöße schwieg er.

Doch die Fastenzeit war noch lang, und darum erfann der Alte eine List. Er gestand, daß er ein berühmter Goldmacher sei, erklärte aber, seine Kunst nur beim Klange der Osterglocken ausüben zu können. Darum bat er um gute Verpflegung bis zu dieser Zeit. Am Ostermorgen sollte Paul dafür der reichste Mann der Welt werden.

Der Hauptmann traute den Worten des Zauberers. Jetzt hatte es der Gefangene so gut, wie er es sich nur wünschen konnte. Langsam näherte sich das Osterfest. Am Karfreitag schickte Paul alle seine Genossen fort, um nicht den Reichtum mit ihnen teilen zu müssen.

Am Ostermorgen stand der Zauberer im Hofe. Er hatte den Sack mit den Steinen bei sich. Der schwarze Paul sah zu, wie der Alte Kreise zeichnete und sich beschwörend nach den vier Himmelsrichtungen wandte. Da läuteten von den Thürmen Ratibors die Osterglocken. Der Zauberer rührte sich nicht, bis der letzte Glockenton verklungen war. Dann aber reckte er sich, und Leben kam in seinen Körper. Auf einmal bebte die Erde, und es gab einen furchtbaren Krach. Der schwarze Paul schrie auf, das Räuberhaus schwankte, und plötzlich tat sich ein Abgrund auf, in dem alles versank.

Heute liegt an dieser Stelle ein freundliches Vorwerk. Es gehört zur Gutsherrschaft Kornitz und heißt Paulshof. Der Name erinnert an den schwarzen Paul, der einst die Gegend mit Angst und Schrecken erfüllt hat.

V. Die Schwedenzeit

Die Sage hat eigentlich ein kurzes Gedächtnis. Was mehr als 100 Jahre zurückliegt, wird meist vergessen. Nur urgewaltige Erschütterungen, nur tausendfacher Tod und abgrundtiefes Leid bleiben als lastende Schatten im Volksgemüt haften. Solch unermessliches Unglück brachte der Dreißigjährige Krieg (1618—48) über die deutschen Lande, auch über Oberschlesien. Dabei verband sich fast alles, was damals in unserer Heimat an Furchtbarem und Traurigem geschah, mit dem Namen der Schweden. Mochten es Mansfelder oder Kaiserliche oder Dänen oder sonst eine Landsknechtshorde gewesen sein, das Volk sprach von Schweden. Die Erinnerung an die Schweden beherrschte das Denken unserer Ahnen so, daß sie sogar vorgeschichtliche Befestigungen und jahrtausendalte Begräbnisstätten als Schwedenschanzen und Schwedengräber bezeichneten. An diese Orte, an die richtig und die irrtümlich benannten, knüpfen sich zahllose Sagen. Dazu tritt das, was uns die alten Bücher berichten.

32. Die tapferen Weiber von Gleiwitz

Im Jahre 1626 zogen schwedische Truppen durch Schlesien und wollten auch Gleiwitz besetzen. Die Bürger von Gleiwitz aber hatten die Tore verschlossen, mit Balken verrammt und von innen dicht mit Dünger belegt, damit die Kugeln nicht durchdringen konnten. Auch die Seitenpforten im Norden und Süden der Stadt waren gut verschlossen und verrammt. Als nun die Schweden einen Boten durch das südliche Pfortchen in die Stadt schickten, sah dieser auf dem Wege zum Rathaus in jedem der geräumigen Hausflure einige Tonnen Hirse stehen. Die Gleiwitzer Frauen hatten nämlich eine List erdacht. Sie hatten leere Krauttonnen umgestürzt und auf den unteren Boden Hirse gestreut, so daß es aussah, als wären es volle Fässer. Auf dem Ringe aber standen bewaffnete Bürger mit mutiger Miene, welche dem Bürgermeister in Gegenwart des schwedischen Gesandten erklärten, daß sie sich nie ergeben würden. Sie hätten Lebensmittel genug, und die heilige Jungfrau Maria würde

durch ihre Fürbitte bei Gott die Stadt beschützen und ihnen im Kampfe beistehen.

Nun begann der Angriff. Die Schweden legten eine Menge Leitern an die Stadtmauer. Als sie aber aufstiegen, wurde ihnen kochender Hirsebrei samt den irdenen Töpfen auf die Köpfe geschleudert, wobei die Weiber von Gleiwitz wacker mithalfen. Die Feinde purzelten nur so von den Leitern herab. Die Verteidiger der Stadt zogen die Leitern schnell zu sich herein. Jetzt wollten die Schweden an der Nordseite in die Stadt kommen, und sie zogen dorthin, am weißen Thor vorbei. Von dort herab hat aber ein Bürger den Hauptmann der Schweden mit einem silbernen Knopfe erschossen.

Die Schweden waren mißmutig, weil sie glaubten, daß die Gleiwitzer viel Lebensmittel hätten, und da sie auf eine lange Belagerung nicht eingerichtet waren, zogen sie nach drei Tagen ab. Die Schweden erzählten auch, daß sie über der Stadt Gleiwitz in einer lichten Wolke die heilige Jungfrau gesehen hätten. Sie habe ihren großen Mantel über die Stadt ausgebreitet. Während des Sturmes auf die Stadt habe sie die Verteidiger mit ihrem Mantel gedeckt, so daß keiner getroffen werden konnte. So ist Gleiwitz gerettet worden.

33. Der Schwedengeneral von Schrottkirch

Am Dorfrand von Schrottkirch im Kreise Loß-Gleiwitz erhebt sich mitten im dichten Gehölz ein steiler Hügel von regelmäßiger Form. Auf dem dunklen Boden wächst kein Unterholz, nicht einmal ein Grassalm. Dieser Ort erinnert daran, daß im Dreißigjährigen Kriege die Schweden auch nach Schrottkirch gekommen sind.

Die Schweden hatten bei ihren Gefechten viele Tote. Auch ein General war unter den Gefallenen. Er wurde in Schrottkirch begraben, wo die Truppe gerade lagerte. Über dem Grabe wurde ein großer Hügel aufgeschüttet, den wir heute noch sehen. Früher hat hier ein Holzkreuz gestanden. An nebeligen Herbsttagen erscheint auf dem Hügel die Gestalt des toten Schwedengenerals. Dieser kann wegen seiner Missetaten im Grabe keine Ruhe finden. Friedlos schreitet der Schatten auf und ab, und wenn der Wind durch die Bäume fährt, hört man ein Ächzen und Stöhnen.



Der Schwedengeneral von Schrottkirch

34. Die Eiche von Trachhammer (Kreis Tost-Gleitwiz)

Wenn man von Kleingarben nach Trachhammer wandert, kommt man an ein kleines Flußthal. Hinter dem Tale stehen am Wege drei große Eichen. Eine davon ist besonders hoch. Sie steht auf einem kleinen Hügel. Von der Eiche und dem Hügel wird folgendes erzählt:

Vor langer, langer Zeit gab es einmal einen großen Krieg im Lande. Der Fürst des Landes fürchtete, daß ihm in den unruhigen Zeiten seine Schätze geraubt werden. Deshalb ließ er sein Gold und seine Kostbarkeiten im Walde von Trachhammer vergraben. Gefangene Schweden mußten das tun, und als sie fertig waren, wurden sie getötet und an derselben Stelle begraben, wo der Schatz lag. So konnte niemand das Geheimnis des Schatzes verraten. Über den toten Schweden erhob sich ein Hügel, auf den eine Eiche gepflanzt wurde. Diese Eiche ist heute noch zu sehen, nur ist sie ein riesiger Baum geworden. Sie ist die Hüterin des Schatzes. Wer diesen heben will, muß zuerst den Baum fällen. An den Ästen der Eiche soll man früher die Diebe, Räuber und Mörder der Gegend aufgehängt haben.

35. Die Schönwälder Schwedengräber

In der Nähe von Gleitwiz hatten sich deutsche Bauern mitten im Walde angesiedelt. Wo einst undurchdringliches Gestrüpp wuchs, standen jetzt stattliche Holzhäuser mit wohlgepflegten Gärten. Nach dem schönen Walde nannten die Siedler ihr Dorf Schönwald. Während des Dreißigjährigen Krieges zog hier ein schwedischer Haufe vorüber, ohne das Dorf zu sehen. Als die lärmende Schar abgerückt war, suchten die Bauern den Weg ab und fanden drei tote Soldaten und einen schwerverwundeten Offizier. Den Soldaten schaufelten sie ein Grab, den Offizier aber nahmen sie ins Dorf mit, um ihn gesund zu pflegen. Zu tief aber saß die Wunde, die ihm mit einer Sense beigebracht war. Nach wenigen Tagen starb er. Vor seinem Tode schenkte er dem Bauern, der ihn gepflegt hatte, sein Geld und seine Kostbarkeiten. Nur von einem golddurchwirkten Gürtel, der ein Andenken an seine Mutter war, wollte er sich nicht trennen. Man schaufelte dem Offizier das Grab neben den schwedischen Soldaten und legte ihn samt dem Gürtel hinein.

Ein Knecht aber, dem das prächtige Stück gar zu gut gefallen hatte, ging in der Nacht in den Wald, grub den Toten aus und stahl den Gürtel. Das sollte ihm schlecht bekommen. Drei Nächte lang erschien um die Mitternachtsstunde der Tote dem Knecht und verlangte den Gürtel zurück. Um Ruhe zu bekommen, grub dieser das Grab noch einmal auf und legte den Gürtel hinein. Doch hatte der Schreck ihn so mitgenommen, daß er nach einigen Wochen starb.

Um das Jahr 1850 waren die Schwedengräber noch zu sehen.

36. Der vereitelte Verrat

Während des Dreißigjährigen Krieges hatten Sachsen und Dänen die von Verteidigern entblößte Stadt Meisse eingenommen und die Bürgerschaft entwaffnet. Die feindliche Besatzung bedrückte die Einwohner über die Maßen. 32000 Reichstaler sollte das Meisser Land zur Verpflegung der zahlreichen Truppen hergeben.

Nach mehreren Monaten nahmen endlich die Kaiserlichen die Stadt ein und zwangen die Besatzung zum Abzuge. Doch schon nach wenigen Wochen, als der Winter bereits herein gebrochen war, erschienen die Feinde wiederum vor der Stadt und versuchten, sich ihrer zu bemächtigen.

Die Sage erzählt, daß der dänische Rittmeister Mülbm wiederholt unter mancherlei Verkleidung als Spion in der Stadt geweißt habe. Durch glänzende Versprechungen gelang es ihm sogar, den Meisser Syndikus Mertens zum Verrat an der Stadt zu verleiten. Dreißig dänische Kronaler waren ihm versprochen, wenn er dem Feinde Nachricht über die Stärke der städtischen Besatzung gebe und die Verteidigungspläne verrate. Mit Hilfe dieses Verräters wollten die Feinde Meisse durch einen Handstreich nehmen. Ursprünglich beabsichtigten die Dänen, die Stadt im Norden anzugreifen. Mertens aber riet zu einem Angriff von Süden her, weil die Verteidiger von dieser Seite den Feind nicht erwarteten und dort überdies die schwächste Stelle der Befestigung war. Als geeignetsten Zeitpunkt zur Überrumpelung der Stadt schlug der Syndikus den Tag vor, an dem des Bürgermeisters Tochter ihre Hochzeit feiern würde. An einem solchen Tage wäre die Wachsamkeit der Soldaten

schwächer, und auch die Bürgerschaft sei von den Gedanken an die Verteidigung abgelenkt.

Am Abend vor der Hochzeit glückte es dem als Kutscher verkleideten Rittmeister Mülmb, sechs handfeste Dragoner, die in Säcken versteckt waren, in die Stadt zu schmuggeln. Sie hatten den Auftrag, die beim Sturm eintretende Verwirrung zu benützen, um die Stadt an allen vier Enden anzuzünden. Der Syndikus Mertens hatte sich bereit gefunden, diese sechs Soldaten bis zur Stunde des Angriffs in seinem Keller verborgen zu halten. Als Lohn für diesen verräterischen Dienst erhielt er von Mülmb 500 dänische Krontaler ausbezahlt.

Inzwischen hatte man in Neisse doch gegen den Syndikus Verdacht geschöpft. Als man ihn aber in seiner Wohnung suchte, war er bereits davongeritten, um sich ins dänische Lager zu retten.

Eben als das Hochzeitspaar mit feierlichem Gepränge getraut worden war, kam ein Bauer in großer Aufregung in die Stadt gestürzt und berichtete, daß der größte Teil der im Norden bei Hannsdorf stehenden Belagerungstruppen in der Nacht bei Glumpenau über die zugefrorene Neisse gegangen und jetzt auf dem Wege nach Bielau sei; nur ein kleiner Teil sei bei Hannsdorf zurückgeblieben. Es scheine, als ob die Dänen die Stadt von Süden her angreifen wollten, während die übrigen nur einen Scheinangriff im Norden unternehmen sollten. Der Rat des Syndikus war also von den Feinden getreulich befolgt worden.

In diesem Augenblick höchster Gefahr berief der Bürgermeister eine Ratsitzung, an der auch der oberste Befehlshaber der Stadt teilnahm. Nach langer, oft recht stürmischer Beratung fand man kein anderes Mittel zur Rettung der Stadt, als alle Häuser vor dem Zoll- und dem Brüdertore in Brand zu stecken, um den Feind jeder Deckung zu berauben. Auf freiem Felde würde er sich bei der furchtbaren Kälte nicht lange halten können. Mit schwerem Herzen stimmte der Bürgermeister dieser schmerzlichen Maßregel zu. Zum Glück waren auch die sechs im Keller des Syndikus versteckt gehaltenen Dänen entdeckt und unschädlich gemacht worden.

Bald darauf sahen die erschreckten Bürger, wie ein Flammenmeer die Mauern der bedrohten Stadt einhüllte und die preisgegebenen Vororte verzehrte. Weinend und wehllagend zogen die ihres Obdachs beraubten Bürger in die Stadt und

wurden hier von mitleidigen Leuten freundlich aufgenommen. Ein Überfall von dieser Seite der Stadt war jetzt zum Glück vereitelt.

Als man aber vom Rathhausturm bemerkte, daß die Dänen Anstalten trafen, ihre im Süden stehende Hauptmacht nach Norden zu ziehen, beschloßen die Befehlshaber der Stadt einen Ausfall, der auch gelang. Die Dänen wurden geschlagen und zersprengt und flüchteten in aller Eile nach Neustadt und Patschkau; unter ihnen befand sich auch der schwerverwundete Rittmeister Mülb.

Vergebens warteten die bei Hannsdorf lagernden Truppen auf den Befehl zum Angriff. Als sie dann das Schicksal ihrer Kameraden erfuhren, traten sie eiligst den Rückzug an, wurden aber unterwegs angegriffen und fast vollständig aufgerieben.

Neisse war gerettet. Aber die zahlreichen Wohnhäuser vor dem Zoll- und dem Brüdertore waren rauchende Trümmerhaufen. Es bedurfte einer langen Zeit, um das Zerstörte wieder aufzubauen.

Der Syndikus Mertens genoß nicht lange die Früchte seines Verrates. Auf dem Wege nach dem feindlichen Lager stürzte er vom jagenden Pferde und starb eines elenden Todes. Nach Wochen erst fand man seine Leiche in einem Gebüsch; die dänischen Goldstücke lagen noch neben ihm.

37. Der schöne Brunnen in Neisse

Im Dreißigjährigen Kriege wurde Neisse auch von den Schweden belagert. Um der Stadt zu schaden und sie zur Übergabe zu zwingen, schlichen sich feindliche Spione nach Neisse und vergifteten die Brunnen. Die Bewohner gerieten dadurch in große Not.

Da begann man nach anderen Quellen zu graben, lange Zeit vergebens. Endlich stieß man auf eine Wasserader, die man nach der Breslauer Straße leitete. Damit nicht auch dieser Brunnen vergiftet werde, bewachten ihn ständig zwei Posten. Es wurden außerdem Soldaten bestellt, die das Wasser aus dem Brunnen zu schöpfen hatten.

Eine Zeitlang ging alles gut. Als aber die Wachsamkeit nachließ, wurde auch dieser letzte Brunnen vergiftet. Da zu-

dem eine Hungersnot ausgebrochen war, mußte sich die Stadt den Schweden ergeben.

Später ließ man den Brunnen mit einem prächtigen vogelbauerartigen Gehäuse aus Schmiedeeisen überdecken und nannte ihn den „Schönen Brunnen“.

38. Die Rettung der Stadt Rosenberg OS

Wie über andere Städte, so brachte der Dreißigjährige Krieg auch über Rosenberg Brände, Übersälle und Plünderungen. Einmal aber entging die Stadt durch drei Bürger großer Gefahr.

Eines Tages verbreitete sich nämlich die Nachricht, daß ein starker Haufen Bewaffneter von Osten heranzöge, um die Stadt zu brandschagen. Entsetzt fuhren die Bürger auf. Hastig raffte jeder das Notwendigste zusammen und floh mit Weib und Kind in die Wälder.

Nur drei Männer blieben zurück. Sie hatten sich einen Plan ausgedacht und hofften, die Stadt schützen zu können. Jöhrend zog der feindliche Haufe näher, reicher Beute gewiß. Auf einmal tönte dumpfer Trommelschlag durch die Straßen. Es war der eine der drei Beherzten, der unermüdlich das Kalbfell schlug. Das klang so, als wären viele Bewaffnete in der Stadt, die zum Sammeln gerufen werden sollten. Indessen stand der zweite im Glockenturm. Die Hände am Glockenseil, zog er mit aller Kraft, daß die Glocke hell aufklang. Ihr Tönen mischte sich in den Trommellklang der Straße und rief das Land zum Sturm auf. Der dritte aber stand am Stadttor. Er hatte mehrere Tonnen, alle ohne Boden, eine vor die andere gelegt und schoß mit seiner Muskete durch diese Reihe mitten in den herbeiziehenden Trupp hinein. Es gab einen Knall wie mächtiges Donnergrollen, daß die Schar erschrocken stockte. Einer fiel zu Tode getroffen hin, ein anderer sprang verwundet zur Seite. Als der Schütze einen zweiten Schuß abgab, war kein Halten mehr. Der Trupp stob auseinander. Sie ließen den Toten liegen und liefen über Felder und Gräben und Hecken, so schnell sie die Beine trugen. Sie kamen nicht mehr wieder.

Unterdessen klangen über Deutschland die Friedensglocken, die dem Dreißigjährigen Kriege ein Ende machten. Sie läuteten in Rosenberg zum Ruhme der drei Männer, die herzhast und entschlossen die Stadt vor einem letzten großen Unheil bewahrt hatten.

39. Die Entdeckung der Scharleher Galmeigrube durch einen schwedischen Offizier

Zur Zeit des Dreißigjährigen Krieges wurde Mechtal im Landkreise Beuthen von schwedischen Truppen besetzt. Der feindliche Oberst wohnte in dem zum Dorfe gehörenden Schlosse. Dieser Offizier besaß eine genaue Kenntniß der Gruben seines Heimatlandes und kannte die Erze, welche sie bargen. Mit offenen Augen durchstreifte er die Umgegend von Mechtal und entdeckte dabei den Galmei bei Scharleh. Darauf wurde dort eine Grube angelegt. Das Erz förderte man damals natürlich noch nicht, um Zink herzustellen, sondern um Messing zu gewinnen.

40. Der schwedische General Torstenson in Leobschütz

In die letzten Jahre des Dreißigjährigen Krieges fällt die Eroberung der Stadt Leobschütz durch den schwedischen General Torstenson. Dieser hatte die Bürgerschaft mit einer unerhört hohen Kriegsteuer belegt. Er wohnte bei dem Apotheker Sutelius, der sechs Jahre türkische Gefangenschaft durchgemacht hatte, und fand an dem Manne Gefallen.

Als Torstenson abzog, übertrug er die Beitreibung der Kriegsteuer dem grausamen Kellgreen, dem es aber nicht gelang, die volle Summe auszupressen. Deshalb wurden Sutelius, der Bürgermeister Erb und die Bürger Schug und Prechner verschleppt und zwar nach Olmütz, wo sich Torstenson aufhielt. Torstenson ließ den ihm befreundeten Apotheker Sutelius sowie den Bürgermeister frei. Dagegen wurden Schug und Prechner bis Frankfurt a. O. mitgeführt.

Nun war aber die Tochter des Apothekers mit Prechner verlobt, und aus Kummer über dessen lange Gefangenschaft war sie krank und elend geworden. Da machte sich der Apotheker-gehilfe, den Sutelius als Kind in seine Familie aufgenommen hatte, aus Dankbarkeit auf, um den Verlobten zu retten. Es gelang ihm, den wachestehenden feindlichen Soldaten, der aus Polen stammte, zu überreden, mit ihm zusammen den Gefangenen zu befreien. Alle drei flohen zurück nach Schlesien, und der Pole zog weiter in seine Heimat. Prechners Ankunft in Leobschütz gab der Apothekertochter die Gesundheit wieder, so daß ihrer Vermählung nichts mehr im Wege stand.

VI. Friedrich der Große und Oberschlesien

Schlesien stand seit 1201 unter selbständigen Herzögen. Später (1327) geriet es unter die Herrschaft der Luxemburger und anderer Fürstenhäuser. Von 1526 bis 1740 gehörte es zu Österreich. Friedrich der Große fügte es durch die drei schlesischen Kriege der Krone Preußens ein. So wurde unsere Heimat preußisches Land.

An Friedrich den Großen erinnern zahlreiche Sagen und Scherzgeschichten. Sie beweisen, daß damals der König nicht nur das Land, sondern auch die Herzen der Bewohner im Sturm erobert hat; denn nur seine Lieblinge bedenkt das Volk mit solchen Erzählungen.

41. Die Grottkauer Weißkittler

Friedrich der Große war 1740 in Schlesien eingefallen und, ohne viel Widerstand zu finden, bis nach Oberschlesien vorgestoßen. Er bezog nördlich der Stadt Grottkau ein Lager. Schwache Kräfte fühlten südwärts vor und kamen mit den Österreichern ins Gefecht. Dabei fiel am Eingange des Dorfes Sarlowitz im Grottkauer Oberkreise der erste preußische Offizier.

In die Stadt Grottkau hatte Friedrich einen Offizier und 60 Mann gelegt. Außerdem befanden sich dort 800 Rekruten, die noch ihre weißleinenen Bauernkittel trugen und deshalb Weißkittler genannt wurden. Als das österreichische Heer anrückte, beschloß der Offizier, ein Leutnant Mitschafall, die Stadt Grottkau zu verteidigen. Die paar Soldaten und die Rekruten besetzten die Stadtmauern, schossen wie toll und eilten hin und her, daß es aussah, als ob viele Truppen in der Stadt lägen. Dann wurden leere Fässer aufgestellt und darin Böllerschüsse abgefeuert, so daß es fürchterlich dröhnte und man glauben mußte, Grottkau sei reichlich mit Kanonen versehen.

Der feindliche General ließ sich auch wirklich täuschen und entfaltete seine Truppen, um die Stadt einzuschließen und nachher im Sturme zu nehmen. 3 Stunden lang wehrte sich Grottkau

gegen die Österreicher, dann mußte sich die Stadt ergeben. Die Feinde machten lange Gesichter, als sie merkten, daß eine Handvoll Preußen sie zum besten gehalten habe.

Friedrich der Große aber hatte dadurch Zeit gewonnen, seine Truppen zusammenzuziehen. Als es am nächsten Tage zur Schlacht bei Mollwitz kam, konnten seine Soldaten, die in musterhafter Schlachtordnung dastanden, den Sieg an ihre Fahnen heften. Hätten die Grottkauer Weißkittler den Feind nicht so lange aufgehalten, wer weiß, ob die Preußen gesiegt hätten!

Friedrich der Große hat den Verteidigern von Grottkau niemals ihre schneidige Tat vergessen. Jedesmal wenn er nach Schlesien zu einer Truppenbesichtigung kam, fragte er, ob sich unter den Soldaten Grottkauer Weißkittler befänden.

42. Ich bin der König von Preußen

Während der Schlacht bei Mollwitz (1741) war ein Teil der feindlichen Reiterei weit in den Rücken des preußischen Heeres vorgeedrungen. Da bemerkten zwei österreichische Husaren, die vom Haupttrupp abgekommen waren, einen preußischen Offizier, der auf einem Schimmel saß und eilig auf Oppeln zu ritt. Er hatte anfangs einen Begleiter; dessen Pferd war aber schon sehr ermüdet und brach auch bald zusammen. Die Österreicher achteten seiner nicht, sondern sprengten dem ersten Offizier nach, weil er ihnen der Vornehmere zu sein schien. Doch dessen Roß war gut, und nach langem Ritt entschwand er ihren Blicken in der Nähe von Oppeln.

Ärgerlich blieben die Husaren stehen, um einige Minuten zu rasten. Da hörten sie von neuem Hufschlag, und sie sahen, wie der Schimmelreiter des Weges zurückkam. Als dieser sie bemerkte, schlug er einen Seitenweg ein. Doch schon waren sie ihm nahe und forderten ihn mit gespannter Pistole auf, sich zu ergeben. Da hielt der Reiter sein Pferd an. Dann richtete er sich im Sattel auf, blickte sie scharf an und sprach: „Was wollt ihr? Ich bin der König von Preußen!“

Die beiden vermochten der Gewalt seines Blickes nicht zu widerstehen. Sie legten ihre Waffen nieder, huldigten ihm als ihrem Herrn und begleiteten ihn auf seinem weiteren Ritte, der in einer Mühle bei Löwen endigte.

43. König Friedrich und der Bürgermeister von Ratibor

Die Stadt Ratibor litt im zweiten Schlesischen Kriege (1744—45) sehr unter dem harten Druck der Steuern, die ihr der König auferlegt hatte. Der Rat beschloß, bei Friedrich Milderung der Auflagen zu erbitten, und beauftragte damit den damaligen Bürgermeister Czech.

Als der König bald darauf bei einer Besichtigungsreise in Ratibor weilte, benutzte der Bürgermeister diese Gelegenheit, um sich seines Auftrages zu entledigen. Friedrich wies ihn jedoch schroff ab.

Czech aber war ein willensstarker Mann, der sich nicht so leicht abpeisen ließ. Er wartete am Fenster des Rathauses, von wo aus er den Ring übersehen konnte, bis Friedrich, der in einem der Markthäuser wohnte, zu einem Ausgange heraus trat. Dann eilte er schnell auf die Straße und trat dem Könige mit einer geladenen Pistole entgegen. „Majestät,“ drohte er, „ich lasse Sie nicht eher fort, bis Sie der Stadt die schweren Lasten erleichtert haben.“ Das Gefolge des Königs entwand dem Aufgeregten die Waffe. Es konnte jedoch nicht verhindern, daß sich dabei die Pistole entlud. Die Kugel durchbohrte den Hut des Königs.

Czech wurde verhaftet und sollte standrechtlich erschossen werden. Schon lagen die Gewehre in Anschlag, da erschien der König, reichte dem überraschten Missetäter die Hand und beglückwünschte die Stadt zu ihrem tapferen Bürgermeister. Aber dann setzte er doch drohend hinzu: „Begehe er keine Dummheiten mehr; denn er hat mir meinen Hut arg beschädigt.“

44. Eine List des Alten Frig

Nach der siegreichen Schlacht bei Leuthen (1757) verfolgte Friedrich der Große die Österreicher. Mit einem Häuflein seiner tapferen Soldaten war er bis nach Peterwitz im Kreise Leobschütz gekommen. Die Österreicher hatten sich bei Jägernsdorf gesammelt. Sie waren an Zahl den Preußen weit überlegen. Es wäre dem Alten Frig an den Kragen gegangen, wenn die Feinde seine Schwäche gekannt hätten. Aber wie immer, so wußte sich der König auch diesmal Rat. Er verstand es, auf folgende Weise die Feinde zu täuschen:

Der Alte Frig hatte am Mühlberge und Ziegelberge bei Peterwitz sein Lager aufgeschlagen und Schanzen aufgeworfen,

Die Österreicher nahmen ihre Stellung auf den Bergen bei Troppau ein. Von Stunde zu Stunde verschlimmerte sich die Lage der Preußen. Es fehlte an Patronen, und die Soldaten fingen an zu verzagen.

Im letzten Augenblick erfannte der Alte Fritz, nachdem er noch einmal die Stellung überschaut hatte, eine List. Er sammelte hinter dem Mühlberge schnell seine Mannschaften und ließ sie hintereinander um den Berg herummarschieren, bis die Truppe sich zu einem Kreise geschlossen hatte. Die Österreicher sahen dem vermeintlichen Anmarsch der Soldaten eine Zeitlang ruhig zu. Da sie aber glaubten, daß immer neue Truppen ankämen und der Zustrom gar kein Ende nähme, ergriff sie Angst und Schrecken, und sie zogen sich in aller Eile nach Böhmen zurück.

Die Preußen aber waren gerettet.

45. Der Reitergeneral Zieten

Auch der berühmte Reitergeneral Zieten kam während der Schlesischen Kriege nach Peterwitz. Er soll in dem Schlosse, das jetzt noch teilweise erhalten ist, gewohnt haben. Man kann dort das Zietenzimmer sehen.

Nach den siegreichen Gefechten in Niederschlesien folgte der General mit seiner verwegenen Reiterchar den Österreichern auf den Fersen. Hierbei nahm er seinen Weg über Leobschütz und Soppau und kam durch das Thal des Mühlbaches über Peterwitz nach Jägerndorf. In seinem Ungestüm merkte er nicht, daß ihm Gefahr drohe. Bei Soppau hatten sich nämlich in seinem Rücken versprengte ungarische Reiterabteilungen gesammelt, die ihm den Rückzug abschnitten.

Die Preußen schienen rettungslos verloren zu sein und hätten sich den Ungarn ergeben müssen. Da kam Zieten ein rettender Gedanke. In aller Eile ließ er ungarische Uniformen sammeln, die man den Toten ausgezogen oder den Gefangenen abgenommen hatte. Damit bekleideten sich die Preußen und ritten schnurstracks auf die Ungarn zu. Die ahnten nichts Schlimmes. Sie ließen Zieten ungehindert vorbeireiten, da sie glaubten, es seien ihre Leute.

So entging Zieten mit seinen Reitern der Gefangenschaft oder dem Tode.

46. Der gefangene Graf

Während der Schlesischen Kriege hielten sich die Colonnas mit ihren Neigungen zu Oesterreich, wofür König Friedrich sie ziemlich scharf mit Steuern und Abgaben hernahm. Als im Jahre 1758 die Herrschaft Tost die Steuern schuldig blieb, befahl der Kommandant von Cosel, daß Graf Norbert Colonna, der Vormund des minderjährigen Besitzers von Tost, sich im Arrest einzufinden habe. Durch Fürsprache des Herzogs Eugen von Württemberg, der Generalkommandant in Oberschlesien war, wurde der Haftbefehl zurückgenommen.

Kurze Zeit darauf, im Februar 1760, wurde Graf Norbert dennoch, wenn auch aus anderen Gründen, seiner Freiheit beraubt. Das kam so:

In Groß Strehliß befand sich noch eine schwache österreichische Abtheilung. Die Offiziere und Graf Colonna waren bei einem befreundeten Parteigänger zu Gäste und vertrieben sich die Zeit mit Kartenspiel. Plötzlich sprengten preussische Husaren in die Stadt, überfielen die feindlichen Truppen und nahmen sie gefangen. Die Schüsse verrieten den Offizieren, was vorging. Da öffnete ihr Gastgeber eine kleine geheime Pforte, die durch die Stadtmauer gebrochen war, und die Offiziere entkamen.

An ihrer Stelle wurde der Graf Colonna durch ein preussisches Husarenkommando aufgegriffen und nach Brieg in Gewahrsam gebracht. Dort blieb er länger als ein Jahr in Haft. Doch kann diese nicht allzu streng gewesen sein. Jedenfalls hat er in Brieg recht lustige Gesellschaft gefunden, mit der er täglich 8—12 Quart Ungarwein trank, die auf seine Rechnung gingen. Trotzdem schrieb er an den König, daß er bereits dreizehn Monate auf der Festung sei, ohne zu wissen, weshalb er dem König mißfallen habe. Und als keine Antwort kam, wandte er sich an den Minister von Schlabrendorf, der ihm antwortete, daß der König dem Grafen wegen seiner Untreue zürne.

In demselben Jahre wurde der Graf aus der Haft entlassen. Doch starb er kurz darauf in Brieg, weil, wie der Chronist bemerkt, bei mangelnder Bewegung zuviel Ungarwein nicht belömmlich ist.

47. Der verhinderte Verrat

Der Alte Frig hatte Schlessien erobert und damit auch die schöne Stadt Neisse. Der König baute sie zu einer Festung aus. Als er wieder einen Krieg gegen die Österreicher führen mußte, wurde Neisse von den Feinden eingeschlossen und belagert. Doch gelang es ihnen nicht, die Festung einzunehmen. Da sollte Verrat helfen.

Unter den Bürgern gab es einige, die noch österreichisch gesinnt waren und es mit dem Feinde hielten. Diese wollten die Stadt übergeben, und sie fanden auch ein paar Soldaten, die ihren Fahneneid brachen und gegen gute Maria-Theresien-taler auf ihre Seite traten. Wenn sie im Wirtshause saßen, suchten sie noch andere Helfer zu werben. Sie zeigten diesem oder jenem Kameraden eines der blanken Geldstücke und sagten: „Solche Taler könnt ihr in Hülle und Fülle haben, wenn ihr versprecht, zur gegebenen Stunde die Österreicher in die Festung hereinzulassen.“ Da wurde mancher gewonnen, der seine Soldatenehre gegen schnödes Gold verkaufen wollte.

Einmal saßen wieder einige der Verräter im Wirtshause und tuschelten gar geheimnisvoll miteinander. Das fiel der Kellnerin auf, die mit den Bierkrügen hin und herlief und die Gäste bediente. Und als die Soldaten immer eifriger die Köpfe zusammensteckten und nicht auf sie achteten, ging sie näher und horchte aufmerksam hin. Da hörte sie, daß die Feinde noch in dieser Nacht in die Stadt gelassen werden sollten. Darüber erschrak sie sehr.

Nun hatte die Magd unter den Soldaten einen herzlieben Schatz. Zu dem lief sie eilends hin und erzählte ihm, was sie gehört hatte. Der Soldat aber hatte das Herz auf dem rechten Fleck. Er eilte schnell auf die Hauptwache am Ringe und ließ Generalmarsch blasen. Sofort schmetterten die Trompeten und dröhnten die Trommeln durch die Straßen der Stadt.

Das gab eine Aufregung! Hals über Kopf stürzten die Soldaten aus den Häusern und Kasernen und jagten zu ihren Sammelplätzen. Nach kurzer Zeit waren alle versammelt, doch wußte keiner, wer den Alarm befohlen hatte. Da trat der brave Soldat mit seinem Schatz vor den Kommandanten, und er berichtete, was das Mädchen gehört hatte.

Nun wurde strenge Untersuchung gehalten. Die Schuldigen waren bald gefunden, und sie wurden so bestraft, wie sie es

verdienten. Da auch gleich die Wälle besetzt worden waren, mißlang der Überfall des Feindes, und Meisse blieb preußisch.

Als der Alte Friß davon erfuhr, freute er sich, daß ihm Meisse erhalten geblieben war, und er billigte alle Maßnahmen des Kommandanten. Aber er war doch sehr erzürnt über die Meisser Soldaten und Bürger, weil sie Verräter unter sich geduldet hatten. Dafür mußten sie bestraft werden. Darum befahl er, daß jeden Tag eine Stunde lang das Armesünderglöckchen zu läuten sei, um die Stadt an ihre Treulosigkeit zu erinnern. Auch ließ er den Bürgern mitteilen, daß er niemals mehr nach Meisse kommen würde und auch kein preußischer König nach ihm.

Die Meisser waren über diesen Beschluß sehr traurig. Besonders bedrückte es sie, daß sie Tag für Tag das Armesünderglöckchen hören mußten. Sie baten immer wieder den König und später auch seinen Nachfolger, daß es verstummen möge, erreichten aber jedesmal nur, daß es eine Vierteltunde weniger läutete. Die letzte Vierteltunde schaffte der dritte Nachfolger ab, und die Meisser waren nun der Strafe des Alten Friß ledig.

48. Ochs und Krebs

Das Gut Reigersfeld im Kreise Cosel, jetzt Hohenlohescher Besitz, war früher königliche Domäne.

Friedrich der Große besuchte einmal die Festung Cosel und fuhr dann weiter nach Reigersfeld. Hier fielen ihm die vielen Kartoffelfelder auf, und er gab seiner Freude darüber Ausdruck. Freundlich fragte er den Pächter Ochs, der zu seinem Empfange erschienen war, ob er auch im nächsten Jahre so viele Kartoffeln anbauen werde. Dieser verneinte es niedergeschlagen und sagte nach einigem Zögern, daß im nächsten Jahre der Oberamtmann Krebs, der jenseits der Oder wohne, die Pachtung bekommen solle.

Des Königs Stirn legte sich in Falten. Er war auch an den Feldern des Krebs vorbeigefahren und hatte zu seinem Ärger nicht eine einzige Kartoffelstaude zu sehen bekommen. Da ließ er Papier und Schreibzeug herbeibringen und schrieb an die Kgl. Domänenkammer in Breslau:

„Es bleibt der Ochs, der feste steht,
und nicht der Krebs, der rückwärts geht!“

Die Antwort ließ nicht lange auf sich warten. Der bisherige Pächter wurde behalten. Er trug nicht wenig dazu bei, daß der Karroffelanbau in dieser Gegend sich immer mehr ausbreitete.

49. Friedrich der Große und der Graf Gaschin

In Groß-Neukirch im Kreise Cosel wohnte der Majorats-herr Graf Anton von Gaschin, körperlich ein Riese, stark wie ein Bär und voll seltsamer Launen.

Friedrich der Große kam einmal in die Gegend, hatte aber nicht die Absicht, in Groß-Neukirch anzuhalten. Das erfuhr der Graf. Langsam fuhr der schwere Reisewagen des Königs die schlechte Straße entlang. Plötzlich ein Ruck: die Pferde zogen und zogen und kamen nicht von der Stelle. Erstaut schaute der König auf. Dann riß er das Fenster auf und rief zornig hinaus: „Das ist doch gewiß wieder der tolle Gaschin!“

Und so war's auch. Anton von Gaschin ließ den Wagen los und trat lachend zur Seite. Sein Streich war ihm gelungen. Er hatte es erreicht, daß der König in Groß-Neukirch halten mußte. Darauf ging er lachend ins Schloß, während die königliche Kutsche langsam davonrollte.

50. Der König und der Altersmann

Der alte Frig ist einmal durch das Meißner Land geritten. Da sieht er einen Mann, der das Feld bestellt. Er hat gerade Frühstück-gemacht, sitzt am Grabenrand und ißt aus dem Hute. Der König hält vor ihm das Pferd an und fragt: „Was hat er denn da in seinem Hute?“ „Na, root amool!“ antwortete ihm der Bauer mit seiner schlauesten Miene. „Ist es Brot?“ fragt der. „Heher nuff!“ spricht der Mann. „Nu, nu! Es wird doch nicht etwa Kuchen sein?“ „Ju, ju! Kucha is! Meine Alle hoot gebacka, und do hoot se mir Kucha mitgegahn.“ „So, so!“ sagt der König. „Sag er, wofür hält er mich?“ Der Mann sieht den Reiter genauer an und spricht: „Nu, du wirscht mull a obgedankter Suldoate sein“ — der alte Frig sah nicht gerade sehr fein aus —. „Heher nuff!“ spricht er. „Nu, beste etwa a Untruffzier?“ „Heher nuff!“ Nun lacht der Bauer gar und spöttelt: „Du werscht doch nie ernt a Uffzier sein wulln?“ Aber der Alte Frig bleibt unentwegt dabei: „Heher nuff!“

Jetzt wird's dem Manne aber zu dumm, und fast grob fährt's ihm heraus: „Was werst du ock olls sein! Du bist wull goar der Kenig?“ „Ju, ju, doas bin ich!“ sagt der, gibt seinem Pferde die Sporen und jagt lachend davon. Nun wurde es dem Alten doch bedenklich. Als des Königs Begleiter hinterherkamen, fragte er sie und erfuhr so, was er angerichtet hatte.

51. Die Bauern lernen Kartoffeln essen

Es ist bekannt, daß Friedrich der Große den Kartoffelbau mit aller Macht einführen wollte, aber auf den einmütigen Widerstand der Bauern stieß. Der Landrat von Arnold sorgte darum dafür, daß rings um Meisse an den Wegen, die der König bei Besichtigung der Festungswerke immer zu benutzen pflegte, rechts und links einige Kartoffelfelder zu sehen waren.

Als einmal der König vom Fort Preußen kam und allein den Feldweg entlangritt, traf er vor einem Kartoffelbeete einen alten Bauern, der sich die Pflanzen besah.

„Gehören ihm die schönen Kartoffeln?“ redete Friedrich leutselig das Bäuerlein an, das ihn nicht erkannte.

„Nu ja, ja, nee, nee, Herr Offizier, das ist asu anne Sache, wam se gehiern. D'r Landrot kleet se, wir hoan d' Arbeet mit, und inse Schweinla und inse König, die tun se frass'n.“

„So, so — und ihr Hundsfötter von Bauern rührt sie natürlich nicht an?“

„Gott behütte, Herr Offizier, die Dinger sein ju giftig. De Leute sprechen, ma triggts Friesen (Frieseln) davoan.“

Der König verbarg seinen Unmut hinter einer Prise, erkundigte sich noch recht freundlich nach dem Heimortorte des Alten und ritt nachdenklich davon.

Als nun die Kartoffelernte im besten Gange war, erschien im Dorfe des Bäuerleins ein Offizier mit einem Trupp schnauzbärtiger Husaren und beordnete alle Besitzer in den Gerichtskreischam. Hier mußten sie an einer langen Tafel Platz nehmen. In ängstlicher Stille harrten sie der Dinge, die da kommen sollten.

Es kam aber nichts als ein großer Waschkessel voll gekochter Schalkartoffeln. Die wurden vor ihnen auf den Tisch geschüttet, und dann eröffnete ihnen der Offizier: „Seine Majestät wünschen, daß außer ihm und den Schweinen auch ihr

verdammten Bauernlummel die Kartoffeln fressen lernt. Also zugegriffen, und wer nicht ordentlich einhaut, dem wird nachgeholfen!"

Und so geschah's. Die Unteroffiziere paßten höllisch auf, und wenn einer lange Zähne machte, tanzte ihm sofort der Korporalstock auf dem Rücken. In zehn Minuten war der Tisch leer, und böse Zungen behaupteten, die Bauern hätten in ihrer Angst sogar die Schalen mitverschlungen. Das „Friesen“ aber hat keiner bekommen.

52. Schlagfertig!

Bei seinen wiederholten Besuchen in Oberschlesien kam Friedrich der Große auch einmal nach der Stadt Rybnik. Es hatte kurz vorher stark geregnet, und da der Ring nicht gepflastert war, stand er voller Pfützen und Lachen. Das kam öfter vor, war aber nicht so schlimm, wie es aussah, denn der sandige Untergrund sog das Wasser bald wieder auf.

Der König, der das natürlich nicht wissen konnte, stuchte, als er den großen See sah. Er hielt sein Pferd an, mit ihm das ganze Gefolge. Darunter befand sich auch der Feuerbürgermeister der Stadt (wie damals der Leiter des Ordnungswesens hieß), ein im Dienste ergrauter, unerschrockener und schlagfertiger Mann.

Der König winkte diesen zu sich heran, und indem er auf die Überschwemmung und den Schmutz hinwies, fragte er unwillig: „Was würde es wohl kosten, die Stadt trocken und sauber zu halten?“ Der alte Beamte erwiderte schnell gefaßt: „Zwei Stunden Sonnenschein, Majestät, nicht mehr!“

„Die kann ich ihm freilich nicht geben,“ antwortete befänstigt der König und wandte sich lächelnd ab.

53. Ein Kaiserlicher wird versorgt

Als der Alte Frig 1779 in das abgebrannte Neustadt kam, drängt sich ein Stelzfuß so nahe an den Wagen heran, daß der König auf ihn aufmerksam wurde.

„Was will er?“ redete er ihn freundlich an.

„Majestät, ich bitte um eine kleine Versorgung, sonst muß ich verhungern.“



Ein Kaiserlicher wird versorgt

„Wo hat er gedient?“

„Bei den Ballschützen, Ew. Majestät.“

„Was“, rief der König voll Staunen, „bei den Österreichern? Und da will er von mir eine Versorgung? Gehe er zu seiner Kaiserin!“

„Nein, Majestät,“ antwortete der Invalide, „die hat mir nichts getan, aber die preussischen Soldaten haben mir das Bein zerschossen, darum müssen Ew. Majestät dafür einstehen.“

Nachdenklich blickte der Alte Frig den Mann an; dann wandte er sich zu seinem Begleiter und sagte: „Eigentlich hat der Kerl recht.“

Und so geschah es, daß der Kaiserliche fortan vom Preussenkönig eine monatliche Unterstützung empfing.

54. Leobschützer Bauern beim Alten Frig

Es war einige Jahre nach dem Siebenjährigen Kriege. Die Stadt Leobschütz zählte rund 2600 Einwohner. Der Getreide- und Garnhandel entwickelte sich recht lebhaft. Die Landwirtschaft blühte und machte die Leobschützer Bauern für die damalige Zeit verhältnismäßig reich. In Leobschütz fanden die größten oberschlesischen Getreidemärkte statt. Nach abgeschlossenem Geschäft zogen die Bauern ins Wirtshaus, wo sie den besten Wein tranken, der eigens für sie alljährlich in Ungarn gekauft wurde.

Als die berühmte Sängerin Henriette Sonntag vor ihrer Berufung nach Paris das letzte Mal in Berlin auftrat, fuhren vier Leobschützer mit der Sonderpost nach Berlin. Sie bekamen natürlich keine Eintrittskarten mehr. Rasch entschlossen beschwerten sie sich beim König. Der hörte sie ruhig an und erfüllte bereitwillig ihre Bitte. „Habe ich nicht gesagt, daß wir hier Recht kriegen!“ rief der Wortführer, wobei er unwillkürlich seinen Stock mit dem großen Silberknopf ziemlich wuchtig auf den Fußboden stieß. Dem König machte das Auftreten der Leobschützer großen Spaß. Er stellte einen Hofwagen zur Verfügung und ließ ihnen die Sehenswürdigkeiten von Berlin zeigen. Im Theater waren ihnen Plätze in der Hofloge angewiesen, nachdem man zuvor durch eine Zwischenwand einen besonderen Raum für sie geschaffen hatte.

Auch im Theater bewahrten die Bauern ihre Unbefangenheit. Sie lenkten jedoch durch ihr geräuschvolles Wesen wiederholt die Aufmerksamkeit der Besucher auf sich. Immer wieder kam es vor, daß sie, wenn ihnen eine Person auffiel, auf sie hinwiesen und laut fragten: „Wer ist denn diese pickfeine Dame?“ oder „Wer ist denn der mit dem großen Stern auf dem Rock?“ Ihr Begleiter mußte sie deshalb wiederholt bitten, sich doch wenigstens während der Vorstellung etwas ruhiger zu verhalten.

Noch lange wurden die Vier nach ihrer Rückkehr aus Berlin in ihren Kreisen gebührend gefeiert. Immer wieder mußten sie ihre Erlebnisse zum besten geben.

VII. Franzosen im Lande!

Wieder einmal brach für Oberschlesien eine Notzeit an. Das war, als Napoleon das deutsche und das preußische Geschick verwirrte. Die Franzosen wußten, wie wichtig der Besitz Schlesiens ist, und rückten deshalb in das Oberland ein. Von der heldenhaften Verteidigung der Festungen Neiße und Cosel berichten die Blätter der Geschichte. In der Sage hat sich leider nur wenig über diese Zeit erhalten.

56. Der General Vandamme geht um

Preußens Unglücksjahre 1806/7 waren auch in Oberschlesien zu spüren. Die Franzosen kamen hierher und bedrückten und beraubten das Volk. Die Festungen Cosel und Neiße wehrten sich tapfer, aber während Cosel bis zum Friedensschluß durchhalten konnte, mußte sich Neiße am 16. Juni 1807 nach fünfmonatiger Belagerung ergeben. An der Spitze der feindlichen Truppen stand der General Vandamme. Wenn Neiße nach der Übergabe milder behandelt wurde, als es eigentlich zu erwarten war, dann hatte man das dem Pfarrer von Oberglogau zu verdanken, der ein Franzose von altem Adel war.

Von Vandamme wird berichtet, daß er nach seinem Tode im Neißer Lande als Geist umgegangen sei. Bei Mannsdorf im Kreise Neiße befand sich früher ein großer Teich, der jetzt trocken gelegt ist. Um diesen Teich ging Nacht für Nacht in der Zeit von 12 bis 1 Uhr ein Offizier ohne Kopf herum. Das war der General Vandamme. Wegen seiner Missetaten war er dazu verurteilt, hundert Jahre hindurch am Mannsdorfer Teiche herumzuspuken.

57. Die silbernen Apostel

Das Schloß Oberglogau hatte in seiner Glanzzeit drei Kapellen, von denen nur eine übriggeblieben ist. Sie ist Johannes dem Täufer geweiht. Die St. Borromäus- und die sogenannte silberne Kapelle sind verschwunden. Letztere war mit vielen

Reliquien heiliger Männer und Frauen ausgestattet und strahlte von Gold, Silber und Edelsteinen. Zu den Kostbarkeiten gehörten auch zwölf große, kunstvoll in Silber ausgeführte Apostel, die den wertvollsten Schatz der gräflichen Kapelle bildeten.

Als zur Zeit des Kaisers Napoleon die Franzosen im Schlosse Oberglogau übel hausten und sogar die silbernen Beschläge von den Kirchenbüchern raubten, hatte man vorher schnell noch die Kleinodien der silbernen Kapelle vor den Feinden in Sicherheit gebracht und im kleinen Schloßgarten vergraben. Die alten Diener, die damit beauftragt waren, nahmen das Geheimnis mit ins Grab, so daß später niemand die Stelle zeigen konnte, wo der Schatz liegt. Nur die Mutter Gottes, die in der Giebelnische des Osttores steht und der hastigen Spatenarbeit in nächtlicher Stunde zugeesehen hat, kennt den Platz. Ihre Augen schauen unverwandt auf das Grab, das die silbernen Apostel birgt.

Wenn die stummen Zeugen einer vergangenen Zeit einst wieder ans Licht der Sonne kommen, dann werden die Hallen des Schlosses in altem Glanz erstrahlen.

58. Die Franzosenwiege

In der Zeit, da Napoleon Deutschland knechtete und sich zum Kriege gegen Rußland rüstete, waren seine Soldaten auch in Schlesien einquartiert. Eine Abteilung Franzosen befand sich in Bratsch, Kreis Leobschütz. Ihr Vorgesetzter peinigte das ganze Dorf, wo er nur konnte, besonders aber den Bauern, bei dem er wohnte. Wenn es ihm einfiel, schnitt er vom Brotlaib die Krusten ab, band sie sich an die Füße und fuhr lachend Schlittschuh in der Stube. Hatte der Bauer viel dringende Arbeit, dann mußte er den Herrn Wachtmeister spazieren fahren.

So trieb der Franzose allerhand Trebel. Am tollsten aber war es, wenn der Bauer ihn wiegen mußte. Dann wurde ein großer Schweinetrog mit Betten gefüllt. Der Wachtmeister legte sich hinein, und der Bauer mußte wiegen und dabei singen: Wenns immer, wenns immer, wenns immer so wär! Einmal wollte der Bauer den Weizen einfahren, weil ein Gewitter drohte. Der Wachtmeister aber wollte wieder gewiegt werden, und so blieb das Getreide draußen. Es verdarb vollständig, weil der Regen tagelang anhielt.

Da stieg dem Bauern endlich die Galle hoch. Er ging zum Rittmeister, von dem man sagte, daß er ein gerechter Mann sei, und erzählte ihm von seiner Not. Der Offizier meinte, er wolle sich das Wiegen einmal ansehen, und sie besprachen Tag und Stunde.

Zur festgesetzten Zeit erschien der Rittmeister und brachte vier Soldaten mit. Der Bauer machte gerade die „Wiege“ zurecht. Der Offizier ließ die Betten herausnehmen und einen Holzkloß hineinlegen. Der Wachtmeister mußte seinen Rock ausziehen und sich mit dem Gesicht nach unten in die Wiege legen. Die Soldaten, welche mit zünftigen Gerten bewaffnet waren, bekamen jetzt den Befehl, dem Daliegenden 25 Hiebe zu verabreichen, und sie mußten dabei mit dem Bauern singen: Wenns immer, wenns immer, wenns immer so wär. Zuletzt heulte der Geprügelte so sehr, daß selbst der Bauer um Gnade bat, aber es half nichts: von den 25 Hieben wurde nichts geschenkt.

So hatte sich der Wachtmeister in der eigenen Falle gefangen. Hinterher wurde ihm noch mitgeteilt, daß er seines Ranges entkleidet sei. Das Gelüste aufs Wiegen wird ihm wohl für immer vergangen sein.

59. Napoleons Totenheer

Eine alte Frau aus dem Kreise Oppeln erzählt:

Zur Zeit des Kaisers Napoleon mußten Tausende von Soldaten ihr Leben opfern. Ihre Leichen wurden nach der Schlacht in Massengräbern verscharrt. Seit einem Jahrhundert geht es an diesen Orten um.

Nun begehrten einmal meine Urgroßmutter und einige Nachbarinnen, welche daran nicht glauben wollten, die Gespenster zu sehen. Der Urgroßvater erfüllte ihren Wunsch und fuhr mit ihnen vor 12 Uhr nachts auf das Totenfeld.

Die Nacht war kalt, und der Wind brauste über die Ebene. Genau um Mitternacht stand plötzlich auf dem Grabe ein Menschenskelett, das in einer Uniform steckte. Die Gestalt, die mit den Knochen klapperte, stand da wie ein Wachposten. Doch die Frauen lachten darüber, weil sie glaubten, es wäre ein Knecht. Sie wurden bald eines Besseren belehrt.

Der Urgroßvater rief: „Aufgepaßt, die wilde Jagd kommt!“ Und schon brausten die Wagen heran. Sie waren voll eingekleideter Gerippe, die in den Wagen standen oder lagen. Die Knochen krachten gegeneinander, und die Waffen klirrten.

Die Schädel leuchteten weiß aus dem Dunkel der Nacht. Der tote Fuhrmann hieb auf die spindeldürren Säule ein, und diese liefen, als ob der Teufel hinter ihnen wäre. Das Krachen der Knochen, das Geklirr der Waffen, das Wiehern der Pferde und das Getreisch der Frauen schwoll zu einem unbeschreiblichen Lärm an. Der Posten auf dem Grabe aber ging ruhig auf und ab, als ob nichts wäre.

Endlich war die schauerliche Jagd verschwunden. Seitdem glaubten die Frauen an den Spuk, und sie lachten nicht mehr, wenn davon erzählt wurde.

60. Der Schönwälder Nußkranz

Das Trachtendorf Schönwald hält fest an seinem Brauchtum. Dazu gehört auch der Nußkranz, über dessen Ursprung man sich folgendes erzählt:

Es war während der Befreiungskriege. Auch die Schönwälder Bauern waren hinausgezogen, um das Joch Napoleons abzuschütteln. Sie besiegten und verfolgten den Feind und kamen dabei in südlichere Gegenden. Dort fanden sie Nüsse, die in unserer Heimat unbekannt waren. Ein Soldat sammelte die Nüsse und stopfte sich damit die Taschen voll. Bald darauf wurde er von einer Kugel getroffen. Das Geschloß wurde aber durch die Nüsse abgelenkt, und der Mann blieb unverletzt.

Zum Danke nahm der Soldat die Nüsse, die zum Teil beschädigt waren, in die Heimat mit. Er band Immergrün darum und legte den so entstandenen Kranz auf dem Altar der Dorfkirche nieder. Einige unversehrte Nüsse pflanzte er in seinen Garten, und wirklich, ein Bäumchen schoß empor. Er hegte und pflegte es und schützte es vor der Winterkälte. Als der Baum nach einigen Jahren die ersten Früchte trug, wurde wieder ein Nußkranz gebunden. Den Nachbarn gefiel der Kranz, und auch sie fingen an, Nußbäume zu pflanzen und Nußkränze zu winden. Die Formen wurden immer schöner und haben endlich die heutige Gestalt angenommen, die einer kleinen Erntekrone ähnlich ist. Die Nüsse werden mit Bändern und Schleifen aneinandergereiht und zu einer Krone gebunden. Zwischen die Kronenbogen werden Lichte gesteckt.

Diesen Nußkranz schenkt man sich zu Geburts- und Namens- tagen, und bei Hochzeiten und Kindtaufen wird er in die Mitte der Tafel gestellt.

Die vorhergehenden Blätter berichten uns von besonders wichtigen Ereignissen der Vergangenheit, wie wir sie im Sagen-
spiegel schauen. Das waren die Meilensteine auf dem Wege
der Geschichte. Jetzt soll noch etwas von einzelnen Ober-
schlesiern erzählt werden, die den Eingang in das Reich der
Frau Sage gefunden haben. Dazu gehören berühmte und be-
rühmte Männer, Herzöge und Grafen und reiche Bergherren,
aber auch Wildddiebe, Räuber und Mörder. Diese Geschichten
reichen in unsere Zeit hinein.

61. Die Grausamkeit des Herzogs Nikolaus von Oppeln

Herzog Nikolaus soll einst die Tochter eines Schneider-
meisters entführt haben. Deren Vater stellte sich einige Tage
nach der Tat vor dem Pfastenschlosse in Oppeln auf und er-
wartete dort den Herzog. Als dieser aus dem Schlosse heraus-
ritt, bat der Vater des Mädchens inständig, ihm doch seine
Tochter herauszugeben. Der Herzog wollte aber davon nichts
wissen, schlug dem unglücklichen Vater mit der Reitgerte ins
Gesicht und ritt über ihn hinweg.

Als das Mädchen sich weigerte, dem Herzog zu Willen
zu sein, ließ er es in den Hungerturm sperren und dort um-
bringen.

Später ging das Mädchen in den Gemächern des Pfasten-
schlosses um.

62. Der böse Herzog Nikolaus

Der Herzog Nikolaus von Oppeln war ein gar grausamer
und gewaltthätiger Fürst. Es machte ihm viel Freude, nicht nur
die Besigungen seiner Untertanen, sondern auch Kirchen und
Klöster zu überfallen und auszuplündern.

Eines Tages hatte einer seiner Edelknaben eine Kleinigkeit
entwendet und sollte dafür auf Befehl des Herzogs am Galgen
sterben. Als dies des Herzogs Mutter erfuhr, bat sie ihren

Sohn, dem Knaben das Leben zu schenken. Nikolaus gewährte seiner Mutter scheinbar diese Bitte, ließ aber zugleich den Scharfrichter kommen und flüsterte ihm voll hämischer Freude etwas ins Ohr. Der Scharfrichter hatte sich noch nicht lange entfernt, da hörte man markerschütternde Schreie, und bald darauf taumelte der Edelknabe, klägliche Schmerzensklaute ausstößend, in den Saal. Blut floss aus seinen Augenhöhlen. Der Scharfrichter hatte ihm auf Befehl des Herzogs die Augen ausstechen müssen. Da wandte sich Nikolaus an seine entsetzt dastehende Mutter und fragte sie höhnisch, ob sie sich nicht freue, daß er ihren Wunsch so bereitwillig und schnell erfüllt habe; denn er habe ja dem Knaben das Leben geschenkt. „Daß du der Mutter Wort mit blutigem Spott verhöhnt hast,“ erwiderte diese in leidenschaftlichem Schmerz, „das wird an dir einst eben so blutig gerächt werden; bald wird dich des gerechten Gottes Strafe zu treffen wissen!“ Kaum hatte sie diese Worte gesprochen, da brach sie ohnmächtig zusammen und gab ihren Geist auf.

Der Mutter Wort ging sehr rasch in Erfüllung. Bei einer Fürstenversammlung, die in der Stadt Meisse abgehalten wurde, hatte der Herzog aus geringfügiger Ursache in rasender Wut den Bischof und einen anderen Edlen zu ermorden versucht. Deshalb wurde er von den anwesenden Fürsten zum Tode durch das Schwert verurteilt und über Nacht in einen Turm gesperrt. Am folgenden Morgen sollte er vor dem Meisser Rathause hingerichtet werden.

Als er zur Richtstätte geführt wurde, erschien plötzlich an seiner Seite eine düstere Gestalt, aus deren tiefen Augenhöhlen Ströme roten Blutes flossen. Schauernd wandte sich Nikolaus ab, doch eine unüberstehliche Macht zwang ihn, den Schatten immer wieder anzusehen und sich so seines einstigen Blutbefehls zu erinnern. Von dieser unheimlichen Gestalt auf dem ganzen Wege begleitet, kam endlich der Übeltäter an der Richtstätte an und verrichtete dort reuig ein kurzes Gebet. Erst als das Richtschwert in der Luft bligte, verschwand die Gestalt.

63. Einzug der Leiche des hingerichteten Herzogs Nikolaus in Oppeln

Als die Leiche des (am 27. Juni 1497) hingerichteten Herzogs Nikolaus von Meisse nach Oppeln gebracht wurde, ging der Zug über die Oberbrücke, die damals weiter unterhalb

lag als die jetzige sogenannte Jahrhundertbrücke. Am rechten Oberufer angekommen, bewegte sich der Trauerzug dem Pfarrgassentor zu. Durch dieses Tor war der Herzog vor einigen Tagen in ungebührlichem Übermut von der Jagd zurückgekehrt, umgeben von einem wilden und tobenden Gefolge. Damals hatte er bei seinem Einzug in die Stadt auf dem Ring einen Greis niedergeritten. Der Mann hatte brechenden Auges nach jenem Tore gedeutet und zum Herzog gesagt: „Mir zeigt ein Gesicht, o Fürst, wie sie dich einst kalt und starr durch dasselbe Tor in die Stadt Oppeln zurücktragen werden, durch das du eben voll Übermut hereingeritten kamst, um mich unschuldigen alten Mann durch die Hufe deines Pferdes zu zertreten.“

Als der Leichenzug das Tor durchschritten hatte, wurde der Eingang auf Befehl der Angehörigen des Herzogs von bereitstehenden Handwerkern vermauert. Die verschlossene Pforte sollte noch spätesten Geschlechtern das traurige Ende des bösen Herzogs kundtun. Erst im Jahre 1848 ist das Tor von neuem geöffnet worden.

Die Grafen Gaschin waren einst in Oberschlesien weit verbreitet und reich begütert. Grafen dieses Geschlechtes waren es, die dem Annaberg fromme Stiftungen zuwiesen. Einige waren durch ihre Körperkraft bekannt, andere wurden wegen ihrer tollen Streiche gefürchtet. Allmählich aber kommt es dazu, daß die verschiedenen Gestalten zu einer einzigen zusammenfließen, zum Grafen Gaschin, von dem das oberschlesische Volk oft und gern erzählt (vgl. auch Sage Nr. 50).

64. Ursprung der Grafen Gaschin

Der erste Graf von Gaschin war anfangs ein böhmischer Köhler, der im Walde seine Meiler hatte. In den Kämpfen zwischen den Polen und Böhmen hatten erstere einmal ihre Gegner besiegt und waren dabei, sie zu verfolgen.

Ein böhmischer Prinz hatte sich auf der Flucht in einen Wald geflüchtet und traf den Köhler, der ihn zu retten suchte. Dem Manne kam der Gedanke, den Prinzen in dem neuen Meiler, den er eben aufschichtete, zu verbergen. Er steckte ihn unter das Holz und deckte den Meiler mit Erde zu. Als die

Verfolger heranzamen und nach dem Prinzen fragten, schüttelte er mit dem Kopfe und setzte den Meiler in Brand. Die Polen durchsuchten die Hütte und den ganzen Umkreis, fanden aber nichts. Darauf zogen sie weiter.

Als sie weit genug entfernt waren, schrie der Köhler seinen Gefellen zu: Gasić, gasić!, d. h. Löschen, löschen! Der Meiler wurde sofort gelöscht, und der Prinz trat wohlbehalten heraus. Der König von Böhmen belohnte den treuen Mann dadurch, daß er ihn in den Adelsstand erhob. Zum Andenken an seinen rettenden Ruf (gasić) gab er ihm den Namen Gaschinski, der später zu Gaschin verkürzt wurde.

65. Die Gründung der Kalvarie auf dem Annaberg

Das Volk erzählt, daß Graf Anton von Gaschin es war, der auf dem Annaberg die Kapellen nach dem Vorbilde Jerusalems (Kalvarie genannt) erbaut hat. Als er noch ein zartes Knäblein war, starb seine Mutter. Deshalb ließ man das Kind an einer abgerichteten Löwin saugen. Bald staunten alle über seine Stärke. Er konnte ein Dugend aufeinandergelegte zinnerne Teller, ein ganz neues Hufeisen und andere Dinge mit Leichtigkeit zerbrechen. Einen schwerbeladenen Erntewagen konnte er im vollen Lauf mit einem Ruck zum Stehen bringen, wenn er mit einer Hand ins Rad griff.

Als dieser Graf Gaschin die Herrschaft antrat, reiste er nach Jerusalem und entwarf dort einen genauen Plan aller heiligen Stätten, um nach diesem Muster den Annaberg umzugestalten. Die Bauten erforderten jedoch so viel Geld, daß der Graf zuletzt nichts mehr besaß als seine silbernen Knöpfe am Rocke. Aus Verzweiflung darüber, daß er das Werk nicht zu Ende führen konnte, starb er. In einer der neuen Kapellen liegt er begraben.

Bald darauf erschien er nachts seinem Sohne. Er war schwarz gekleidet, trug eine schwarze Binde um den Mund und überreichte dem Sohne einen schwarzgesiegelten Brief. Darin flehte er den Sohn an, dieser möge den Bau vollenden, damit der Vater der ewigen Seligkeit theilhaftig werde. Bleibe das Werk unvollendet, so werde er ewig verdammt, weil er an Gottes Gnade gezweifelt hatte; komme aber der Ausbau zustande, so sei er erlöst, schon um der vielen Gebete willen, die an diesem Orte aus gläubigen Herzen zum Himmel dringen würden.

Der Sohn vollzog getreulich den Willen seines Vaters. Der junge Graf liegt in der Wallfahrtskirche auf dem Annaberg begraben. Die Gruft ist nicht tief, so daß man den metallenen Sarg mit dem Kreuze darauf sehr genau sehen kann. An den beiden Säulen, die das Gewölbe der Kirche tragen, hängen die großen Bilder der Grafen.

66. Der starke Gaschin

Wegen seiner riesigen Körperkräfte wurde Graf Anton von Gaschin auch der Starke genannt. Einmal erfuhr er, daß sein Schmied ihn beim Räuberbeschlag bestohlen habe. Er ließ den Mann zu sich kommen und machte ihm Vorhaltungen. Doch der Schmied leugnete. Da ergriff der Graf eine Radschiene, legte sie dem Diebe um den Hals und bog sie zusammen. Der Unglückliche mußte mit dieser Halsbinde unter dem Gelächter der Gutsleute nach Hause gehen. Dort wurde er mit vieler Mühe von dem Eisen befreit.

Man erzählt auch, daß der Graf imstande war, ein Geldstück mit den Fingern zu zerbrechen. Einmal hat er sogar einen Trompeter, der ihn geärgert hatte, mit einer Hand zum Fenster hinausgehalten.

67. Gaschins Rache

Ein anderer Gaschin wohnte auf dem Gute Ratscher, das ein Vorfahr des Grafen vom Fürstbischof zu Olmütz zum Lehen erhalten hatte. Der Graf liebte es, von Zeit zu Zeit nach Ratscher zu fahren und dort an den Vergnügungen der Bürger und Handwerker teilzunehmen. Da er aber jedesmal Streit anfang, wurde er öfters verprügelt; meist rettete er sich nur durch schleunige Abfahrt.

Dafür wollte er sich rächen. Eines Sonntags lud er die männlichen Einwohner Ratschers zu sich auf sein Schloß. Viele folgten der Einladung und kamen in ihren Festkleidern hin. Der Graf bewirtete seine Gäste aufs beste. Als die Stimmung bereits vorgeschritten war, machte er ihnen den Vorschlag, etwas spazieren zu fahren. Die Gäste gingen jubelnd darauf ein.

Bald darauf fuhrn mächtige Leiterwagen vor. Die Bürger nahmen Platz, und im Galopp ging es zum Tore hinaus über die Felder zum großen Gutsteiche hin. Die Insassen schrien

auf und wollten die Kutscher zurückhalten. Die aber waren mit dem Grafen im Bunde und trieben ihre Pferde ins Wasser hinein, daß es hoch aufspritzte und alle naß wurden. In der Mitte des Teiches hielten die Wagen. Die Knechte spannten in aller Gemütsruhe die Pferde aus und wateten mit ihnen dem Ufer zu.

Die Gäste schimpften und tobten auf ihren Wagen, aber es half ihnen nichts. Am Ufer stand der Graf, bog sich vor Lachen und rief ihnen Spottverse zu. Sie mußten hilflos und durchnäßt ausharren. Erst am Abend ließ sie der Graf herausholen.

Der Spaß wurde in der Umgegend viel belacht. Die Betroffenen aber hatten von der Gastfreundschaft des Grafen für immer genug.

68. Graf Gaschin und der Teufel

Einmal ritt Niklas Graf Gaschin vor den Toren der Stadt Ratibor spazieren. Sein Diener folgte ihm zu Pferde. Da kam des Weges ein Schornsteinfeger daher, schwarz und rußigt, wie er eben aus der Esse gekrochen war. Der Graf hatte wieder einmal einen tollen Einfall. Er rief den Mann an: „Heda, Freund, kannst du reiten?“ Der Schwarze warf sich in die Brust und rief: „Und wie! Ich habe ja bei den Husaren gebient“. „Gut, so will ich einmal sehen, ob du die Wahrheit sprichst.“

Der Graf winkte seinen Diener heran, der mußte absitzen und das Pferd dem Schornsteinfeger überlassen. Nun gab der Graf seinem Pferde die Sporen, daß es ausgriff und wie wild davonjagte. Des Dieners Tier aber war gewöhnt, jede Bewegung des gräßlichen Pferdes nachzumachen, und so folgte es im rasenden Galopp. Der Schornsteinfeger konnte sich nur mit Mühe im Sattel halten.

Es war gerade Mittag, als der Graf in die Stadt Ratibor hineinjagte. Das Pferd mit dem Schornsteinfeger war dicht hinter ihm her. Der Graf rief den Bürgern, die zusammengekauften waren, zu: „Leute, helft, der Teufel ist hinter mir her!“ Schon wollten die Leute schreiend davonlaufen, da sahen sie, daß der Graf sich wieder einmal über sie lustig gemacht hatte.

69. Nicht für die Dauer!

Die Gaschins zeichneten sich fast alle durch große Körperkräfte aus. Von dem Letzten des Stammes geht folgendes Stücklein um:

Als der Graf einmal die Bauarbeiten, die an seinem Schlosse in Preußisch-Krawarn (Kreis Ratibor) ausgeführt wurden, besichtigte, sah er, wie sich mehrere Männer mühten, einen schweren Balken fortzutragen. Da juckte es dem Grafen in den Fingern; er nahm den Balken, hob ihn auf die Schulter, trug ihn über den Hof und zurück und warf ihn mit großem Krach auf den alten Platz.

Alles staunte über die Kraftprobe. Da trat ein starker Knecht hinzu und sagte: „Das kann ich auch!“ „Ja“, meinte der Graf, „aber nicht für die Dauer!“ Doch der Knecht griff kraftvoll zu und hob auch den Balken auf, aber man merkte die unsägliche Anstrengung, und schon nach wenigen Schritten ließ er ihn erschöpft fallen. „Siehst du“, sagte der Graf, „ich habe recht: nicht für die Dauer!“

Nach drei Tagen starb der Knecht an den Folgen der Überanstrengung. Bis heute aber lebt als geflügeltes Wort im Dorfe des Grafen Redensart: „Nur nicht für die Dauer!“

70. Karl Godulla (1781—1841)

a Karl Godulla stammte aus einer armen Familie. Trotzdem gelang es ihm, sich in kurzer Zeit ein riesiges Vermögen zu erwerben. Viele glaubten, es sei dabei nicht mit rechten Dingen zugegangen, und behaupteten sogar, er habe mit dem Teufel im Bunde gestanden. Einige wollten gesehen haben, wie der Teufel mit einem Sack in der Hand durch den Schornstein in Godullas Wohnhaus zu Ruda gefahren sei. Bei solchen Besuchen habe der Teufel am nächtlichen Himmel einen feurigen Schein hinterlassen.

Die Leute fürchteten sich vor dem finsternen, verschlossenen, menschen scheuen Millionär, der trotz seines Reichtums völlig bedürfnislos war. Als gar sein Bündnis mit dem Gottseibeius bekannt wurde, mieden alle ängstlich eine Begegnung mit ihm. Wo das nicht zu umgehen war, schlugen sie schnell ein Kreuz.

Nach dem Tode lebte Godulla als Spukgestalt weiter. In Orzegow erzählten die Leute, daß in stürmischen Herbstnächten

ein Mann ohne Kopf durch die Straßen jage und jedem den Kopf abreiße, der ihm begegne. Dieser Mann soll der Geist Godullas sein.

b In Schomberg dagegen wollte man wissen, daß Godulla in mitternächtiger Stunde geräuschlos durchs Dorf fahre und zwar in der Richtung nach Godullahütte. Sein Wagen werde von zwei Rappen gezogen, aus deren Maul und Rüstern Feuer sprühe. Manchmal soll auch ein Sarg auf dem Wagen zu sehen sein. Wer dieses Gefährt zufällig trifft, stirbt noch in demselben Jahre. Vornitzige, die dem Wagen absichtlich auf-lauern, werden von dauernder Blindheit oder von einem lang-wierigen Augenleiden befallen.

71. Das silberne Pflaster

Karl Godulla, der Begründer der oberschlesischen Zink-verhüttung, war ein finsterner Sonderling und Menschenfeind. Der einzige Inhalt seines Lebens schien die Anhäufung und Vermehrung seines ungeheuren Besitzes zu sein. Doch hegte er im stillen den Wunsch, geadelt zu werden.

Als König Friedrich Wilhelm IV. einmal mit der Eisenbahn zur Jagd nach Pleß fuhr und dabei den Bahnhof Morgenroth berührte, ließ Godulla das Bahnhofsgebäude aufs prächtigste schmücken und stellte sich mit den Belegschaften seiner Gruben und Hütten und mit mehreren Musikkapellen davor auf. Um die Aufmerksamkeit des Königs auf sich zu lenken, machte er ihm außerdem ein Millionengeschenk.

Aber der König beachtete die Aufwendungen gar nicht und fuhr, ohne Godulla auch nur eines Blickes zu würdigen, durch Morgenroth durch.

Durch das Mißlingen seines Planes gekränkt, beschloß Godulla, sich am König zu rächen. Er ließ zu diesem Zwecke die Fußböden seiner Wohnung mit lauter Zalerstücken belegen und zwar mit der Bildseite des Königs nach oben, so daß jeder auf dem königlichen Antlitz herumtrat. Als der König dies erfuhr, drohte er Godulla mit Festungshaft, wenn er nicht sofort die silbernen Münzen auf die Kehrseite drehen lasse. Godulla blieb nichts anderes übrig als zu gehorchen. Aber er freute sich doch, daß er die Mißachtung des Königs vergolten hatte.

im fernen Lande. Allein dein töchterlicher Sproß wird, wenn drei Lenze über dein Grab hinweggeweht sind, sich kräftig strecken und mit seinen Zweigen breit auslangen. Ein Fremder wird das alte Nest ausweiten und Heiligtümer bauen. Mit seinem Namen verbunden, wird der deine weit und breit geehrt werden.“ Darauf verschwand die Prophetin spurlos.

Einige Jahre nach diesem Vorfall reiste Franz von Winckler nach England. Die Dienerschaft des Schlosses hatte sich zum Abschied auf dem Hofe versammelt. Der Schloßherr trat aus dem Flur und stieg in die Droschke. Während er noch im Wagen stand und den Zurückbleibenden zuwinkte, stürzte eine von einem Falken getötete Taube herunter. Als die Diener das sahen, erblaßten sie; denn jetzt wußten sie, daß ihr Herr nicht mehr zurückkehren werde.

Franz von Winckler starb auch wirklich auf der Reise. Als die Nachricht von seinem Tode in Mechtal eintraf, wollten es viele nicht glauben, daß er tot sei. Manche meinten, es sei ein leerer Sarg beerdigt worden. Darin seien nur einige Steine gewesen, um ihm die nötige Schwere zu geben. Einige behaupteten sogar, in dem Sarge habe ein toter Hund gelegen.

Als man sich aber doch von seinem Tode überzeugt hatte, wurde aufgebracht, Franz von Winckler hätte sich in England Zugang in wichtige Betriebe verschafft und wäre deshalb als Spion verhaftet und getötet worden. Andere sagten, er hätte in England das Geheimnis der Zinkgewinnung ausgekundschaftet und sei von den Engländern heimlich ermordet worden, damit diese Erfindung nicht aus dem Lande käme.

Das Erbe Franz von Wincklers übernahm sein Schwiegersohn, der Oberst von Thiele-Winckler. Dieser war ein strenger, jähzorniger Herr, der von allen gefürchtet wurde. Er trug an seinem rechten Handgelenk stets eine dünne eiserne Kette. Diese Kette mußte er auf Befehl des Königs als Strafe tragen, weil er im Zorne seinen Diener niedergeschossen hatte. Er wurde deswegen auch aus dem Heere entlassen.

72. Der Wilderer und Mörder Sobczyk

Sobczyk wird von manchen seiner Zeitgenossen als ein guter und mildtätiger Mann beschrieben, dessen einziger Fehler das Wildern war. Er wohnte in der Nähe von Horneck im

Kreise Gleiwitz. Da er ein leidenschaftlicher Wildschütz war, schoß er mehr Wild, als er für sich und die Seinigen brauchen konnte. Was übrig blieb, verschenkte er an seine Freunde und Bekannten. Ein Barbier in Horneck, der zugleich Heilkundiger war, gehörte auch zu den Beschenkten.

Da das Wildern Sobczyk's aber überhandnahm, wurde er von der Polizei verfolgt. Ein Bauer, der ihn beobachtet hatte, als er mit Beute beladen aus dem Walde heimkam, benachrichtigte einen Gendarmen, damit dieser den Wilderer festnehme. Sobczyk erfuhr es und schoß den Bauern nieder. Den Gendarmen ereilte dasselbe Schicksal. So sank der Wilderer zum Mörder herab, und jetzt verfolgte ihn die Polizei erst recht. Doch gelang es nicht, ihn unschädlich zu machen. Darum wurde ein ganzes Bataillon Soldaten aufgeboden, um den Horneck-Lubliniger Wald, in dem sich Sobczyk aufhielt, abzusuchen. Aber auch das war vergeblich: Sobczyk entrannte seinen Häschern.

Nun wurde auf sein Haupt eine Belohnung von 500 Mark ausgesetzt. Das Geld sollte Sobczyk's Freunde bewegen, den Mörder zu fangen und auszuliefern. Das tat auch wirklich der Barbier in Horneck, den Sobczyk öfters besuchte. Der Barbier, den die Belohnung lockte, berauschte Sobczyk, sandte heimlich nach einem Gendarmen und ließ ihn verhaften. Sobczyk wurde festgenommen und in das Beuthener Gefängnis geschafft.

Sobczyk's Freunde sann auf Rache für ihren gefangenen Kameraden und Wohltäter. Eines Abends fuhren sie mit einem Wagen vor das Haus des Barbiers und baten ihn, zu einer kranken Frau zu kommen. Da die Heilkunst des Barbiers oft in Anspruch genommen wurde und das Verlangen nichts Ungewöhnliches war, zögerte dieser nicht, mit den Männern mitzufahren. Als sie aber in den Wald gekommen waren, gaben die Männer ihre Absicht zu erkennen, und sie befahlen dem Barbier, aus dem Wagen zu steigen. Dann warfen sie sich auf ihn, machten ihn wehrlos und brachten ihm am Unterleib eine so schreckliche Verletzung bei, daß er nicht lange darauf an deren Folgen starb. Die Männer aber blieben unerkannt.

So wurde Sobczyk, der 1888 in Beuthen enthauptet worden war, gerächt.

73. Pistulka beschenkt Leute

Eine alte Frau erzählt:

Als ich noch jung und rüstig war und in Rosamundehütte (Ostoberschlesien) wohnte, machten die Räuber Elias und Pistulka jene Gegend unsicher. Eines Tages mußte ich nach Bielschowitz gehen. Der Weg führte durch einen dichten Wald. Ich nahm meine beiden Jungen von 10 und 8 Jahren mit. Auf dem Heimwege gesellte sich ein Mann zu uns, der mich fragte, wohin ich gehe. Ich sagte: „Ich gehe nach Hause und zwar so schnell wie möglich; denn hier im Walde haust der Pistulka, und deshalb habe ich Angst.“ Der Fremde erwiderte: „Sie brauchen keine Angst zu haben. Ich gehe denselben Weg, und wenn ich bei Ihnen bin, wird Ihnen nichts geschehen.“

Dann erkundigte er sich nach diesem und jenem und fragte auch, was denn die Leute von Pistulka reden. Ich gab Auskunft, so gut ich konnte. Dabei erzählte ich, daß Pistulka in letzter Zeit in Friedenshütte einen Geldschrank erbrochen und viel Geld erbeutet habe. Das Geld sollte hier im Walde vergraben sein.

Bei der Unterhaltung waren wir bis ans Ende des Waldes gekommen. Da blieb der Mann stehen, zog aus seiner Geldtasche zwei Taler heraus, gab jedem Knaben einen und sagte: „Da habt ihr etwas zum Andenken an mich! Ich tue einfachen Leuten nichts, dazu suche ich mir andere aus. Ich bin Pistulka.“ Dann verschwand er im Walde.

Ich war so erschrocken, daß ich eine Weile wie gelähmt dastand. Erst nach einiger Zeit konnte ich weitergehen.

74. Die Rache des Räubers

In der Nähe des Vortwerts Albrechtsdorf bei Röstfelde im Kreise Kreuzburg OS, an der alten Pittschener Straße, lag früher ein finsternes Gebüsch, das ein vorzüglicher Schlupfwinkel für allerlei lichtscheues Gefindel war. Die bekannten oberschlesischen Räuber Elias und Pistulka sollen hier zeitweise gehaust haben. Die Leute erzählen, daß an dieser Stelle Pistulka einmal eine Frau angehalten habe, die den Wochenmarkt in Pittschen besuchen wollte. Er fragte sie, ob sie sich nicht fürchte, so allein zu gehen, da die Gegend doch unsicher sei. Die Frau,

welche den Räuber nicht kannte, meinte, sie sei ein ehrliches Weib und habe keine Angst vor solchen Lumpen. Zudem habe sie gehört, daß Pistulka ein ganz feiger Kerl sei. Wenn der ihr einmal unter die Finger käme, wolle sie ihn mit ihren Fingernägeln so zurechten, daß er für sein ganzes Leben genug habe.

Pistulka hörte alles freundlich lächelnd an, lobte die Frau wegen ihres Mutes und fragte sie, ob sie denselben Weg zurückkommen werde. Als sie das bejahte, bat er sie, ihm ein Päckchen Nägel, sogenannte Drahtstifte, aus Pitschen mitzubringen. Da sie gerade von Nägeln gesprochen habe, sei es ihm eingefallen, daß er solche nötig brauche. Die Frau erklärte sich gern dazu bereit. Pistulka gab ihr Geld mit und wollte sie an derselben Stelle erwarten.

Als die Frau nach einigen Stunden mit den Nägeln zurückkehrte, wurde sie von Pistulka gepackt und ins Gebüsch geschleppt. Er zog ihr die Jacke aus, fesselte sie damit und trieb ihr mit den Worten: „Das ist der feige Kerl!“ die mitgebrachten Nägel in Rücken und Arme. Die Frau wurde von Waldarbeitern gefunden und war erst nach Monaten wiederhergestellt. Das Volk aber mied fortan das finstere Gebüsch und nannte es die „Hölle.“

75. Der Schatz des Räubers Elias

Vor einigen Jahrzehnten, als noch viele Räuber das ober-schlesische Land unsicher machten, ging ein Bauer aus Gleiwitz-Ohringen mit seinem Knechte in den Wald, um Holz zu holen. Plötzlich sahen die beiden den Räuber Elias, wie er gerade mit seinem Gehilfen einen Schatz vergrub.

Als sich der Räuber entfernt hatte, eilten der Bauer und der Knecht an die Stelle, wo der Schatz lag. Sie wälzten einen großen Stein fort, der den Schatz schützen und gleichzeitig als Erkennungszeichen dienen sollte. Dann gruben sie den Schatz aus, luden ihn auf ihren Karren und fuhren damit heim. Aber anstatt das Geld zu teilen, betrog der Bauer den Knecht um seinen Anteil und jagte ihn aus dem Hause. Dieser zog traurig davon und verfluchte den Bauern und seine Nachkommenschaft.

Der Bauer ließ an der Stelle, wo er den Schatz gefunden hatte, eine Mariensäule errichten. Man kann sie noch heute in Ohringen sehen, auch den großen Stein, der an der Fund-

stelle gestanden hat. Der Fluch des Knechtes aber ist in Erfüllung gegangen. Der habgierige Bauer konnte sich nicht lange seines Reichtums erfreuen. Er starb bald, und seine Nachkommen sind völlig verarmt.

76. Der Räuberhauptmann Elias

Der Vinzenz Elias, der lange Oberschlesien unsicher gemacht hat, war nicht nur ein pfiffiger Geselle, sondern auch ein Meister in der Verstellungs- und Verkleidungskunst und — ein Dichter. Nicht selten wagte er sich bei hellerlichem Tage ins Wirtshaus, und wenn es paßte, trank er mit dem ihm nachspürenden Gendarmen einen Schoppen Bier. Glaubte er von der ihm zugedachten Leibwache genug erfahren zu haben, dann verschwand er schnell.

Manchmal schrieb er auch heimlich einen Zettel, legte ihn unauffällig unter das Glas der achtsamen Polizei und empfahl sich auf französisch. Beim nächsten Trunke mußte der Gendarm den Zettel finden, und dann konnte er z. B. folgendes lesen:

„Es hat getrunken hier mit dir Elias — Räuber, Stehler. Behalt's für dich, es wär sonst leicht dein erster Fehler!“

Auch ein Räuber kann bei seinen lieben Mitbürgern den Sparsinn zu wecken versuchen. Elias tat das jedenfalls einmal. Als er bei einem Einbruch in eine Stadtkasse einen gar zu bescheidenen Betrag vorfand, der ihm die anstrengende Nacharbeit nicht recht lohnend erscheinen ließ, legte er einen Dreier zurück und schrieb auf einen Zettel: „Der Rat hat schlecht gespart. Bei meinem nächsten Besuch erwarte ich mehr. Der Dreier soll der Anfang sein.“

(Elias, der später gefangen genommen wurde, ist 1918 im Zuchthaus zu Ratibor gestorben.)

77. Das Eliasgras

In den fünfziger Jahren des vorigen Jahrhunderts lebte in Oberschlesien der berühmte Einbrecher Elias, der aus Petersdorf bei Gleiwitz stammte. Er war sehr gefürchtet, weil kein Schloß vor ihm sicher war, und wenn es noch so fest war. Er besaß nämlich ein Mittel, das ihm jede verschlossene Tür ge-

täuschlos öffnete, ohne daß er Gewalt anzuwenden bräuchte. Elias kannte nämlich eine Grasart, der kein Schloß widerstehen konnte. Dieses Gras war sehr selten. Es wuchs nur auf dem Wiesengrundstück eines Bauerngutsbesitzers in Bobref. Nach dem Räuber nennt man es Eliasgras.

Wenn beim Mähen das Eliasgras von der Sense getroffen wird, so bricht diese sofort entzwei. Dann kommt ein kleines Vöglein geflogen, hebt den Grashalm auf und fliegt damit davon, um ihn an einem sicheren Ort einzupflanzen.

Oberschlesisches Volksthum in der Sage

I. Hemächte

Oberschlesien ist als Heimat der Wandalen alter germanischer Volksboden. Die Götter, die einst über dem Lande wachten, sind durch das Christentum verdrängt worden. Doch haben sich Spuren der Erinnerung an den alten Glauben bis auf den heutigen Tag erhalten, sei es, daß die schlesische Überlieferung lückenlos bis in die wandalische Zeit zurückreicht, sei es, daß die deutschen Ostsiedler sie wieder angeknüpft haben. So sollen die Geschichten vom Nachtjäger und vom Reiter ohne Kopf der letzte schwache Abglanz dessen sein, was einst vom Sturmgott Wodan erzählt wurde, der in den zwölf heiligen Nächten (von Weihnachten bis zum Dreikönigsfest) mit dem wütigen Heer durchs Land zog. Die Spinnahulla (Spinndrolle) soll an Frau Holle (Holda) und damit an Frigg, die belohnende und strafende Göttermutter, erinnern, wenn sie auch bei uns zum alten, häßlichen Weibe geworden ist. Und wenn draußen der Wind heult, denkt man in Oberschlesien an Melusina, hinter der sich ein Windgeist oder gar ein alte Windgotttheit verbirgt.

78. Der Mitternachtjäger bei Dürrkamitz

Bei dem Weiler Dürrkamitz im Kreise Neisse liegt ein Wäldchen, die Petersheide genannt. Früher muß hier ein ausgedehnter Wald gewesen sein. Die Umwohner hatten keine Bedenken, aus dem Wäldchen, das einem sehr wohlhabenden Herrschaftsbesitzer gehörte, Holz zu stehlen. Namentlich war es ein Stellmacher aus Dürrkamitz, der sich den reichen Birkenbestand des Busches zunutze machte. Die Holzdiebe erzählten nun von nächtlichen Begegnungen mit dem Mitternachtjäger folgendes:

Es war einmal zwischen Elf und eins in einer kalten Winternacht. Wir hatten bereits einige schöne Deichselfstangen niedergelegt, als sich plötzlich ein fürchterlicher Sturm erhob. Wie rasend schüttelte die Windsbraut die schneebedeckten Wipfel.

Diese beugten sich ächzend und entledigten sich ihrer glühenden Last. Aus der Ferne vernahm man Pfliffe, Gebell und wildes Rufen. Unter huj und hu und hott und hüü kam es näher und immer näher. Sofort erkannten wir, daß der Mitternachtjäger mit seiner Meute nahe war. Wir warfen die Pelze über uns und legten uns mit dem Gesicht nach unten platt auf die Erde. Doch da war's auch schon heran! Es schien uns, als ob sich die Erde in Wogen auf- und niedersenkte und die Wipfel der Bäume den Boden berührten. Da — ein kurzer Pfliff — dann ging es trapp, trapp, trapp über den Pelz hinweg, und vorüber war die wilde Jagd.

79. Der Nachtjäger im Oberwald

In Ambach im Kreise Groß Strehlig erzählt man sich folgende Geschichte:

Rechts der Oder gibt es große Wälder, so im Kreise Groß Strehlig. Der Wald beschäftigt viele Holzfäller und gibt ihnen Arbeit und Brot. Es kommen aber auch viele Holzdiebstähle vor.

Einmal trafen sich beim alten Feldbirnbaum zwei Gutsarbeiter und gingen dann vorsichtig in das Dunkel des Oberwaldes hinein. Heute konnten sie ungestört dem Holzschlage einen Besuch abstatten, da der Heger zum Grafen Gaschin befohlen war.

Als die Holzdiebe an Ort und Stelle waren, banden sie einige schöne Stangen zusammen, und dann ging's heimwärts, am Walbrand entlang. Plötzlich blieben die beiden wie angewurzelt stehen, und Furcht fuhr ihnen in die Glieder. Sie sahen, wie ein Reiter über die Brücke jagte. Feuer sprühte aus den Nüstern des Pferdes, die Eisen klapperten, und Hunde winselten und bellten. Das war der Nachtjäger, der durch den Oberwald sauste.

Die Männer warfen die schwere Last zur Erde und liefen eiligst dem Dorfe zu. Sie dachten so bald nicht wieder ans Stehlen.

80. Der Nachtjäger im Kreise Grottkau

Bei Endersdorf im Kreise Grottkau steht ein kleiner Busch, in dem es nicht geheuer ist. Dort zeigt sich nämlich oft der

Nachtjäger. Das ist ein Reiter ohne Kopf, der auf einem Schimmel sitzt. Hunde springen um ihn herum und bellen laut.

An dem Büschel führt eine Straße vorbei. Wenn dort jemand in der Mitternachtsstunde vorbei will, fangen die Hunde zu bellen an. Sofort kommt der Nachtjäger angesprenat und läßt niemanden durch. Erst um 1 Uhr zieht er sich in den Busch zurück. Dann ist die Straße frei, und die Wanderer dürfen weitergehen.

81. Der Mann ohne Kopf

In Petershofen im Hultschiner Ländchen erzählt man folgendes:

Zwei Frauen gingen von der Tanzmusik nach Hause. Sie kamen an die Brücke, über welche die Straße nach Koblau führt. Es war gerade Mitternacht. Auf einmal erblickten die Frauen vor sich einen schwarzen Mann ohne Kopf. Vor Schreck blieben sie stehen und rührten sich nicht. Da fiel der einen von ihnen ein, daß ihre Mutter erzählt hatte, innerhalb der Wagenleise habe der böse Geist keine Macht über die Menschen. Darauf zog sie ihre Begleiterin mit sich, und beide gingen innerhalb den Räder Spuren weiter. Der schwarze Mann verschwand und ward seit dieser Zeit nicht mehr gesehen.

Die Meinung, daß der böse Geist in der Mitte der Straße den Menschen nichts anhaben könne, ist auch in anderen Ortschaften des Hultschiner Ländchens verbreitet. In Köberwitz wird erzählt, daß man bei finsterner Nacht in der Mitte der Straße gehen müsse, da dieser Teil gesegnet sei. Die Landwirte, die mit dem Wagen aus ihrem Gehöft herausfahren, machen nämlich vor jedes Pferd ein Kreuzzeichen. Mitunter wird auch Weihwasser in Kreuzesform vor das Pferd gesprengt. Darum glaubt das Volk, daß an der Stelle, wo die Pferde gehen, der böse Geist keine Macht habe.

82. Die Spillahulle holt ein Kind

Eine 62 jährige Alte aus Woig bei Ottmachau erzählt, was sie von ihrem Vater, der aus Kupferhammer im Meißner Kreise stammte, oft gehört hat. Als der Vater noch Kind war, hielten dessen Eltern streng darauf, daß er und seine Geschwister jeden Tag die richtige Zahl spannen. Es sollten immer 50



Die Spillahulle holt ein Kind

Gebind an einem Tage gesponnen werden. Das wurde überall so gehalten.

Nachbars Kinder spannen auch, aber sie wurden nie fertig. Da geschah es einmal, daß die Nachbarsleute einen Teller mit Holunderpappe auf dem Fenster stehen hatten. (Die schwarze Pappe wird ins Kühle gestellt, und wenn sie einen Tag lang gestanden hat, da ist sie so fest wie Gallert.) Das eine Mädchen war wieder einmal nicht fertig geworden. Da wurde der Nachbar böse und sagte zu seiner Frau: „Setze das Mädels aufs Fenster hinaus zur Holunderpappe, da kann sie die Spillahulle mitnehmen.“ Die Frau tat das.

Wie die Eltern nun beim Abendessen sitzen, spricht der Vater: „Sieh nur einmal nach, ich höre ja nichts mehr vom Mädels!“ Und wie sie nachsehen, ist kein Mädels mehr da und keine Holunderpappe.

Darauf suchten sie das Mädchen beim Nachbarn und im ganzen Dorfe und fragten überall, aber niemand hatte das Mädchen gesehen. Es war weg, wie von der Erde verschluckt. Die Leute meinten, die Spillahulle habe das Mädchen geholt. Die Eltern aber nahmen sich den Verlust des Kindes so zu Herzen, daß sie krank wurden und nach sechs Wochen starben.

Das war die Geschichte von den Nachbarsleuten. Die Alte setzte noch hinzu: „Wie wir Kinder waren, da hieß es nur immer: die Spillahulle geht um, und wir sollten fleißig sein, daß wir die Zahl aufbrächten. Die Spillahulle sieht abends durchs Fenster, und wenn man noch nicht fertig ist, da spricht sie:

„Verzage nicht, verzage nicht!

Warum spinnst du die Zahl am Tage nicht?“

83. Die Spinndrolle

In Schönau im Kreise Leobschütz erzählt man sich folgendes:

Früher haben die Alten viel gesponnen. Sie saßen zusammen in der Spinnstube. Hatte am Schluß eine der Frauen die Spule nicht voll gesponnen, so fürchtete sie sich vor dem Heimgehen. Es hieß, die Spinndrolle kommt nach und läßt die Lässige nicht weiter.

Der Sage nach wohnte die Spinndrolle in einer hohlen Linde. Wenn die Weiber an dieser Linde vorbeikamen, hatten sie natürlich stets eine furchtbare Angst.

84. Melusine, die Windin

Ein Einwohner aus Leisnig OS. (Kreis Leobschütz) hatte sich einmal verirrt und kam in ein verwünschtes Schloß. Dort wohnte eine überaus schöne Jungfrau, die sich Melusine nannte. Sie trat dem Verirrten entgegen und bat ihn, sie zu heiraten und dadurch zu erlösen. Er bat sich Bedenkzeit aus, während der er seine Angehörigen um Rat fragte. Alle rieten ihm ab, nur ein Bruder seines Vaters redete ihm zu. Er wollte aber erst die Jungfrau sehen.

Beide gingen zusammen in das verwunschene Schloß und wurden dort aufs beste bewirtet. Darauf wurde die Hochzeit gefeiert. Melusine lebte mit ihrem Manne glücklich und zufrieden. Nur eins hatte sie sich vor der Hochzeit ausgedenkt: an jedem Sonnabendnachmittag wollte sie in einer Kammer für sich allein sein. Er versprach ihr gern, sie allein zu lassen. Als aber jedes Kind, das sie bekamen, einen Fehler hatte — eins hatte sogar nur ein Auge auf der Stirn —, wurde der Mann mißtrauisch gegen seine Frau.

Eines Sonnabends schlich er zu der Kammer, wo sie weilte, und blickte durch das Schlüsselloch hinein. Da sah er zu seinem Entsetzen, daß sie halb Fisch, halb Mensch war. Mit einem Perlmutterkamme kämmte sie ihre goldenen Locken. Voll Ingrimm wollte der Mann seine Frau töten; er tat es jedoch nicht, sondern zog sich unbemerkt zurück. Melusine aber mußte seine Neugier bemerkt haben; denn sie war ihm von nun an nicht mehr so zugetan. Er wollte auch nicht länger mit ihr zusammenleben und verwünschte sie. Da öffnete sie traurig ein Fenster und fuhr, in einen kühlen Wind verwandelt, hinaus.

Wenn es stürmt und wettet, fährt sie durch die Luft. Deshalb nennt das Volk Melusine auch die Windin.

85. Die Erlösung der Melusina

In der Nähe von Bauerwitz waren einmal drei Männer auf der Wiese und mähten. Sie setzten sich nach getaner Arbeit hin und erzählten verschiedene Geschichten, auch von der Melusina.

Auf einmal entstand ein großer Wind. Eine Frauensperson stand plötzlich vor den drei Männern und sprach: „Ich bin die, von der ihr eben gesprochen habt. Wenn ihr das tut,

was ich euch sage, bin ich erlöst. Ihr müßt die drei Plagen, die ich auszustehen habe, über euch ergehen lassen. Zuerst kommt eine große Kälte, da haltet aus! Danach kommt eine glühende Hitze, da werdet nicht verzagt! Sie vergeht. Das dritte ist der Sturm. In dem Sturme werdet ihr verschiedene Ungeheuer sehen; aber habt keine Angst, sondern haltet aus!“

Die drei Männer wollten tun, was Melusina verlangte. Sie versprach ihnen auch einen großen Lohn und verschwand.

Als bald setzte eine große Kälte ein; aber die drei rückten eng zusammen, und wenn sie auch mit den Zähnen klapperten, so hielten sie doch aus. Die Kälte wich einer brennenden Hitze, daß sie zu verschmachten glaubten. Der eine wollte davongehen, aber er ließ sich von den anderen zum Aushalten bereden. Nach der Hitze kam der Sturm. Da sahen sie fürchterliche Ungestalten, die ihnen drohten, so daß sie alle drei fortlaufen wollten; doch erinnerten sie sich an die unglückliche Melusina und hielten standhaft aus.

Mit einem Donnerschlag verschwand endlich alles. Melusina erschien, sagte ihnen, daß sie jetzt erlöst sei, und beschenkte sie reichlich.

II. Vom Wassermann

In Oberschlesien gibt es keinen Tümpel oder Teich, keinen Bach oder Fluß, von dem man nicht glaubt, daß darin der Wassermann wohne. Der Wassermann ist klein und hat ein faltiges Greisenantlig. Seine Augen sind grün, sein wirres Haar ist nicht selten mit Schilf durchflochten. Meist trägt er eine rote Kappe, mitunter auch rote Strümpfe. Er ist leicht daran zu erkennen, daß von seinem linken Armel oder Rockschöß stets Wassertropfen herabsickern.

Der Wassermann ist gewöhnlich bössartig und schadenfroh, ab und zu aber auch menschenfreundlich und hilfsbereit. Als Herr des Flusses fordert er alljährlich bis zum Sommwendfest drei Opfer; deshalb ist es gefährlich, vor dieser Zeit im Freien zu baden. Wenn er den Menschen Unglück gebracht oder einen Schabernack gespielt hat, dann läßt er vor Vergnügen das Wasser ans Ufer klatschen, und zwischendurch ertönt sein unheimliches Richern und Lachen.

Er hat die Fähigkeit, verschiedene Gestalten anzunehmen, und kann sich in einen Menschen, in ein Pferd, einen Hund, einen Fisch usw. verwandeln.

Der Wassermann ist verheiratet und hat Töchter. Diese tanzen gern und lassen sich häufig bei den Menschen sehen.

86. Die Rache des Wassermannes

Die Wassermänner sind den Menschen meist gram. Besonders hassen sie die Müller, weil diese sich das Wasser dienstbar machen. Von der Feindschaft zwischen Wassermann und Müller weiß das Volk viel zu erzählen.

Auch in Rybník stritt sich der Wassermann oft mit dem Müller herum. Eines Tages hatte der Müller etwas am Mühlrad zu tun und mußte deshalb ins Wasser steigen. Da wallte plötzlich das Wasser auf, umflutete ihn von allen Seiten und drohte ihn zu töten. Jetzt erst merkte der Müller die Nähe des Wassermannes; er beschwor ihn, sein Leben zu schonen,

und wollte ihm dafür sieben Leben opfern. Sofort fiel das Wasser; der Müller konnte sein Rad ausbessern und den Bach verlassen. Kurz darauf warf seine Hündin sieben Junge. Er trug sie zum Mühlbach, warf sie ins Wasser und sagte spöttisch: „Wassermann, hier hast du die sieben Versprochenen!“

Nicht lange darauf fiel ein Kind des Müllers in den Mühlgraben und ertrank. Ihm folgte bald das zweite und dritte in den nassen Tod. Da wurde es dem Müller nur zu klar, daß sich der Wassermann die versprochenen Opfer hole. So sehr sich auch die letzten zwei Kinder der Müllersleute in acht nahmen und von den anderen bewacht wurden, bald zog man sie als Leichen ans Ufer. Als man das fünfte Kind aus dem Wasser hob, glitt die Müllerin aus, fiel in den Graben und ertrank. Voller Verzweiflung stürzte sich der Müller ins Wasser und fand den Tod. Jetzt hatte der Wassermann die sieben versprochenen Leben.

87. Der Gesang des Wassermannes

Bei Roßberg soll früher der Wassermann in einem Teiche, der jetzt zugeschüttet ist, sein Unwesen getrieben haben. Durch sein Singen lockte er Vorübergehende an und zog sie in die Tiefe.

Einst ging ein beherzter Mann spät abends am Teiche vorbei. Er hörte von weitem den schönen Gesang und sah in der Mitte des Teiches den Wassermann stehen, der ihm verschiedene Gegenstände zeigte. Der Mann ging näher und wäre beinahe ins Wasser gestürzt, doch besann er sich noch im letzten Augenblick und lief schnell davon.

Ein andermal weilte eine Jungfrau in der Nähe des Teiches. Auch sie wurde durch ein liebliches Lied, das vom Wasser her ertönte, angelockt. Sie trat hart an den Rand des Teiches heran, wo sie vom Wassermann ergriffen und in die Tiefe gezogen wurde. Sie blieb mehrere Tage verschwunden, tauchte dann aber plötzlich wieder auf. Die Jungfrau erzählte, der Wassermann habe sie in sein Haus mitgenommen, in ein wunderbares Schloß, das ganz aus Glas bestand und mit Diamanten geschmückt war. Sie sollte dort die Töchter des Wassermannes bedienen. In einem unbewachten Augenblick gelang es ihr aber zu entflüpfen. Sie brachte mehrere

Diamanten mit, von deren Erlös sie bis an den Tod ohne Sorgen leben konnte. Seit dieser Zeit ist der Wassermann verschwunden und läßt sich nicht mehr blicken.

88. Der Wassermann will Knaben zum Baden verleiten

In Gleiwitz-Gröling befindet sich ein Teich, der von Wiesen umgeben ist. Hier hüteten die Jungen an den Sommernachmittagen die Kühe und Ziegen. Um sich die Zeit zu vertreiben, spielten sie verschiedene Spiele. Einst gesellte sich zu ihnen ein Knabe, den niemand kannte. Weil er lustig war und eifrig mitspielte, durfte er bleiben. Da es sehr heiß war und alle vom Spiel erhitzt waren, schlug der fremde Knabe vor, im Teiche zu baden. Die anderen erinnerten sich, daß ihre Eltern dies streng verboten hatten, weil der Teich sehr tief war. Der fremde Knabe aber zog sich aus, sprang ins Wasser und schwamm vergnügt umher. Um den Spielgefährten Mut zu machen, stellte er sich im Wasser auf und zeigte so, daß es gar nicht tief sei und daß man auch nicht schwimmen zu können brauche.

Jetzt bekamen die anderen Lust zum Baden. Als sie sich gerade die Kleider auszogen, kam eine Frau aus Schönwald vorbei. Die sah den Knaben im Wasser und erkannte sofort, daß es der Wassermann sei. Da warnte sie die Jungen und erzählte ihnen, was der Wassermann den badenden Kindern antue. Das Wasser sei nämlich viel tiefer, als es scheine. Wenn die Knaben in den Teich gestiegen wären, hätte sie der Wassermann sofort in die Tiefe gezogen.

Als dieser sah, daß sein Plan verraten sei, tauchte er schnell unter. An der Stelle, wo er verschwunden war, entstand ein großer Strudel. Jetzt war den Jungen die Lust zum Baden vergangen.

89. Die Seelen der Ertrunkenen

In Oberschlesien sah einmal ein Bauer, wie auf einem Teich ein Balken schwamm, der zuerst unter sank und dann wieder in die Höhe kam. Der Bauer wollte der Sache auf den Grund gehen und näherte sich dem Wasser. Es war aber der Wassermann, der den Balken bewegte, um den Bauern anzulocken. Das glückte dem Wassermann auch; er zog den Mann ins Wasser und führte ihn in seinen Palast am Grunde des Teiches.



Der Wassermann will Knaben zum Baden verleiten

In einem Zimmer bemerkte der Mann eine Anzahl umgestürzter Töpfe und wunderte sich darüber sehr. Da erklärte ihm der Wassermann, in den Töpfen seien die Seelen der Ertrunkenen gefangen. Befreie man sie aus ihrer Haft, so werden sie wieder zu Menschen. Nachdem er dem Gaste seine unterirdische Behausung gezeigt hatte, entließ er ihn. Der Bauer kehrte heim und dachte nur daran, wie er die Seelen befreien könne.

Am anderen Tage ging er wieder ans Wasser. Als der Wassermann kam, sagte ihm der Bauer, er wolle fischen, habe aber gestern im Wasserpalast seine Angel vergessen. Der Wassermann erbot sich alsbald, die Angel zu holen. Unterdessen betrat der Bauer den Palast und drehte alle Töpfe um. Die gefangenen Seelen wurden frei und verwandelten sich in Menschen, die der Bauer an die Oberwelt zurückführte.

In diesem Augenblicke kam der Wassermann mit der Angel zurück. Die Befreiten lachten ihn weiblich aus, weil er sich von dem Bauern hatte anführen lassen.

90. Der Wassermann bessert einen Trinker

In Gleiwitz-Dehringen wohnte am Bahndamm ein Bergmann, der im Orte als Trinker, Raufbold und roher Geselle bekannt war. Oft mißhandelte er seine Frau und seine Kinder. Als er es wieder einmal ganz arg getrieben hatte, ging die Frau zum Pfarrer und bat ihn um Rat. Der Pfarrer bestellte den Bergmann zu sich und redete ihm ins Gewissen. Der Bösewicht versprach auch, ein anderes Leben zu führen. Darauf war eine Zeitlang Ruhe. Als aber das Barbarafest nahte, fiel er wieder in das alte Laster. Er kam oft betrunken nach Hause und schlug Frau und Kinder. Am Barbaratage selbst war er sternhagelvoll. Erst in den frühen Morgenstunden dachte er ans Heimgehen.

Untertwegs mußte er über eine kleine Brücke, die über ein Bächlein führte. Plötzlich stand ein kleines Männchen vor ihm, das ihn freundlich mit „Glück auf“ begrüßte. Der Bergmann schimpfte auf das Männchen und suchte es mit Fußtritten zu vertreiben. Dieses wich geschickt aus und ließ sich nicht fortjagen. Einmal erhielt es aber doch einen Tritt in die Magen-egend. Da schrie es auf und sagte: „Das sollst du mir büßen.“ Nach diesen Worten verschwand es um die nächste Ecke. Trotz

seines Rausches merkte der Bergmann, daß er etwas Schlimmes angerichtet hatte, und eilte so schnell wie möglich nach Hause. Bei der alten Kirche erhielt er plötzlich einen Schlag auf den Kopf und blieb besinnungslos liegen.

Als er erwachte, befand er sich in der Wohnung des Wassermannes. Das Männchen war nämlich niemand anderes als der Wassermann. Der saß jetzt neben dem Bergmann und lachte höhnisch. Da bekam der Bergmann große Angst und bat flehentlich um sein Leben. Der Wassermann aber machte ein böses Gesicht und hielt ihm vor, was er getan hatte. Der Bergmann entschuldigte sich damit, daß er betrunken gewesen sei. Das ließ der Wassermann aber nicht gelten; er nahm den Trunkenbold und schleuderte ihn gegen die Wand, daß es nur so krachte. In demselben Augenblick wurde das Wasser im Bach unruhig und floß über die Ufer. Der Wassermann nahm dann noch einen Knüppel und schlug wie besessen auf den Bergmann ein. Dieser verlor bald das Bewußtsein. Als er wieder zu sich kam, lag er ganz zerschlagen und zerschunden im Keller seines eigenen Hauses.

Der Bergmann merkte sich die Lehre und ließ von da an das Trinken. So hat der Wassermann einen Trinker geheilt.

91. Der Wassermann als Hochzeitsführer.

Ein sehr schönes und frommes, aber armes Mädchen aus Ratibor-Ostrog wollte Hochzeit halten. Wie sie nun alles bereit hatte für den Gang zur Kirche, blieb der Hochzeitsführer aus, der nach der Dorfsitte der Braut den Bänderstab vorauszutragen hatte.

Da war Christel — so hieß die Braut — tief unglücklich; denn der Stab mit den flatternden Bändern war das Zeichen für die Sittsamkeit und Unschuld der Braut.

„Die Leute werden denken, ich sei den Stab nicht wert“, jammerte sie. Aber es half nichts, weder Tränen noch Klagen führten den Mann herbei; sie mußte in die Kirche gehen wie ein Mädchen, das sich dieses Ehrenzeichen verscherzt hatte. Traurig ging sie zwischen ihren Brautjungfern einher. Heiße Tränen rannen aus ihren Augen und tropften auf das Gebetbuch in ihren bebenden Händen.

Der Brautzug kam zu der Brücke, die von Ostrog nach Ratibor über die Oder führt. Da stand plötzlich der Braut-

führer mit dem Bänderstab da; lustig flatterten die farbigen Bänder im Winde. Der Brautführer neigte den Stab gegen die Braut, sprach aber kein Wort; doch trug er, wie es Sitte war, den Stab vor der Braut her.

Da sahen alle Leute auf die Braut, nickten ihr zu und riefen: „Wie schön! Wie schön!“ Mit leuchtenden Augen ging Christel hinter dem Brautführer her. Wohl war er sonderbar in seinem Wesen — er sprach kein Wort, und von seinem Rockschöß tropften bei jedem Schritte Wasserperlen nieder, so daß Christel ein leichtes Unbehagen beschlich —, „aber“, dachte sie, „wer er auch sei, er gibt mir die Ehre, die ich verdiene!“

Vor der Kirche blieb der Bändermann stehen. Er wartete hier auf das Brautpaar, bis es nach der Trauung aus der Kirche herauskam; dann ging er wieder der Braut voran, aber nur bis zur Oberbrücke. Hier verschwand er plötzlich, und im Wasser hörte man ein Aufklatschen und Glucksen, als wäre jemand hineingesprungen und untergetaucht. Da wußten es alle: Der Wassermann hatte der Braut das Ehrengelicht gegeben.

„Ein Glück nur, daß du treu bist“, sagte der Bräutigam hochofrennt zu seiner Christel, „sonst hätte der Wassermann dich mit den Bändern erwürgt.“

92. Der gefangene Wassermann

Seit Jahrhunderten steht am Fuße des Loster Burgberges eine Mühle. Die Müllersleute, die dort wohnten, hüteten sich, dem Mühlenrad nahe zu kommen, wenn die Dunkelheit einbrach. Dann hörte man dort ein unheimliches Geseumme und Geheule.

Einmal kam ein lustiger Geiger in die Mühle. Die Müllersleute klagten ihm ihre Not mit dem Spuß. Kein Dienstbote wolle mehr bei ihnen bleiben. „Das wird gewiß der Wassermann sein“, sagte der Fremde, „dem will ichs schon beibringen!“ Hochofrennt versprach ihm der Müller eine reiche Belohnung, wenn er den Spuß vertreibe.

In der Nacht wartete der Geiger auf den Wassermann. Er kam auch wirklich. Als er den fremden Mann sah, wollte er ihn gleich ins Wasser ziehen. Der griff aber schnell zur Geige und spielte ein schönes Lied. Dann schlug er mit der Linken ein Kreuz, nahm einen Bindfaden, knüpfte drei Knoten und fesselte den Wassermann, worauf er ihn an dem Ofen

festband. Am nächsten Morgen sagte der Geiger zu den Müllersleuten: „Daß mir niemand dem Wassermann zu trinken gibt, sonst wird er wieder frei.“ Nun war Ruhe in der Mühle.

Einige Tage später gingen die Müllersleute in die Stadt und ließen die kleine Tochter allein zu Hause. Da entfiel ihr der Spielball, der in die Nähe des angebundenen Wassermannes rollte. Der bat das Mägdelein gar jämmerlich um Wasser, er müsse sonst verdursten. Das gute Kind erfüllte ihm die Bitte. Als der Wassermann getrunken hatte, fielen die Fesseln ab, und er verschwand. Er merkte sich aber die schlechte Behandlung, die er in der Mühle erfahren hatte, und ließ sich seitdem nicht mehr sehen.

93. Der Wassermann will das Geigenspiel lernen

Der Wassermann stattete einer Mühle bei Beneschau im Hultschiner Ländchen oft seinen nächtlichen Besuch ab und trieb es dabei so arg, daß die Müllersleute nicht mehr über Nacht zu Hause blieben, sondern beim Nachbarn wohnten; denn es war in der Mühle nicht auszuhalten.

Eines Tages kam ein armer Müllergeselle in die Mühle und bat um Nachtherberge. Der Müller war dazu gern bereit, machte aber den Gesellen darauf aufmerksam, daß der Wassermann jede Nacht in der Mühle herumwirtschaftete. „Ich will ihm das Besuchmachen schon austreiben“, meinte der Müllergeselle, der keine Furcht kannte. Er bat den Müller nur, daß er ihm eine Geige verschaffe. Dieser tat das auch und entfernte sich dann.

Nun löschte der Geselle die Lampe aus, zündete ein Licht an und geigte. Es dauerte auch gar nicht mehr lange, da trat der Wassermann in die Stube. Er setzte sich still hin und hörte lange dem Geigenspiel zu. Plötzlich bekam er Lust, das Geigenspiel zu lernen, und er bat den jungen Menschen, ihm die Kunst beizubringen. Da deutete dieser auf seine langen Krallen und sagte: „Du hast zu lange Krallen, damit kannst du nicht spielen, du würdest mir ja die Saiten zerreißen. Ich rate dir, laß dir zuvor die Nägel abraspeln!“ Der Wassermann war dazu bereit, und der Geselle führte den Ahnungslosen an eine Hobelbank, wo er ihm die Hände fest einklemmte. Dann nahm er die Raspel und raspelte dem Wassermann nicht bloß die Fingernägel, sondern auch die Finger ab, soviel dieser auch stöhnen mochte. Darauf rief er den Müller herbei. Der kam mit einem

Lederriemen und schlug den armen Wassermann windelweich. Endlich riß er sich los, schrie dem Müller wütend zu: „Das werde ich dir vergelten!“ und stürzte fort. Der Müller war sehr froh, daß er den Plagegeist losgeworden war, bedankte sich vielmals bei dem Gesellen und entließ ihn reich beschenkt.

Kurze Zeit darauf mußte der Müller ins Nachbardorf fahren. Als er an die Brücke kam, die über den Mühlgraben führte, sah er zu seinem Schreck, daß der Wassermann die Brücke besetzt hielt. Aber er besann sich rasch, spannte das Pferd aus, nahm die Waage ab und ahmte mit ihr auf der Deichsel die Bewegung der Raspel nach. Bei diesem Anblick erschrak der Wassermann heftig und sprang ins Wasser. Seit dieser Zeit hatte der Müller Ruhe.

94. Der Kampf mit dem Wassermann.

Lissok war der vollstümlichste Mann in Oberwitz im Kreise Groß Strehlig. Er war unerschrocken und gewandt und zeigte in allen Lebenslagen die größte Ausdauer. Dabei war er gesellig und von unverwüßlicher Lebensfreude, obwohl er sich nur dürftig durchs Leben schlug.

Als junger Mann diente er in Gleiwitz bei den Soldaten. Wenn aber in Oberwitz ein Fest gefeiert wurde, dann war er regelmäßig dabei. Den weiten Weg von Gleiwitz zum Heimatdorfe legte er stets zu Fuß zurück, und am nächsten Morgen trat er wieder pünktlich zum Dienst an.

Im Dorfe galt Lissok als der Besieger des Wassermannes. Das kam so:

Eines Abends ging Lissok zur Schenke, wo die Musik zum Tanz aufspielte. Die Dorfstraße war vom Regen aufgeweicht. Deshalb ging er am Teich entlang, wo ein schmaler Steg durch das Weidengebüsch führte. Auf dem trockenen Rändel saß zusammengekauert ein graues Männchen, das sich nicht von der Stelle rührte. Lissok befahl ihm, er solle Platz machen. Als der Alte das nicht tat, packte er ihn beim Kragen, und die beiden rangen miteinander. Dabei fielen sie in den Teich. Beinahe wäre Lissok in die Tiefe gezogen worden, da gab er im letzten Augenblick dem Männchen mit seiner Linken — er war nämlich linkshändig — zwei derbe Ohrfeigen. Sofort ließ ihn der Alte los. Jetzt merkte Lissok, daß er es mit dem Wassermann zu tun habe; denn der weicht stets vor Linkshändern zurück.

Naß und mit Schlammflecken am Anzug kam Lissot in den Tanzsaal. Das erregte die Neugier der Leute, und er mußte erzählen, was er am Dorfteich erlebt hatte. In der Nacht baten ihn zwei Mädchen, er möchte sie doch nach Hause begleiten. Sie mußten auf dem Heimwege an der Mühle vorbeigehen, wo das Wehr rauscht, und hätten Angst vor dem Wassermann. Lissot ging mit. Als sie ans Wehr kamen, lag dort ein großer schwarzer Hund. Lissot riß eine Latte vom Mühlenzaun los, um damit den Hund, der nur der Wassermann sein konnte, zu vertreiben. Da fühlte er, wie ihm ein rostiger Nagel in die linke Hand fuhr. Zugleich hörte er vom Wasser her ein Aufklatschen und ein heiseres Lachen, der Hund aber war verschwunden. Die Wunde an Lissots Hand wurde böse und wollte lange nicht heilen. So hat sich der Wassermann an ihm gerächt.

Eines Tages ging Lissot nach Annaberg zum Markte, um sich Stiefel zu kaufen. Seine Frau meinte, er solle anstatt der Stiefel lieber ein Pferd mitbringen. „Soll geschehen, liebe Frau! Ich hole Stiefel und bringe ein Pferd“, entgegnete der Mann.

Lissot kaufte sich in Annaberg die Stiefel. Auf dem Rückwege fand er in einem Wassertümpel ein herrenloses Pferd. Das war so elend und ausgemaergelt, daß es aussah, als ob sein Herr es davongejagt hätte. Lissot zog sofort eine Lindenbastschnur aus der Tasche, band sie dem Pferde um den Hals und zog es hinter sich her. An einem Teiche ging das Pferd ins Wasser und wollte nicht wieder herauskommen. Da merkte Lissot, daß ihm der Wassermann wieder einen Streich spielen wolle. Schnell gab er dem Tiere mit der linken Hand ein paar leichte Schläge, und sogleich folgte es seinem neuen Herrn.

Die Frau staunte, als der Mann mit einem richtigen Pferde zum Tore hereinkam. Der Gaul blieb mager wie eine Schindel, zog aber mit Leichtigkeit die schwersten Lasten. Lissot kam bald dahinter, daß das Pferd täglich nicht mehr als ein halbes Roggenkorn Futter brauche.

Die Bauern von Oberwiz fuhren Steine an, die für die Straße von Karlsborst OS nach Ottmuth bestimmt waren. Oft blieben die Wagen im tiefen Sande stecken. Dabei mußten die Steine noch bergauf geschleppt werden. Die Bauern lachten, als sich auch Lissot einstellte, um mit seinem Gaul Steine zu fahren. Doch lachten sie nicht lange, da das Lissotpferd allein mehr schaffte als die dicken Bauernpferde, die zweispännig fuhren.

Einmal mußte Lissok einen notwendigen Gang nach Krappig unternehmen. Vorher reichte er dem Pferde das übliche Futter, nämlich ein halbes Roggenkörnchen. Seine Frau war gerade beim Brotbacken. Da das Pferd immerfort wieherte, glaubte die Frau, das Tier habe Hunger, und gab ihm deshalb ein Stück frisches Brot. Kaum hatte das Pferd die Gabe verschlungen, da riß es sich vom Baststrick los und lief fort — auf Nimmerwiedersehen! Zu spät merkte die Frau, was sie angerichtet hatte.

95. Der Wassermann als Pferd

Zur Zeit, als noch die Wassermänner auf Erden ihr Unwesen trieben, lebte in Strandorf im Hultschiner Ländchen ein biederer Bauer, dessen Wirtschaft nie recht gehen wollte. Einmal mähte er in der Heuernte seine Wiese und trug das Heu zu Haufen zusammen. Am nächsten Morgen aber mußte er sehen, daß das Heu zertrampelt und ringsum verstreut war. Er glaubte, ein böser Nachbar habe ihm einen Schabernack gespielt. Deshalb legte er sich in der Nacht auf die Lauer, um den Abeltäter zu fangen.

Vor Mitternacht blieb alles ruhig. Als aber die Turmuhr im Nachbarorte zwölf Uhr schlug, tauchte plötzlich auf der Wiese ein Pferd auf. Dieses fing sofort an, das Heu zu zerstampfen. Der Bauer wollte es einfangen, umsonst! Es ließ sich auch nicht verjagen. Als der Morgen zu grauen anfang, verschwand das Pferd. Nun merkte der Bauer, daß der Wassermann diese Gestalt angenommen hatte, um ihm das Heu zu vernichten.

Zu Hause angekommen, fragte der Bauer seinen alten Vater, was zu tun sei. Dieser gab ihm den Rat, einen Zaum aus Bast herzustellen und damit das Pferd einzufangen. Der Bauer tat das und legte sich in der nächsten Nacht wieder auf die Lauer.

Um Mitternacht erschien das Pferd und zerstampfte die Heuhaufen; da warf ihm der Bauer den Zaum um den Hals und brachte es freudestrahlend nach Hause. Er stellte das Pferd in den Stall und befahl dem Knechte, dem Tiere niemals Wasser zu geben. Der Knecht staunte sehr, aber er wagte nicht zu fragen, weshalb das geschehe.

Der Wassermann mußte nun schwere Arbeiten verrichten. Er hatte den Dünaer aufs Feld zu fahren und den Pflug zu ziehen. Das war für den Wassermann sehr hart. Obwohl er gut gefüttert wurde, sehnte er sich in die Freiheit zurück, die ihm mehr galt als das beste Futter. So ging das eine ganze Zeit. Eines Tages vergaß aber der Knecht das Verbot des Herrn und gab dem Wassermann zu trinken. Und sofort war das Pferd verschwunden.

Nun rächte sich der Wassermann am Bauern. Nacht für Nacht erschien er auf den Wiesen und Feldern und richtete mancherlei Schaden an.

Der Bauer legte sich zwar wieder auf die Lauer, aber der Wassermann war jetzt schlau geworden und ließ sich nicht mehr einfangen. Da bewarf ihn der Bauer mit Steinen, um ihn zu vertreiben. Nun schien aber gerade der Mond sehr schön. Der Wassermann dachte, daß der Mond ihn ärgern wolle. Deshalb drohte er dem Monde und rief ihm zu, er solle ihn in Ruhe lassen. Der Bauer ließ nicht nach und bewarf ihn weiter mit Steinen. Das wurde dem Wassermann doch zu viel, und er sprang wütend ins Wasser, nachdem er vorher noch den Mond verwünscht hatte.

Seitdem ließ sich der Wassermann nicht mehr sehen. Die Wiesen und Felder der Bauern hatten jetzt Ruhe. Das Vieh im Stalle gedieh, und die Felder brachten reiche Frucht. Der früher so arme Bauer konnte seinen Kindern eine schöne Wirtschaft und viel Geld hinterlassen.

96. Der Wassermann als Fisch

Ein Markdorfer Hofeaänger ging nachts in den Bodet-
teich fischen. Er wußte wohl, daß er unrecht tat, denn die Fische gehörten ihm nicht, aber er beruhigte sein Gewissen, indem er sagte:

„Ein Fischlein weniger oder zwei
ist dem Müller einerlei.
Ihm kann es nicht schaden,
mir aber labt's den Magen.“

Beim Schein des Mondes sah er mehrmals einen Karpfen springen und dann wieder untertauchen und munter seine Bahn ziehen. Schnell warf er die Angel aus, doch der Fisch biß nicht an. Er näherte sich wohl der Lockspeise, lehrte aber immer

wieder um. Die Rückenflosse des Fisches glänzte wie pures Gold. Das brachte den Mann auf einen Gedanken. Er sagte sich:

„Fischlein, du trägst Gold auf dem Rücken,
da wird dich das Gold an der Angel entzücken!
Gern gesellt sich gleich zu gleich,
Mich macht das Ringlein auch nicht reich.“

Dann zog er aus dem Hosensack einen glänzenden Messingring und befestigte ihn am Angelhaken. Zuversichtlich warf er die Angel aus, und er hatte sich wirklich nicht getäuscht: kaum berührte der Haken das Wasser, da schoß der Fisch heran und biß sich fest.

Der Mann zog die Angel ein, löste den Fisch los und brachte ihn heim. Zu Hause zündete er die Lampe an. Bald prasselte im Ofen ein lustiges Feuer, und jetzt sollte der Fisch gebraten werden. Als er ihn in die Pfanne legen wollte, begann der Fisch mit dem Schwanz zu schlagen, und er warf sich hoch. Dann stützte er sich auf die Schwanzflosse, sah den entsetzten Mann streng an und sprach:

„Das Fischlein, mein Lieber, ist der Wassermann,
der wird dir zeigen, was er kann.

Den Wassermann, den sollst du nicht braten,
er wird dir aber eines raten:

Ein Fischlein weniger oder zwei,
das ist dem Müller nicht einerlei.

Würden das viele Schelme sagen
dann könnte der Müller nach seinen Karpfen fragen.

Zu schelten wäre zuviel Ehre,
Nimm lieber dafür diese Lehre!“

Nach diesen Worten versetzte er dem Manne mit der Schwanzflosse eine gewaltige Ohrfeige und verschwand.

97. Die sprechenden Äpfel

Eine Jungfrau aus Markdorf im Kreise Ratibor mußte alle Tage nach dem Gute Seehof gehen, um dort Milch zu holen. Schon drei Jahre ging sie diesen Weg, als ihr auf einmal am Teichufer ein Apfelbaum auffiel. Den Baum, der wunderschöne Früchte trug, hatte sie noch nie gesehen. Das Mädchen fragte sich verwundert, was das zu bedeuten habe.

Es war gegen Abend. Der Wind spielte in den Zweigen des Baumes, und die untergehende Sonne vergoldete die Früchte. Als das Mädchen wie benommen da stand, begannen die Äpfel zu sprechen. Sie sagten:

„Jungfräulein, sollst zum Tanze gehn,
hast Wangen wie unsre so schön,
hast Flechten wie unser Wipfel so voll:
ein Bursche der Deine werden soll.“

Das Mädchen starrte voll Schreck auf die Früchte. Die wiegten sich fröhlich im Abendwinde, und die Blätter raschelten weiter ihr Lied. Da sprachen die Äpfel wieder:

„Jungfräulein, sieh uns hier hangen,
sollst herauf nur langen!
Beiße schnell in uns hinein,
und was du willst, wird dein!“

Zögernd ging die Jungfrau näher. Schon wollte sie nach einem Apfel greifen, da fiel ihr ein, daß der Wassermann vielleicht mit ihr sein Spiel treibe. Schnell schlug sie ein Kreuz, und siehe da — der Baum war verschwunden. Vom Wasser her aber erklang ein höhnisches Lachen.

98. Der Wassermann zeigt sich in der Gestalt eines Schweines

In der Nähe der Stadt Gleiwitz lebte ein Bauer, der ein großer Trinker war. Einmal sollte er auf den Markt gehen, um ein Schwein zu kaufen. Die Frau gab ihm das nötige Geld mit. Unterwegs kam er zu einer Brücke. Zu seinem Erstaunen sah er darauf ein Schwein stehen, das niemandem zu gehören schien. Es war gerade so groß, wie er es brauchte, und darum wollte es der Bauer sofort einfangen. Das gelang auch, und er steckte das Schwein in den Sack.

Der Mann war sehr vergnügt, denn er dachte daran, daß er sich nun für das Geld, das ihm seine Frau mitgegeben hatte, Schnaps kaufen könne. Schnell zog er die Geldstücke aus der Tasche, zählte sie und rechnete sich aus, wieviel er dafür bekommen werde. Als er damit fertig war, tat er das Geld in den Sack, in dem sich das Schwein befand. Er wollte jetzt ein Gasthaus auffuchen und sich erst etwas Gutes zu trinken kaufen. Dazu mußte er wieder über eine Brücke gehen. Als er in der Mitte angekommen war, sprang plötzlich das Schwein ins

Wasser und nahm den Sack mit. So sehr der Bauer auch suchte, er sah weder das Schwein, noch den Sack, noch das Geld wieder.

Da erkannte er, daß er dem Wassermann zum Opfer gefallen war. Traurig schlich er nach Hause, wo er von seiner Frau tüchtig ausgehimpft wurde. Seitdem bekam er niemals mehr Geld in die Hand.

99. Die Nixen im See.

Im Norden des Dorfes Reimen (im Kreise Meisse) befand sich vorzeiten ein See, der der Schmettesee hieß. Von diesem See erzählte man, daß sich darin Nixen aufhielten. Sie waren etwas über einen Meter groß und hatten Fischaugen. Oft hielten sie vorübergehende junge Burschen an, lockten sie in ihre nasse Behausung und schenkten ihnen beim Abschied ein Tuch voll Schilf oder Laub. Die Burschen warfen die anscheinend wertlose Gabe meist weg, mußten aber nachher an einem kleinen Überrest erkennen, daß es Gold gewesen war, was sie so geringschätzig behandelt hatten. Auch zu einzelnen Frauen gefellten sich die Nixen, fragten sie aus und verschwanden dann plötzlich im See. Heute ist von dem See nichts mehr zu sehen. Das Römerbörnel zeigt die Stelle an, wo er einst lag.

100. Die erzürnte Wasserjungfrau

Wenn man die Straße nach Hindenburg Nordost entlang geht, sieht man rechts einen großen Teich. Vor Zeiten, als noch überall dichter Wald stand, lebte hier ein einsames Ehepaar. Neben ihrem kleinen Hause war ein Brunnen. Darin wohnte eine fromme Wasserjungfrau. Diese schmerzte es sehr, wenn sie die grausigen Fluchworte des Ehepaares vernahm.

Als wieder einmal der Mann in seinem Zorn schrecklich fluchte, schwur ihm die Wasserjungfrau Rache. Mitten in der Nacht wühlte sie plötzlich die Tiefen des Brunnens auf. Unaufhörlich quoll das Wasser empor und überflutete alles, was sich ihm entgegenstellte: das Häuschen mit den Fluchern und den Stall mit den Tieren. Seitdem ist da ein großer Teich.

Wenn jemand darin badet, wird er vom Strudel, der sich in der Mitte des Teiches befindet, erfaßt und in die Tiefe gezogen. Dann raunen sich die Leute zu: Die Wasserjungfrau ist immer noch nicht besänftigt.

101. Wie ein Mädchen zum Wasserweib wurde

In einem Dorfe in der Gegend von Ratscher lebte ein Ehepaar, das hatte drei Töchter. In dem Gasthause des Dorfes war alle drei Wochen Tanzmusik. Die drei Mädchen gingen gern zum Tanz. Zwei von ihnen tanzten viel, die dritte aber wurde nicht geholt.

Einmal kam nun ein hübscher Herr zu der Tochter, die im Winkel stand, und wollte mit ihr tanzen. Sie tat es auch und merkte dabei, daß ihrem Tänzer aus dem Ärmel Wasser tropfe. Da wußte sie, daß es der Wassermann war, mit dem sie tanzte.

Als das Tanzbergnügen zu Ende war, fragte der Herr das Mädchen, ob es ihn ein Stück begleiten möge. Das Mädchen war dazu gleich bereit. Sie gingen zusammen bis an den Bach. Dort gab sich der Wassermann zu erkennen, und es nuzte nichts, das Mädchen mußte mit ihm hinunter ins Wasser.

Nach langer Zeit waren Vater und Mutter einmal in der Kirche. Da kam die Tochter, die sie schon überall gesucht hatten, mit einem kleinen Kinde in die Kirche. Der Vater wartete, bis der Gottesdienst beendet war, dann nahm er die Tochter mit nach Hause, und sie mußte erzählen, wie es ihr ergangen war. Die Tochter freute sich, wieder bei den Eltern zu sein; denn im Wasser war es kalt, und der Wassermann war oft unfreundlich zu ihr.

Doch plötzlich tat sich die Stubentür auf, und der Wassermann trat herein. Er nahm das Kind an sich und wollte es zerreißen, weil seine Frau ihn verlassen hatte. Sie aber schrie auf: „Ehe ich mein Kind töten lasse, will ich lieber ein Wasserweib bleiben!“ Darauf gingen sie miteinander fort für immer.

102. Die Töchter des Wassermannes

Im Gasthaus zu Boronow (Kreis Lublinig, Ostoberschlesien), war jeden Sonntag Tanz. Dazu erschienen regelmäßig zwei hübsche Mädchen von ungefähr 20 Jahren. Alle Burschen des Dorfes waren in die beiden Tänzerinnen vernarrt. Die Mädchen blieben immer bis kurz vor Mitternacht im Saale, dann verschwanden sie plötzlich. Niemand wußte, wer sie waren und wo sie wohnten.

Um dies zu erfahren, umstellten in der nächsten Sonntagsnacht die Burschen das Gasthaus. Wie immer, so verließen auch diesmal die beiden Mädchen kurz vor 12 Uhr den Saal und eilten durch eine Hintertür ins Freie. Draußen sprangen einige Männer hervor, die sich im Dunklen versteckt hatten. Einem Mädchen gelang es zu fliehen, das andere wurde festgehalten. Jetzt drangen die Burschen in die Jungfrau, damit sie sage, wie sie heiße und wo sie wohne. Da sagte sie: „Ich bin die Tochter des Wassermannes, der hier im Teiche von Boronow wohnt. Er hat mir und meiner Schwester gedroht, daß er uns totschiage, wenn wir nicht pünktlich um Mitternacht zu Hause sind. Darum laßt mich gehen! Aber paßt auf: Wenn ich in den Teich gesprungen bin und hinterher weiße Blasen aufsteigen, so lebe ich. Steigen aber rote Blasen auf, so bin ich tot. Nun lebt wohl!“ Darauf sprang sie in den Teich hinab.

Bald kündigten rote Blasen an, daß das Mädchen tot sei. Die Schwestern wurden in Boronow niemals mehr gesehen.

III. Der Berggeist

In den oberschlesischen Gruben ist der Berggeist zu Hause. In der Zeit, da der Erzbergbau der Stadt Beuthen OS noch in den Anfängen steckte, lebte dort ein Bergmeister, der völlig in seinem Berufe aufging. Als es zum Sterben kam, bat er Gott, ihm zu gestatten, daß er auch fernerhin das Bergwerk behüten dürfe. Gott erfüllte ihm diese Bitte, und so schützt und belohnt er jetzt als Berggeist die guten Bergleute, die leichtsinnigen warnt er, und die bösen bestraft er.

Der Berggeist sorgt in der Grube für Ruhe und Ordnung. Unter Tage ist das Pfeifen und Fluchen verboten. Betrunkene werden unten nicht geduldet. Alle müssen eine Kopfbedeckung tragen. Diese Befehle sind zwar ungeschrieben, aber jeder Kumpel hat sie zu befolgen. Auch nennen die Knappen den Berggeist nicht beim Namen, sondern sprechen nur vom „Er.“

Der Berggeist fordert gern Feuer für seine Pfeife. Doch darf ihm der Bergmann das brennende Lämpchen nur auf der Helme (dem Stiele) der Keilhau oder auf der Schaufel reichen, sonst muß er gewärtig sein, daß ihm der Arm ausgerissen wird. Manchmal zeigt sich der Herr des Bergwerks in übergroßer Gestalt, manchmal als Zwerglein. Meist aber nimmt er die Gestalt des Steigers an. Er ist an den roten Augen zu erkennen, und dann hat seine Lampe gewöhnlich ein blaues Licht. Wenn man den Berggeist im Querschlag trifft, muß man sich lang hinwerfen und ihn über sich hinwegschreiten lassen. Wer das nicht tut, wird an die Seitenwand geschleudert und zerquetscht.

Wer einmal unten in der Grube gewesen ist, kann sich den Glauben des Kumpels an den Berggeist wohl erklären. Die Gefährlichkeit des Berufes, die Vereinzelung der Arbeitenden und die quälende Einsamkeit, die warme, dicke Luft, die das Blut zu Kopfe treibt, die dumpfen Schritte der Kommenden und Gehenden, die in regelmäßiger Eintönigkeit vom Gebälk fallenden Wassertropfen, dazu die Erzählungen der Kameraden: alles das erzeugt eine innere Bereitschaft zum

Glauben, die zuletzt Schein und Wirklichkeit verwechselt. Solange sich die Arbeitsbedingungen unten in der Grube nicht wesentlich ändern, solange wird auch der Glaube an den Berggeist lebendig bleiben.

103. Der Berggeist rettet einen Bergmann

In der Gleiwitzer Grube arbeitete schon lange ein fleißiger und braver Schlepper, ohne daß er befördert wurde. Das ärgerte ihn sehr, und er beschloß, auf eine andere Grube zu gehen. Als er zur letzten Schicht auf der Gleiwitzer Grube eingefahren war, traf er unten einen großen, starken Mann, den er nicht kannte. Der Fremde forderte ihn durch ein Zeichen auf, zu folgen. Sie gingen die Strecke entlang und kamen in einen langen, schmalen Stollen. Der Bergmann sah mit Staunen, daß die Wände dieses Stollens aus Gold und Edelsteinen bestanden. Jetzt sprach ihn der Fremde an und riet ihm, auf der Gleiwitzer Grube zu bleiben. Er versprach ihm auch eine Belohnung, wenn er bliebe.

Auf einmal war der Fremde verschwunden. Daran erkannte der Schlepper, daß er mit dem Berggeist gesprochen habe. Aber er wußte nicht, wie er zum Schacht und über Tage kommen könne. In seiner Angst rief er die hl. Barbara um Hilfe an. Nach einiger Zeit vernahm der Schlepper ein lautes Klopfen. Er ging dem Klopfen nach und gelangte zur Ausfahrt. Oben erfuhr er, daß die Strecke, auf der er gearbeitet hatte, eingestürzt sei. So war er durch den Berggeist gerettet worden.

Der Schlepper blieb auf der Grube, wie es der Berggeist gewünscht hatte. Bald darauf erschien auch dieser und brachte ihm die versprochene Belohnung. Nach einiger Zeit wurde der Schlepper zum Häuer befördert. Jetzt lebt er mit seiner Familie in Glück und Frieden.

104. Der Berggeist als Warner

Als der Eisenerzbergbau bei Tarnowitz in den siebziger Jahren des vorigen Jahrhunderts in voller Blüte stand, ging die Wasserhaltung auf den zahlreichen Schächten noch recht altväterlich mittels des Haspels vor sich. Vier junge Zieherinnen aus Alt-Repten hatten für den einen Schacht den Auftrag, diesen für den Beginn der Frühschicht vom Wasser zu

fäumpfen, d. h. trocken zu machen. Sie mußten schon früh bei Tage anfangen, um ihrer Aufgabe gerecht zu werden, und so fanden sie sich auch gewöhnlich um 4 Uhr morgens auf der Grube ein und begannen ihre Arbeit. Eines Morgens, es war im November, drehten sie wieder eifrig den Haspel, und Tonne auf Tonne kam, mit dem schmutzigen Wasser gefüllt, aus der dunklen Tiefe hervor. Auf einmal bemerkten alle vier, daß die gerade heraufkommende Tonne immer schwerer wurde und daß, als sie sich der Hängebank näherte, ein grünes Licht den Schacht erhellte. Mit Schrecken sahen sie auf der Tonne einen alten Bergmann mit grauem Barte und in altmodischer Tracht rittlings sitzen.

In demselben Augenblick ließen alle das Haspelhorn aus den Händen fahren, und der Haspel begann jetzt, der Last folgend, sich rückwärts zu drehen. Die Mädchen hörten noch, wie der Bergmann mit lauter Stimme rief: „Langsam — langsam!“, dann eilten sie, von Grauen erfaßt, aus dem Schugraum des Schachtes zum Zechenhause. Dort erzählten sie dem Wächter, der früher Häuer gewesen war, alles, was sie auf dem Schachte gesehen und gehört hatten. Bedächtig sagte der Alte: „Ja, das war kein anderer als der Berggeist! Gebt acht, ihr Mädels, heute gibt es auf dem Schacht ein Unglück. Der Berggeist erscheint nie umsonst!“

Wirklich stürzte an diesem Tage ein junger Häuer bei einer Schachtausbesserung durch Unvorsichtigkeit aus dem Küssel und fand dabei den Tod.

105. Der Berggeist zeigt ein Unglück an

In einer oberschlesischen Steinkohlengrube wurde in einem neuen Flöz die erste Grundstrecke getrieben. Es war noch keine andere Abbaustrecke angelegt worden, so daß man vom Ort nur zum Schachte gelangen konnte und umgekehrt.

Eines Tages arbeiteten da zwei Brüder, der eine als Häuer, der andere als Schlepper. Außer ihnen befand sich auf der ganzen Sohle nur noch der Anschläger. Als der Schlepper wieder einmal mit einem gefüllten Wagen zum Schachte kam, fragte ihn der Anschläger: „Weshalb ist denn dein Bruder ausgefahren? Ist er krank? Er sah so bleich aus und antwortete mir gar nicht auf meine Fragen. Er winkte mir nur, stellte sich in den Küssel und fuhr zu Tage.“

Der Schlepper antwortete lächelnd: „Mein Bruder? Der liegt jetzt gerade ganz tief im Sohlenschram. Es fehlen daran nur noch wenige Zoll, dann will er mit dem Bohren anfangen. Er ist also nicht ausgefahren. Ich habe ihn eben noch gebeten, recht vorsichtig zu sein, damit ihm die unterschränte Kohle nicht auf den Leib falle. Ich hörte nämlich einige Male ein verdächtiges Knistern.“

„Du scherzest gewiß nur“, sagte der Anschläger gereizt, „denn ich träume doch nicht. Ich erkläre dir nochmals: dein Bruder ist wirklich ausgefahren!“

Da sagte der Schlepper: „Ich will dich sofort von deinem Irrtum überzeugen. Komm mit vor Ort, dort wirst du meinen Bruder sehen!“

Sie gingen darauf hin und sahen ihn, aber wie? Die unterschränte Kohle war plötzlich heruntergekommen und hatte den Häuer vollständig zerquetscht. Er gab kein Lebenszeichen mehr. Die beiden hatten Mühe, die Leiche unter dem Kohlenhaufen hervorzuholen.

Die Erscheinung am Schacht ist der Berggeist gewesen, der sich oft vor einem Unglück zeigt und manchmal die Gestalt dessen annimmt, der verunglückt wird.

106. Der Berggeist als Mäuslein

Vor vielen, vielen Jahren wurde in einer Tarnowiger Erzgrube eine neue Strecke getrieben. Der Betrieb mußte aber bald eingestellt werden; denn das Gestein war so fest, daß man nicht einmal Löcher darein bohren konnte. Der Steiger war darüber sehr verdrießlich, zumal er dort ein reiches Erzlager vermutete.

Als man schon alle Hoffnung aufgegeben hatte, meldete sich ein neuer Häuer. Seine Zeugnisse waren gut, und er sah aus, als ob er tüchtig arbeiten könne. Da dachte der Steiger: Vielleicht hat dieser Mann mehr Glück und bringt das fertig, was die anderen bisher umsonst versucht haben. Er erzählte also dem Häuer, was es mit der Strecke auf sich habe, und fragte, ob er es wagen wolle, das Gestein anzubohren, das bis jetzt allen Angriffen widerstanden habe. Der junge Bergmann sagte zu, nahm Fäustel und Stößerbohrer zur Hand und begab sich zur neuen Strecke, um sofort ans Werk zu gehen.

Über sein leerer Magen knurrte und murrte dagegen. „Ist auch recht“, dachte der Häuer, „zu einer schweren Arbeit muß man sich stärken“. Er zog sein Frühstücksbrot aus der Tasche und begann zu essen. Auf einmal gewahrte er ein Mäuslein, das dicht an seinen Füßen vorbeihuschte. Ein kleines Stückchen weiter blieb es sitzen und sah den Häuer bittend an. „Du hast wohl auch Hunger“, sagte der und warf dem drolligen Tierchen einen Bissen zu. Das Mäuslein knabberte alles behaglich auf, machte aber keine Miene, sich zu entfernen. Da warf ihm der Bergmann noch etwas hin, und das wiederholte sich so oft, bis er selbst nichts mehr hatte. Doch auch da blieb das Tierchen sitzen. „Nun ist's alle“, sagte der Häuer, „komme morgen wieder, dann werde ich dir wieder von meinem Brote geben.“

Plötzlich war das Mäuschen verschwunden, und an seiner Stelle stand ein winzig kleines Männlein. Das sagte: „Du warst hilfreich gegen mich, so will ich dir auch helfen“. Flugs war das Mäuslein wieder da und nagte und nagte, bis es ein Loch in das harte Gestein gebohrt hatte. Dann arbeitete es an einer zweiten Stelle und so fort, bis sechs Löcher fertig waren.

Darauf stand das Männchen wieder da und sagte: „Du weißt nun, was du zu tun hast. Beim Sprengen kann ich dir nicht helfen. Sorge dafür, daß heute noch die geförderten Berge fortkommen. Dann mache Schicht! Morgen bin ich wieder da! Glück auf!“

Nun ging der Knappe an die Arbeit. Es ging alles so gut, daß er bald zum Steiger gehen und um einen Schlepper bitten mußte; denn er war nicht imstande, die Berge fortzuschaffen. Dem Steiger kam alles so wunderbar vor, daß er selbst mit dem Schlepper einfuhr, um sich zu überzeugen. Als er sah, daß der Knappe nicht gelogen hatte, dachte er sich gleich, daß hier der Berggeist seine Hand im Spiele habe.

Der neue Häuer bekam nun die Strecke für immer übertragen, weil sie bei ihm gut aufgehoben war. Der konnte auch munter fortarbeiten, denn immer war das Mäuslein mit seiner Hilfe da. Allerdings hatte der Knappe noch eine Bedingung zu erfüllen. Er mußte, wenn das Männchen ihm weiter hilfreich zur Seite stehen sollte, mit diesem redlich seinen Lohn teilen.

Der Häuer tat dies auch an jedem Lohntage. Immer stieg er noch einmal unbemerkt in den Fahrschacht hinunter, wo das Männchen schon auf ihn wartete. Er zählte das Geld genau,

gab ihm die eine Hälfte und nahm sich den übrigen Teil. Einmal blieb ein Dreier übrig, den schob der Bergmann dem Männchen zu.

Dieses freute sich darüber sehr und machte einen Sprung, so gut es in der engen Fahrt anging. Dann sagte es: „Endlich habe ich einen Menschen gefunden, der ehrlich ist und sogar mehr gibt, als er versprochen hat. Das will ich dir lohnen bis an dein Lebensende. Mache nun Schicht für immer und lebe wohl! Zu Hause wirst du in deiner Lade einen großen Silberschatz finden. Aber verwende ihn nur zu guten Werken! Sobald du auch nur einen Pfennig für etwas Unrechtes aus gibst, ist das Geld verschwunden. Ich muß jetzt wohl recht lange einsam bleiben, denn wer weiß, wann ich wieder einen so guten, ehrlichen Bergmann finde wie dich! Glückauf!“

Nach diesen Worten verschwand das Männchen. Der Knappe aber tat so, wie ihn der Berggeist geheißten hatte.

107. Das Haus des Berggeistes

In einer Kohlengrube bei Beuthen arbeitete einst ein Bergmann ganz allein vor Ort. Als er einmal einen Augenblick ausruhte, hörte er Schritte und sah einen Mann auf sich zukommen. Er glaubte anfangs, es wäre der Steiger, mußte aber bald merken, daß er den Berggeist vor sich habe. Der Häuer zeigte Mut und fragte den Berggeist, wo er wohne. Dieser antwortete: „In dem unterirdischen Gange des Steigerhauses. Komm mit, ich werde dir das Haus zeigen!“,

Der Häuer ließ sich das nicht zweimal sagen und ging dem Berggeist nach. Der führte ihn durch lange Stollen aufwärts und abwärts. Der Bergmann staunte sehr; denn er hatte vorher gar nicht gewußt, daß die Grube so groß war. Endlich kamen sie an ein Haus, das glänzte und glitzerte schon von weitem. Durch die Wände gingen Adern aus reinem Gold. Der Bergmann wollte gern einmal mit der Keilhaue hineinhauen, aber er mußte weiter. Dann gelangten sie zu einem Springbrunnen, aus dem aber kein Wasser sprudelte, sondern flüssiges Gold. Wenn es in die Schale zurückfiel, bildeten sich lauter Goldklumpen. Da konnte sich der Häuer nicht länger halten; als der Berggeist den Rücken wandte, griff er schnell in die Schale und holte sich einige kleine Goldklumpen heraus, die er schnell in seine Tasche steckte.

Dann schritten sie weiter, und auf einmal verschwand der Berggeist zum Schrecken des Häuers. Doch fand dieser durch einen verlassenen Stollen den Weg zur Oberwelt. Dort sah er, daß er in der Nähe seines Heimortes war. Er schritt rasch aus und stand bald vor seiner Hütte. Das gab ein Freuen bei Frau und Kindern! Es war nämlich schon drei Tage her, daß er von der Schicht nicht nach Hause gekommen war. Die Angehörigen hatten große Angst ausgestanden, zumal keiner seiner Kameraden sagen konnte, wo er geblieben war.

Darum war jetzt die Freude groß. Sie wuchs noch, als der Bergmann das Gold aus der Tasche nahm und auf den Tisch legte. Von nun an hatte die Not ein Ende.

108. Die goldene Grubenlampe

Ein Häuer, der an seiner Arbeitsstelle in der Castellengogrube bei Martinau mit der Keilhaue Kohlenstücke losschlug, hatte neben sich die Grubenlampe stehen. Plötzlich stürzten große Kohlenmengen herunter, warfen die Lampe um und verschütteten sie. In der Finsternis wußte der Häuer nicht aus noch ein.

Da sah er auf einmal am Ende des Stollens einen roten Punkt auf sich zukommen, der sich mehr und mehr vergrößerte, bis schließlich rings um ihn helles Licht war. Der Häuer bückte sich, grub schnell seine Lampe aus und zündete sie von neuem an. Als er aufschaute, stand der Berggeist vor ihm. Dieser hatte einen langen grauen Bart und trug einen schwarzen Kittel. Der Berggeist sprach zum Häuer: „Ich habe dir aus der Not geholfen. Versprich mir dafür, daß du dein ganzes Leben hindurch fleißig arbeiten und ein braver Mensch bleiben wirst!“ Das tat der Häuer, und von da an hatte er es besser. Er verdiente mehr als bisher und brauchte keine Not zu leiden.

So ging es viele Jahre. Doch dann kam das Alter und schwächte die Kräfte des Häuers. Damit wurde auch sein Lohn kleiner, und die Not kehrte wieder bei ihm ein. Am größten aber war sie, als er krank darnieder lag und nicht mehr in die Arbeit gehen konnte. Da sah er, wie plötzlich seine Grubenlampe aufleuchtete, die neben seinem Bette an der Wand hing. Als er näher hinsah, merkte er, daß sie sich in pures Gold verwandelt hatte. Nun war er reich, und die Not konnte ihm bis zum Lebensende nichts mehr anhaben.

109. Die drei Wünsche

In einer oberschlesischen Grube arbeiteten drei Bergleute vor Ort. Auf einmal krachte und polsterte es, als wollte die Welt untergehen. Die Männer wußten zuerst gar nicht, was geschah, doch als sie sich etwas beruhigt hatten, merkten sie, daß die Strecke verschüttet war. Da wußten sie, daß ihr Ende nahte; denn sie besaßen zusammen nur eine Lampe und ein Stückchen Brot.

Plötzlich stand vor ihnen ein langbärtiger Mann in einem weißen Gewande. Die Bergleute erkannten in der Gestalt den Berggeist. Dieser reichte ihnen drei Stücke Brot und drei Lampen. Er nahm dafür das Brot und die Lampe der Bergleute an sich und sprach: „Das Brot wird nie abnehmen, und die Lampen werden nie ausgehen.“ Nach diesen Worten verschwand er.

Die drei Häuer aßen jetzt tüchtig, ohne daß das Brot kleiner wurde; auch hatten sie von nun an Licht. Trotzdem hatten sie wenig Hoffnung auf Rettung.

Als sie zum hundertsten Male ihre Lage besprochen hatten, sagte der eine von ihnen: „Ich möchte gern sterben, wenn ich nur noch einmal die Sonne sehen könnte!“ Der zweite meinte: „Ich wollte gern sterben, wenn ich nur noch einmal mit meiner Frau zusammen Abendbrot essen könnte.“ Da sprach der dritte: „Ich möchte mit meiner Frau noch ein Jahr leben, dann könnte mich meinetwegen der Tod holen.“

Saum hatten sie das gesagt, da ging ein Krachen und Poltern los, genau so wie vorher, als das Unglück geschehen war. Und alsbald war der Weg frei, und sie sahen in der Ferne ein helles Licht. Da konnten die Männer sich nicht mehr halten, sie liefen dem Lichte entgegen. Sie erreichten auch glücklich den Schacht und waren gerettet.

Als aber der erste ins Tageslicht hinaustrat und zur Sonne aufschaute, fiel er plötzlich zu Boden und war tot. Die beiden anderen eilten, so schnell sie konnten, nach Hause. Die Frauen freuten sich sehr und rüsteten sofort eine reichliche Abendmahlzeit. Als der zweite Häuer mit dem Essen fertig war, sank er auf der Bank um und war tot. Der dritte lebte noch glücklich ein Jahr. Dann mußte auch er sich zum Sterben hinlegen.

So hat der Berggeist die drei Wünsche erfüllt.

110. Der Berggeist spielt einem Knappen einen Schabernack

Am Tage vor dem Wethnachtsabende ging ein Bergmann frohen Mutes nach der Preußengrube in Nechtal (Kreis Beuthen-Tarnowitz) zur Arbeit. Als er vor Ort angekommen war und die Arbeit begonnen hatte, öffnete sich auf einmal die Seitenwand, und ein kräftiger Mann kam auf ihn zu. Es war der Berggeist in Gestalt eines Steigers; in der Hand trug er eine Grubenlampe. Als er den Knappen erreicht hatte, sagte er zu ihm: „Komm mit mir!“ Der Knappe folgte alsbald dem Berggeist, der ihn durch einige Strecken führte.

Nach langem Wandern kamen sie vor ein goldenes Haus. Der Bergmann fragte: „Darf ich mir davon ein Stück abschlagen?“ Der Berggeist gestattete es, und beglückt steckte sich unser Bergmann einen Klumpen Goldes ein. Dann unterhielten sie sich noch, und der Berggeist sprach: „Du mußt mir aber von allem, was du am Heiligen Abend essen wirst, eine Kostprobe mitbringen!“ Sie gingen noch ein Stück weiter, darauf verschwand der Berggeist plötzlich.

Der Bergmann ging an seinen Platz zurück, doch traf er dort Knappen an, die schon die zweite Schicht arbeiteten. Als er ausgefahren war, erzählte er seinen Angehörigen das merkwürdige Erlebnis und wollte ihnen auch den Goldklumpen zeigen; aber der war zu Kohle geworden.

Am nächsten Tage fuhr der Knappe wieder ein. Kurze Zeit darauf erschien ihm der Berggeist aufs neue. Der Häuer gab ihm das versprochene Essen. Der Berggeist verzehrte es, und von nun an erschien er dem Knappen nicht mehr.

111. Warum die Bergleute in der Grube eine Kopfbedeckung tragen

In den ersten Zeiten des Tarnowitzer Bergbaues trugen die Knappen zu ihrer Tracht den breitkrempigen Schachthut von derbem Filz. Dieser schützte den Knappen vor der Berührung des Scheitels mit dem gelben Letten oder Eisenerz in der Firste, wenn er vor Ort arbeitete.

Nun war einmal auf einem Schachte in den Hasseln unter der Belegschaft ein junger Berggeselle, den das Geschick nach Oberschlesien verschlagen hatte. Er hatte einige Klassen einer Lateinschule in Oesterreich besucht, war aber wegen dummer

Streiche aus der Schule entlassen worden, und da seine Eltern ihm zürnten, trieb er sich als fahrender Schüler in den Gauen Deutschlands herum. Schließlich landete er in Tarnowitz, wo er einen Verwandten aufsuchte, welcher ihn beim Bergbau unterbrachte. Der junge Mann mußte bis Mittag unter Tage arbeiten, und am Nachmittag half er dem Bergschreiber. Ein so weit in der Welt herumgekommener Fahrender hielt sich selbstredend für besser als die schlichten Knappen und verhöhnte und verlachte deren Sitten und Bräuche.

Eines Tages suchte der Schüler seinen Häuer damit zu ärgern, daß er barhaupt mit der Karre vom Ort nach dem Füllort fuhr. Darüber regten sich die Häuer auf, und sie geboten ihm, den Kopf mit dem Hute zu bedecken. Zuletzt drohten sie ihm sogar mit dem Berggeist. Der leichtsinnige Bursche aber lachte die alten Leute aus.

Als die Mittagsglocke von St. Jakob zur Haferpause läutete, fuhren die Knappen aus, ohne dabei achtzugeben, ob der Schüler mit ausfahre.

Am nächsten Morgen fanden sie den Spötter in einer verlassenen Strecke, wo niemand mehr arbeitete. Er war mit seinem Gürtel an einen Stempel gebunden und zwar derart, daß die nach jeder Minute sich von der Kappe lösenden Wassertropfen auf den bloßen Scheitel des Schülers fielen. Der Unglückliche war schon halb wahnsinnig vor Schmerz und Aufregung.

Nach längerem Krankenlager verließ er die Bergstadt, um nie wieder in ein Bergwerk einzufahren.

112. In der Grube darf man nicht pfeifen

Unter den Bergleuten geht der Glaube, daß man in der Grube nicht pfeifen dürfe, weil das der Berggeist nicht duldet und den Frebler sofort bestraft.

Davon hörte ein junger Bergmann aus Roßberg bei Beuthen, aber er glaubte es nicht, sondern verlachte seine Freunde, die ihm das erzählten. Er sagte ihnen: „Ich werde doch gleich einmal sehen, ob der Berggeist mir etwas antut, wenn ich hier unten pfeife.“ Und er begann sofort ein lustiges Lied zu pfeifen.

Plötzlich bröckelte es von der Decke im Querschlage, und ein großer Stein stürzte herab, der kaum ein halbes

Meter vor ihm zu Boden fiel. Den Bergmann und seine Freunde durchfuhr der Schreck; sie drehten sich um und eilten schnellen Laufes dem Schachte zu. Der Uebeltäter aber nahm sich vor, den Berggeist niemals mehr in seiner Ruhe zu stören.

An diese Geschichte dachte ein anderer Bergmann, der unten im Stollen seiner Arbeitsstelle zustrebte. Da er auch nicht daran glaubte, begann er ein Lied zu pfeifen, und als er damit fertig war, rief er voll Uebermut: „Komm doch, Berggeist, komm doch!“ Dann piff er weiter. Plötzlich erhielt er eine so gewaltige Ohrfeige, daß er zu Boden stürzte. Doch bald sprang er wieder auf und wollte sich voll Wut auf den Angreifer stürzen, aber er sah niemanden. Da merkte er, daß ihn der Berggeist bestraft hatte. Von nun an glaubte er an den Berggeist und unterließ das Pfeifen.

113. Der Berggeist verprügelt einen fluchenden Schlepper

Ein junger Schlepper, der trotz wiederholter Ermahnungen das Fluchen nicht lassen konnte, stieß wieder einmal, als er gerade einen schweren Wagen ins Rollen brachte, die größten Verwünschungen aus. Plötzlich bekam er furchtbare Stockschläge, obwohl er allein war und nirgends ein menschliches Wesen zu sehen war.

Auf sein lautes Schreien kamen einige Häuer herbeigelaufen. Als der Schlepper ihnen sein Leid klagte und die Hiebe immer weiter auf seinen Rücken fielen, so daß er vor Schmerz zu Boden sank, hoben sie ihn hoch und legten ihn auf den Wagen. Sofort hörten die Schläge auf. Als sie ihn aber am Schachte vom Wagen herunterholten, setzten die Schläge von neuem ein und ließen erst nach, als er fast zu Tage gekommen war.

Sobald nämlich jemand so hoch hinaufkommt, daß er mit der Hand die Hängebank erreichen kann, ist er außerhalb des Bereiches des Berggeistes.

114. Der Berggeist züchtigt einen rohen Pferdeführer

Auf der Florentinegrube bei Beuthen war in den neunziger Jahren des vorigen Jahrhunderts ein Schlepper als Pferdeführer beschäftigt, der ein roher Mensch war. Er hatte deshalb auch kein Mitgefühl mit dem ihm anvertrauten Tiere.

Bei jeder Gelegenheit schlug er sein Pferd in unmenschlicher Weise mit einer Peitsche, in die er einen dünnen Draht eingeflochten hatte. Der Schlepper wurde zwar wegen der Tierquälerei oft zurechtgewiesen, doch hörte er nicht darauf.

Eines Tages schlug er wieder in sinnloser Wut auf seinen Schimmel ein und fluchte gräßlich. Auf einmal fuhr ein eifiger Windhauch durch die Strecke und löschte sein Licht aus. Das Pferd begann ängstlich zu schnaufen. Und aus der dunklen Nacht ertönte eine tiefe Stimme: „Heute erhältst du für deine Roheiten den verdienten Lohn, an den du dein Leben lang denken sollst!“ Gleichzeitig schlug eine kräftige Hand dem Rohling ins Gesicht, daß diesem Hören und Sehen verging.

Der Pferdeknecht zündete eiligst sein Licht an, ließ Pferd und Wagen stehen und fuhr über Tage, um nie mehr in eine Grube einzufahren. Einen solchen Schrecken hatte ihm der Berggeist eingejagt. Sein rechtes Backe aber trug bis zu seinem Tode das Mal von fünf kräftigen Fingern.

115. Die Strafe des Berggeistes

Der Berggeist zeigt sich in allen obereschlesischen Gruben, auch in der Grube von Gleiwitz-Ohringen, obgleich diese noch jung ist. Aber nicht alle Bergleute glauben an ihn. Manche lachen über den Berggeist und spotten über ihn. Sie pfeifen und fluchen auch unten in der Grube, obwohl der Berggeist darüber böse ist.

Auf der Ohringer Grube arbeitete ein Häuer, der sich gern vom Berggeist erzählen ließ und der die Geschichten auch glaubte. Er wurde deswegen von seinen Arbeitskameraden, die vom Berggeist nichts wissen wollten, ausgelacht. Einmal fuhren sie alle zur Schicht ein, begaben sich vor Ort und begannen zu arbeiten. Auf einmal sah der Häuer, der an den Berggeist glaubte, ein Licht. Es schien so, als winte es ihm. Zuerst zögerte er noch, dann ging er darauf zu. Das Licht entfernte sich aber immer weiter, und schließlich verschwand es. Der Häuer wußte nicht, was das bedeuten solle. Plötzlich hörte er aus der Richtung seines Arbeitsplatzes einen lauten Knall und nachher ein Poltern und Krachen. Er eilte dorthin und sah, daß seine Kameraden verschüttet waren. Die Strecke war vor und hinter ihnen zusammengestürzt. Schnell holte er Hilfe herbei, und die Verschütteten konnten gerettet werden.

So bestraft der Berggeist die Spötter und Ungläubigen.

116. Der Berggeist als Rächer

In der Gleiwitzer Grube fuhren eines Morgens wie gewöhnlich die Bergleute zur Schicht ein. Sie verteilten sich auf die verschiedenen Strecken, und jeder ging an seinen Arbeitsplatz. Auf einmal hörte man laute Hilferufe. Die Bergleute wußten zuerst nicht, wer da rief. Als man nachforschte, stellte es sich heraus, daß es ein Mann war, mit dem niemand etwas zu tun haben wollte. Alle fürchteten ihn, obwohl sie nicht sagen konnten, warum. Trotzdem gingen die Bergleute dem Hilferufe nach.

Da schlug ihnen eine riesige Feuerzunge entgegen, die die Gestalt eines Mannes hatte. Zwei besonders mutige Männer näherten sich der Flamme. Als sie in Gefahr kamen, von der Flamme verschlungen zu werden, wichen sie zurück. Da flohen alle den schaurigen Ort. Aus der Ferne sahen sie zwei große feurige Punkte. Die Bergleute meinten, das seien die Augen des Berggeistes. Nach drei Tagen wollte man von neuem nach dem Vermißten suchen. Aber wieder schlugen die Flammen entgegen. Darum wagte sich niemand mehr an die Stelle heran.

Jetzt forschte man nach dem Vorleben des verschwundenen Bergmannes. Es kam heraus, daß dieser ein schlimmer Mörder war, der mehrere Menschenleben auf dem Gewissen hatte. Sobald das bekannt war, zeigte sich der Berggeist nicht mehr. Man konnte jetzt ungehindert an die gefährliche Stelle herankommen. So hat der Berggeist die Ermordeten gerächt.

IV. Das Zwergenvolk

In Oberschlesien waren einst die Fenismännchen (Th. Siebs erklärt den Namen als „ein wenigcs Männchen“) und die Fenisweiblein zu Hause. Dieses Zwergengeschlecht wird noch bis auf den heutigen Tag wegen seiner vortrefflichen Koch- und Backkünste gepriesen. Gelten doch die Fenismännchen als Erfinder des schlesischen Streuseltuchens! Auch kannten sie alle Pilze und Beeren und Kräuter. Wem sie wohlwollten — und das waren vor allem große, hübsche Mädchen, — dem verrieten sie ihre Geheimnisse. Aber nicht immer zeigten sie sich den Menschen freundlich gesinnt. Oft waren sie sogar bei unseren Ahnen verhaßt, weil sie Kinder raubten und dafür ihre Sprößlinge unterschoben (Wechselbälge). Jetzt sind die Fenismännchen fortgezogen; sie konnten den Glockenklang nicht vertragen.

Auch das Rütelweib (Buschweib), das sich hier und da zeigt, ist verschwunden.

117. Die Fenismännchen in Steinhaus

Wenn man im Kreise Grottkau von Roschpendorf nach Steinhaus geht, sieht man kurz vor dem Dorfe rechter Hand den Fenisberg. In diesem Berge hausen seit alter Zeit die Fenismännchen, die außerhalb des Berges eine Tarnkappe tragen und darum dem Menschen unsichtbar bleiben. Von diesem merkwürdigen Völkchen erzählt man sich wunderliche Dinge.

Von Zeit zu Zeit backen die Fenismännchen im Berge Kuchen. Aus allen Löchern quillt dann der Rauch, und wer an den Berg herangeht, hört das Klappern der Kuchenbleche.

Als sie nun wieder einmal beim Backen waren, merkte es ein Dienstknecht, der gerade am Berge ackerte. Da er auch gern einen schönen Kuchen gehabt hätte, rief er in den Berg: „Fenismannle, bringt mir einen Kuchen raus!“

Zu Mittag ließ der Knecht seinen Pflug stehen und ging ins Dorf zum Essen. Als er wiederkam und gar nicht mehr an

die Fenismännchen dachte, sah er zu seiner Ueberraschung einen frischen Kuchen auf der Pflugschar liegen. Man kann es sich gut vorstellen, daß er darüber ebenso erfreut wie erschreckt war. Er traute der Geschichte nicht recht, zumal er schon oft gehört hatte, daß mit den Fenismännchen manchmal nicht gut Kirschen essen sei. Er gab deshalb erst seinem Hunde ein Stück Kuchen zu kosten. Als dem Tiere der Kuchen gut bekam, aß er auch davon und ließ es sich trefflich schmecken.

Das war sein Glück, so hieß es später überall im Dorfe, sonst hätten ihm die Fenismännchen arg mitgespielt.

118. Die Fenismännchen auf der Hochzeit

Ein Knecht aus Schwammelwig im Kreise Meisse pflügte einmal am Fenismännchenberg und kam zufällig in die Nähe des Loches, durch das die Zwerge aus- und eingingen. Dort hörte er ein großes Lärmen und Schreien, und oft wurden die Worte wiederholt: „Gib mir eine Nebelkappe, damit ich nach Schwammelwig zur Hochzeit fahren kann!“

Der Knecht war zuerst erstaunt, dann aber rief er in das Loch hinein: „Gib mir auch eine Nebelkappe, damit ich zur Hochzeit gehen kann!“ Kaum hatte er dies gesagt, da reichte ihm schon eine Hand eine Nebelkappe heraus, welche bekanntlich die Eigenschaft hat, denjenigen, der sie trägt, unsichtbar zu machen.

Der Knecht ergriff die Kappe, setzte sie auf und begab sich zum Hochzeitshause, wo er sich ungesehen unter die Gäste mischte. Als er sich Speise und Trank behaglich munden ließ, bemerkte er zu seinem Erstaunen, wie auf den Schüssel- und Tellerrändern ganz kleine Fenismännchen saßen und nach Herzenslust aßen und tranken. Der Hochzeitsvater wunderte sich nicht wenig, daß die Speisen und Getränke so schnell zu Ende gingen.

Zufällig wurde gerade wieder eine Schüssel aufgetragen, und der Knecht und die Fenismännchen griffen gleichzeitig zu. Hierbei stieß wohl der Knecht mit einem Zwerge zusammen, der ihm aus Wut darüber die Nebelkappe vom Kopfe riß. Nun wurde der Knecht allen Gästen sichtbar; die waren über den ungebetenen Hochzeitsgast nicht wenig erstaunt. Verwundert rief man ihm zu: „Wie kommst du denn hierher? Wer hat dich eingeladen?“

Da mußte der Knecht bekennen, wie alles gekommen war. Und als die Hochzeitsgesellschaft hörte, daß auch viele Fenismännchen mitten unter ihnen saßen und mit ihnen aßen und tranken, da blickte sich alles scheu und ängstlich um, aber niemand konnte die Zwerge sehen.

119. Die Fenismännchen rauben eine Frau

Im Westen des Dorfes Schwammelwitz im Kreise Reisse liegt eine kleine Anhöhe, wo vor vielen Jahren die Fenismännchen in großer Zahl wohnten. Sie hatten einst eine Frau geraubt und in ihre unterirdische Wohnung entführt, damit sie ihnen den Haushalt führe.

Als die Frau eines Tages im Krebsbach, der in der Nähe des Berges fließt und dann seinen Lauf durchs Dorf nimmt, Wäsche spülte, erblickte sie plötzlich am anderen Ufer ihren Mann. Auch er erkannte sie und wollte sie sogleich befreien. Sie aber riet ihm, erst sein Pferd aus dem Stalle zu holen und außerdem noch ein Gebund Flachs, einen Kamm und ein Stück Seife mitzubringen. Das tat der Mann; er ritt dann durch den Bach, setzte seine Frau aufs Pferd und sprengte im Galopp davon.

Kaum hatten die Fenismännchen den Hufschlag des Pferdes vernommen, als sie den Fliehenden in Scharen nacheilten. Obwohl das Pferd einen bedeutenden Vorsprung hatte, holten es die Zwerge doch bald ein. Da warf der Reiter auf Anraten seiner Frau das Gebund Flachs hinter sich. Sogleich fielen die Fenismännchen zornig darüber her und zerzupften es. Dadurch hatten die Reitenden wieder einen Vorsprung gewonnen, aber nur für kurze Zeit. Bald waren die Verfolger den Fliehenden wieder dicht auf den Fersen. Da warf der Mann den Kamm hinter sich. Diesen hoben die Zwerge auf und begannen den Flachs zu hecheln. Das verschaffte dem Paar von neuem einen großen Vorsprung. Schon näherte sich das Pferd dem heimischen Gehöft, da hatten die Fenismännchen es bereits wieder eingeholt. Nun warf der Mann die Seife hinter sich. Scharenweise glitten die Zwerge auf der Seife aus und fielen zu Boden.

Inzwischen hatten die Fliehenden ihre Wohnung erreicht und waren gerettet. Die Fenismännchen aber mußten ungerichteter Sache umkehren.

120. Der bereitelte Kindesraub

Es war in der Zeit, da noch die Fenismännchen im Kreise Grottkau umgingen. Sie waren überall gefürchtet, weil sie gern die neugeborenen Kinder raubten. An ihre Stelle legten sie Holzpuppen in die Wiege. Diese Puppen lagen wie tot da, wenn jemand im Zimmer war. Ließ man sie aber allein, dann sprangen sie aus der Wiege heraus und richteten überall Schaden an. Was aus den gestohlenen Kindern wurde, wußte niemand.

Nun war in Halbendorf bei Grottkau ein Bauerngut, das einem Mann gehörte, dessen Frau der Geburt eines Kindes entgegensah. Der Knecht, der bei dem Bauern beschäftigt war, ackerte eines Tages nahe dem Waldrande. Als die Frühstückszeit gekommen war, setzte er sich im Schatten der Bäume nieder, um seine Schnitten zu essen.

Da hörte er immerfort Artschläge, und Holzspäne flogen durch die Luft, ohne daß er jemanden sah. Plötzlich rief ihm eine Stimme zu: „Ich habe für deinen Bauern ein Kind zu!“ Sofort fuhr der Knecht nach Hause. Dort erfuhr er, daß die Bauersfrau eben ein Kind bekommen hatte. Das wollten die Fenismännchen rauben.

Als es Abend geworden war, kamen zwei Fenismännchen auf den Hof. Der Knecht, der draußen aufpaßte, hörte, wie das eine von beiden sagte: „Ich gehe hinein, und du bleibst draußen beim Fenster. Ich reiche dir das Kind, und du gibst mir die Holzpuppe.“ Darauf ging das Männchen in das Haus. Der Knecht, der sich mit Weihwasser besprenkt hatte, so daß ihn die Geister nicht sehen konnten, stellte sich ebenfalls am Fenster auf. Als das Kind herausgereicht wurde, nahm er es schnell an sich und trug es in den Pferdestall. Dann hörte er, wie sich die beiden Männchen prügeln und zankten. Es dauerte lange Zeit, bis es wieder still wurde. Das Kind aber war gerettet.

121. Die Vertreibung eines Wechselbalges

In einer großen Wirtschaft in Langenau bei Ratscher waren die Leute beim Dreschen. Eine junge Mutter wollte helfen; sie ließ ihr kleines Kind in der Wiege liegen und ging nach der Scheune, um zu dreschen.

Als sie wieder in die Stube zurückkam, war ihr Kind weg, und ein häßliches Ding mit dickem Strudelkopf lag in der Wiege und schrie in einem fort. Das Kind war also ausgewechselt, und ein Wechselbalg lag in der Wiege.

Die Nachbarinnen gaben der Mutter den Rat, sie solle das fremde Kind mit einem stumpfen Besen so lange schlagen, bis sie ihr eigenes zurückerhalte. Sie tat das denn auch und schlug so unbarmherzig zu, daß der Wechselbalg schrie und sich entsetzlich krümmte. Aber sie hörte mit dem Schlagen nicht auf, und schon sah man heulige Striemen auf dem Körper des fremden Kindes.

Da wurde auf einmal die Thür aufgerissen und ihr eigenes Kind hereingeschoben, genau so zerschlagen wie der Wechselbalg, der nun plötzlich verschwunden war.

122. Das gefangene Fenisweiblein

In Pilgersdorf im Kreise Leobschütz lebte vor sehr langer Zeit ein reicher Bauer. Der hatte einmal das Glück, ein Fenisweiblein zu fangen. Die Fenisweiblein waren gar sehr selten, aber glücklich der, der eines erwischte; denn sie gaben ihm allershand nützliche Ratschläge.

Und wißt ihr auch, wie solche Fenisweiblein aussahen? Sie waren ganz klein und krüpplich und sahen alt und abscheulich aus. Sie hatten auch keinen einzigen Zahn mehr im Munde.

Der Pilgersdorfer Bauer hatte sein Fenisweiblein Tag und Nacht an einer langen Kette angebunden, und wenn er aufs Feld fahren wollte, um zu säen, da fragte er jedesmal das Weiblein: „Ist heute Zeit zum Säen?“ Und da sagte es: „Heute säst du!“ Ein andermal gab es ihm zur Antwort: „Heute säst du nicht!“ Der Bauer befolgte immer den Rat, und er hatte Jahr für Jahr schöne Ernten. Bald war er der reichste Mann von Pilgersdorf.

Das Fenisweiblein blieb Tag um Tag und Jahr um Jahr an der Kette gefangen. Es war sehr unglücklich, das arme Wesen.

An einem Sonntage, als alle beim Bauern daheim waren, fing das Fenisweiblein auf einmal an zu dresseln und zu bitten: „Ach, laßt mich doch los, ich werde ja nicht fortlaufen!“ Den Bauern aber erbarmte es nicht. Er hatte ein hartes Herz und verbot allen, das Fenisweiblein loszulassen. Erst als ihn

sein Weib auch noch bat, ging er hin und machte die Kette los. Da war gleich das Fenisweiblein mit einem Sage draußen — auf Nimmerwiedersehen.

Jetzt war der Acker groß, und der Bauer rannte wie besessen im Hofe herum. Dabei schrie er in einem fort: „Wer wird mir jetzt sagen, wann ich säen soll?“ Schnell rannte er noch dem Fenisweiblein nach und brüllte hinter ihm her: „He, wann soll ich denn säen, wann soll ich denn säen?“ Als er bald keinen Atem mehr kriegte und nicht mehr laufen konnte, rief er ihm das letzte Mal nach: „Wann ist denn Zeit zum Säen?“ Da drehte sich das Fenisweiblein um und schrie: „Wenn der Acker fertig und der Samen im Sacke ist, du Tölpel!“

Danach lief das Fenisweiblein immer weiter, was es nur laufen konnte, bis es in einem großen Walde verschwand. Der Bauer aber ging beschämt nach Hause.

123. Die Rauferei zweier Fenisweiblein

Auch im Dorfe Bratsch (im Kreise Leobschütz) gab es Fenisweiblein. Sie hatten ihren Aufenthalt bei den Fischteichen, in der Talschlucht gegen Sauerwitz. Es sind dort heute noch die Teichdämme zu sehen.

Die Fenisweiblein kamen immer abends in der Dämmerstunde ins Dorf und trieben da ihr Unwesen. Mit Vorliebe gingen sie in jene Häuser, wo ganz kleine Kinder waren. Wenn die Mutter schlief, nahmen sie die Wickelkinder an sich; dafür legten die Fenisweiblein kleine Feniskinder ins Bett.

So kamen sie an einem stockfinsternen, stürmischen Novemberabend zu einem Gärtnerstellenbesitzer. Der Hausvater war gerade einmal zum Nachbarn hinübergewandert. Es war sonst niemand im Hause als die Mutter mit ihrem kleinen Kinde. Sie lag schon im Bette, schlief aber nicht. Plötzlich hörte sie unter den Fenstern der Stube vom Hofe her trippelnde Schritte. Sie kamen durch den Hausflur bis an die Stubentür, die dann ganz leise geöffnet wurde. Herein kamen zwei winzige Fenisweiblein. Neugierig guckten sie sich in der Stube um und sahen das kleine Kind im Arme der Mutter. Die Mutter war vor Schreck und Furcht wie gelähmt. Sie konnte sich weder rühren, noch um Hilfe rufen.

Nun fingen die Fenisweiblein mit ihren feinen Stimmen zu wispern an. „Die schläft!“ sagte das erste. „Nein, die schläft

nicht!“ sagte das andere. Darüber bekamen sie Streit miteinander. Sie packten sich bei den Haaren und zogen und zerrten sich gegenseitig daran.

Die Mutter hatte sich endlich von ihrem Schrecken erholt und schrie laut um Hilfe. Plötzlich waren die beiden Fenisweiblein verschwunden. Am anderen Morgen aber lagen in der Stube an der Stelle, wo sie sich gerauft hatten, zwei große Flachsbüschel, ein Zeichen, daß die Mutter nicht geträumt hatte.

Seit jener Nacht kamen die Fenisweiblein nicht mehr ins Dorf. Es heißt, daß ihre Zaubermacht verloren geht, wenn sie durch Menschenstimmen erschreckt werden.

124. Die Fenisweiblein im Mullwitzer Berge

Im Kreise Falkenberg liegt der Mullwitzer Berg mit seinen Basaltbrüchen. Hier hauste einst in einem goldenen Palast das Zwerggeschlecht der Fenisweiblein. Am Bergabhang befand sich eine Quelle, die man die Fenisquelle nannte. Ihr Wasser nahm von Zeit zu Zeit eine trübe, milchähnliche Färbung an, und aus der Tiefe drang ein eigenartiges Gemurmel hervor. Dann hielten die Fenisweiblein ihren Washtag.

Viele Leute behaupteten, sie hätten die alten Weiblein im hellen Mondenschein in der Quelle ein Bad nehmen sehen. Sie hätten auch gesehen, wie die kleinen Wesen ihre Haare kämmt und die Wäsche trockneten. Als ein ausgelassener Bursche sie durch Spottlieder verhöhnte, erhielt er von der alten Zwergenmutter eine derbe Maulschelle, daß von da an sein Gesicht ganz entstellt war.

Einst trat die alte Fenismutter einem Fuhrmann entgegen, der nachts von Heidersdorf nach Kirchberg fuhr. Als die Pferde vor ihr scheuten, nahm die Alte dem Kutscher die Zügel aus der Hand, und sofort standen die Tiere. Nun verlangte sie von ihm, daß er sie mit ihren Töchtern nach dem Reißesfluß spazieren fahre. Schon kamen auch die anderen Fenisweiblein herbeigesprungen und bemächtigten sich des Wagens. Als alle Platz genommen hatten, stürmten die Pferde in wilder Hast davon. Der Kutscher zitterte an allen Gliedern. Darüber brach die Gesellschaft in lautes Hohn Gelächter aus. Am Reißesfluß angekommen, beehrten sie die Wasserniren mit einem kurzen Besuche. Gegen Mitternacht kehrten sie nach dem Mullwitzer Berge zurück. Dann entließen sie den Fuhrmann und gaben ihm für seinen Dienst 59 Fenistaler.

Graf Hans Bückler wollte einst in Schedlau eine neue Kirche bauen und wählte als Baustoff Basaltsteine aus dem Mullwitzer Berge. Nun ging es an die Arbeit, und bald vernahm man weithin das Stürzen und Zertrümmern der Basaltblöcke. Die in ihrer Ruhe gestörten Fenisweiblein ergrimten und sann auf Rache. Ein mächtiger Wasserstrahl, der nach Pech und Schwefel stank, ergoß sich über die Arbeiter, und ein niederstürzendes Felsstück zermalmte einem Burschen das Bein. Da wagte es keiner mehr, die Arbeit fortzusetzen.

Nun versprach der Graf den Arbeitern die goldenen Schätze, die der Berg bewahre. Da stürzte eine Menge Volkes herbei, von Habgier getrieben, um die Arbeit von neuem aufzunehmen. Das Sprengen des Gesteins wurde eifriger und wilder betrieben als zuvor. Uebermals beschloßen die Fenisweiblein, Rache zu nehmen, und sie kamen überein, das erste Kind, das in der neuen Kirche getauft würde, gegen einen Wechselbalg auszutauschen.

So geschah es auch. Zufällig war das geraubte Kind das Töchterchen des Aufsehers, der die Arbeiter immer zu regem Fleiße angehalten hatte. Drei Jahre trauerten die Eltern um ihr Kind. Da kam eine Zigeunerin, der sie ihr Leid klagten. Diese führte die betrubten Eltern zum Fenisbrunnen, wo sie zu ihrer großen Freude das Kind wiederfanden. Nun hatte aller Kummer ein Ende.

125. Die Fenismännchen ziehen fort

Als in Schlesien das Christentum immer mehr Eingang gefunden hatte und auch bis Schwammelwitz vorgedrungen war, beschloßen die Fenismännchen auszuwandern. Damals wohnte in Schwammelwitz ein Fährmann, der immer die Leute über die Neiße setzte, die nördlich vom Dorfe vorbeifließt. Dieser erblickte eines Morgens ein kleines Männchen mit einem schwarzen Barte, das auf ihn zukam und ihn bat, mehrere Male auf sein Geheiß mit dem Kahn über den Fluß zu setzen; er werde dafür reichlich belohnt werden. Der Fährmann war es zufrieden.

Die Überfahrt begann. Das Männchen gab jedesmal das Zeichen zum Abstoßen, ohne daß man vorher jemanden hätte einsteigen sehen. Trotzdem sank der Kahn tief ins Wasser ein. Das wunderte den Fährmann wohl, er sagte aber nichts. Erst als man mit dem Übersetzen fertig war, fragte er das Männchen, wen er denn eigentlich übergesetzt habe. Da machte der Zwerg eine eigentümliche Bewegung mit der Hand, und mit

einem Male sah der Mann, wie es am anderen Ufer von lauter kleinen Wesen wimmelte.

Nun fragte der Fährmann nach dem versprochenen Lohne. Das Männchen zeigte auf den Hut, den der Fährmann, von der Arbeit erhist, am Ufer niedergelegt hatte. Dann war der Zwerg verschwunden. Neugierig ging der Mann auf seinen Hut zu, sah darin aber nur etwas welkes Laub, das wahrscheinlich die unsichtbaren Zwerge in den Hut geworfen hatten. Wütend warf er das Laub ins Wasser und ging nach Hause.

Als er in der Wohnung den Hut abnahm, fand er zu seinem großen Erstaunen, daß die wenigen Blätter, die an dem Hute hängen geblieben waren, sich in lauterer Gold verwandelt hatten. Sofort lief er zum Wasser zurück, um vielleicht noch einige Blätter zu finden, die nicht ins Wasser gefallen waren, aber umsonst! Es war nichts mehr zu sehen.

126. Das Rütelweib

In Deutsch-Rasselwitz, Kreis Neustadt OS, wird erzählt:

Im Buschwerk (Gerütel) verbirgt sich das Rütelweibel, ein kleines, verhugeltes Weiblein, das am Stock einherhumpelt und einen leeren Sack auf dem krummen Rücken trägt. Es kann sehr böse, aber auch recht gut sein, kann hart strafen, aber auch reich beschenken. Ungezogene Kinder, die wild herumtollen oder beim Blumenpflücken das Gras oder Getreide zertreten, werden von dieser Flurhüterin eingefangen, in den Sack gesteckt und in ein unterirdisches Verließ geschleppt. Artige und fleißige Kinder aber werden belohnt.

Vor langer Zeit lebte hier ein braves Mädchen, das beim Ziegenhüten unermüdlich für sich und die arme Mutter Strümpfe strickte. Das Rütelweibel kam alle Tage und gab auf die Ziegen acht, damit das Kind ungestört arbeiten konnte. Zum Dank strickte das gute Mädchen auch für das Weibel ein Paar Pulswärmer. Die Alte kicherte, als sie am letzten Hütetage das Geschenk in Empfang nahm, scharrte ein paar dürre Blätter am Boden zusammen und legte sie als Gegengeschenk dem Kinde in die Schürze. Das Mädchen behielt die Blätter, weil es das Rütelweibel nicht kränken wollte, und trug sie nach Hause. Unterwegs wurde die Last in der Schürze immer schwerer, und daheim flogen beim Ausschütten anstatt der Blätter lauter Goldstücke auf die Diele. Da hatte die Not ein Ende.

Jetzt läßt sich das Rütelweibel nicht mehr sehen. Es scheint verzogen zu sein.

V. Von Feuermännern und dem Irrlicht

Feuermänner sind wandernde Seelen. Sie haben im Leben eine böse That begangen und müssen dafür nach dem Tode umgehen, bis sie erlöst werden. Ein „Vergelt's Gott“, zur rechten Zeit geboten, kann die arme Seele befreien. Irrlichter sind die Seelen ungetaufter Kinder. Andere meinen allerdings, es handle sich bei den Feuermännern und Irrlichtern um feurige Gase, die in nächtiger Stunde als hüpfende Flämmchen über Mooren und Sümpfen aufleuchten.

127. Der Feuermann am Mühlenteich

Durch die herrschaftlichen Felder, die zwischen dem Bache und dem Augustenhofe liegen und zur Gemarkung des Dorfes Martinau im Kreise Beuthen-Larnowig gehören, führte früher ein breiter Fußweg. Er wurde von den „Kanarienvögeln“ (so hießen die Galmeiarbeiter wegen ihrer von der Galmeierde gelbgefärbten Kleidung, während die ersten Kohlenbergleute die Bezeichnung „Teufel“ führten) aus Pilzendorf und den umliegenden Dörfern benutzt, die über Martinau zur Mariengrube bei Nechtal gingen. Zwischen den Feldern vom Vorwerk Augustenhof und der Martinauer Wassermühle lag der Mühlenteich. Auf dem Damme, der den Teich abgrenzte, kamen die Arbeiter nach Martinau hinein. Von diesem Damme ist heute nur noch ein kleines Stück zu sehen, da die übrige Erde zum Zuschütten des abgeleiteten Mühlensbaches verwandt wurde.

Einst wollte die Wächterfrau vom Augustenhofe ihren Mann aus der Dorfschenke holen. Auf dem Dammwege gewahrte sie plötzlich hinter sich eine brennende Fackel, die eilig auf sie zukam. Vor Schreck lief sie schnell davon. Erst als sie auf der anderen Seite des Teiches war, verschwand die Fackel.

Auf dem Rückweg — die Frau wurde jetzt von ihrem Manne begleitet — tauchte das gespenstische Licht abermals auf. Der Wächter aber hatte keine Angst, sondern bekreuzigte sich nur. Da verging das Licht.

Die Fackel war niemand anderes als der Feuermann.

128. Der Feuermann von Schlestengrube

In Schlestengrube in Ostoberschlesien lebte einst ein Bauer, dessen Gehöft außerhalb des Ortes lag. Wenn er ins Dorf wollte, mußte er über eine große Wiese gehen, auf der es nicht ganz geheuer war. Dort sollte ein Feuermann umgehen, aber der Bauer glaubte nicht daran und lachte nur, wenn man davon erzählte.

Eines Tages war er wieder im Dorfe. Er verspätete sich sehr und trat erst gegen Mitternacht den Heimweg an. Rüstig schritt er vorwärts, ohne etwas Schlimmes zu ahnen. Als er auf die Wiese kam, leuchtete vor ihm plötzlich ein heller Schein auf, der immer näher kam. Der Bauer sah schärfer hin und erblickte einen kleinen Mann, der von Feuerflammen umloht war. Die Gestalt ging gebückt, wie unter einer schweren Last.

Als der Bauer merkte, daß es Steine waren, die der Feuermann auf dem Rücken trug, wußte er, wen er vor sich habe. Es war ein Grenzsteinversezer, der als Feuermann umgehen mußte, weil er zu Lebzeiten aus Habgier Grenzsteine versezt hatte. Diese Steine mußte er so lange auf dem Rücken herumtragen, bis ihn jemand erlöste.

Da hörte der Bauer, wie der Feuermann seufzte: „O wie schwer ist meine Last!“ Der Bauer war von Mitleid gerührt und sprach: „Möge Gott dir verzeihen!“ Kaum waren die Worte ausgesprochen, da richtete sich der Feuermann auf; die Steine fielen polternd zur Erde, und der Geist verschwand.

Seitdem wurde der Feuermann in dieser Gegend nicht mehr gesehen.

129. Die guten und die bösen Feuermännlein

In der Umgebung von Dambrau im Kreise Falkenberg gibt es sehr viele Feuermännlein, und zwar gute und böse. Sie leben im Torfstich. Die alten Leute haben sie oft gesehen.

Ein Bauer fuhr einmal in die Mühle. Eine Laterne hatte er sich nicht mitgenommen, denn er wollte noch bei Tage zu Hause sein. In der Mühle waren aber viele Leute, und der Bauer mußte lange warten. Es war Nacht, als er von dort wegfuhr. Der Weg war schlecht, und der Bauer ärgerte sich darüber, daß er keine Laterne mit hatte.

Als er in die Nähe des Torfstichs kam, sah er schon von weitem die Feuermännlein. Die bösen Feuermännlein wollten ihn in den Sumpf locken und riefen ihm zu: „Hierher! Hier geht der richtige Weg!“ Die guten Feuermännlein wollten nicht den Tod des Bauern und schickten deshalb eines der Lichtlein, damit es ihm leuchte. Es ging vor den Röhren bis in den Hof des Bauern und leuchtete so lange, bis der Bauer das Mehl abgeladen hatte.

Der Bauer ging dann in die Stube und erzählte seiner Frau von dem guten Feuermännlein. „Hast du auch ‚Gott bezahl’s‘ gesagt?“ fragte die Frau. Der Bauer gestand, daß er es vergessen hatte. Da sagte seine Frau: „Geh hinaus und sage dem Feuermännlein ‚Gott bezahl’s‘; es wird draußen noch warten.“ Das Feuermännlein hatte auch wirklich gewartet und verschwand erst, als ihm der Bauer gedankt hatte.

130. Die Grottkauer Feuermännchen

Am Seilerwege in Grottkau standen früher schöne, hohe Silberpappeln. In diesen Bäumen wohnten tagüber die Feuermännchen. In der Nacht kamen sie aus ihren Schlupfwinkeln heraus. Die alten Männchen mit ihren schlohweißen Bärten hatten rote Kittel an und trugen große Laternen vor sich her.

Auf den sumpfigen Wiesen am Jakobsgraben ging es in der Nacht recht lebhaft zu. Da kamen die Geister vom nahen Kirchhof und die Nebelalben, deren Schleier so dicht war, daß man ihn schneiden konnte. Über alle diese Geister führten die Feuermännchen die Aufsicht. Sie sorgten für Ruhe und Ordnung.

Die Feuermännchen verschwanden, als man den Park anlegte und die Silberpappeln fällte.

131. Die Geisterbahn von Langlieben

Im Osten und Westen von Langlieben (Kreis Cosel) liegen weitausgedehnte Sümpfe. Sie gehören zum herrschaftlichen Besiz. Große Flächen davon sind mit Schilf bewachsen. Hier wurde früher Torf gestochen. Aber da der Ertrag zu gering war, hörte man damit auf.

Hier im Sumpfland sah man nächstens öfters einen Eisenbahnzug fahren. Die Räder der Wagen waren glühend, aus



Die Grottkauer Feuermännchen

den Fenstern schlugen Flammen, und ein furchtbares Getöse erfüllte die Luft. Aus den Wagen drangen johlende Rufe und daneben klagende Stimmen, die um Hilfe riefen.

Eines Tages ging die Frau eines Bäckermeisters nach Eichungen, um aus der Brauerei Hefe zu holen. Sie hatte sich verspätet und kehrte erst um Mitternacht zurück. Die Nacht hat ihre Macht, sagen die Leute. Das traf auch hier zu. Die Frau sah die feurige Geisterbahn dahinfahren und vernahm das entsetzliche Stöhnen, Klagen und Seufzen. Vor Schreck konnte sie nicht weiter; sie kehrte um und klopfte an das Fenster des ersten Hauses, das sie fand. Ein furchtloser Mann begleitete die halbtote Frau nach Langlieben. Die Spukbahn aber war im Sumpfe verschwunden.

Etwas Ähnliches erlebte auch eine andere Frau aus Langlieben. Diese wollte einmal mit den herrschaftlichen Fuhren nach Heydebreck fahren. Die Kinder hatten jedoch die Uhr vorgestellt, und anstatt um 4 Uhr ging sie bereits um Mitternacht von Hause fort. Als sie das freie Feld erreicht hatte, sah sie die Geisterbahn dahinsausen. In ihrer Angst eilte sie zum früheren Zollhaus, klopfte dort an und bat um Hilfe. Der Mann, dem sie ihr Erlebnis erzählte, sagte in aller Ruhe: „Das ist mir nichts Neues! Diesen Spuk habe ich schon oft gesehen!“

132. Das Irrlicht

Eines Abends kehrte im Gasthause zu Buchenhöh im Kreise Groß Strehliß ein Wanderbursche ein. Er setzte sich an einen Tisch und ließ sich etwas zu essen und zu trinken geben. Der Wirt gesellte sich zu dem Gast, und die beiden plauderten gemüthlich miteinander. Dabei erzählte der Gastwirt, daß in der Nähe des Dorfes ein Irrlicht sei, das führe alle diejenigen in die Irre, die nicht daran glauben. Der Wanderbursche wollte ebenfalls davon nichts wissen und meinte, er glaube nicht mehr an Kindermärchen.

Als der Gast nach einer Stunde aufbrechen wollte, hielt ihn der Wirt ängstlich zurück. Der Wanderbursche wollte nämlich am Sumpfe von Amberg vorbeigehen, und da ihm der Weg nicht bekannt war, hätte er leicht in den Sumpf geraten können. Er ließ sich aber nicht abhalten, sondern fragte nur noch nach dem Wege und nahm dann lachend Abschied.

Inzwischen war es aber so dunkel geworden, daß sich der Bursche nach kurzer Zeit verlor. Er irrte umher und wußte nicht aus noch ein. Da gewahrte er in der Ferne ein Licht. Er freute sich darüber sehr und ging schnurstracks darauf zu. Doch mußte er bald merken, daß er dem Lichte nicht näher kam, sondern daß es sich immer mehr entfernte. Bis dahin war er auf feuchtem Boden gegangen; nun versank er auf einmal bis an die Knöchel im Morast. Plötzlich verschwand auch das Licht.

Da wußte der Wanderbursche, daß ihn das Irrlicht geäfft hatte. Jetzt war die Noth groß. Wohin er sich auch wandte, überall war es sumpfig, und er geriet immer tiefer ins Moor. In der Angst sandte er Stoßgebete zum Himmel, und das half. Sein Fuß fand wieder festen Boden, und er erreichte glücklich die Straße. Erschöpft warf er sich auf die Erde nieder und dankte Gott für seine Rettung.

Über das Irrlicht hat der Wanderbursche niemals mehr gespottet.

VI. Der Alp

Es ist uralter Volksglaube, daß die Seele den menschlichen Körper zeitweise verlassen kann. Der seelenlose Leib liegt dann steif und regungslos da. Erst wenn die Seele von ihrer Wanderung zurückkehrt, erwacht das Leben von neuem.

Diese schweifenden Seelen treten gewöhnlich als Druckgeister auf. Sie setzen sich dem Schläfer auf den Leib und drücken und quälen ihn, ohne daß der Ärmste schreien oder sich rühren kann. Jeder, der einmal mit vollem Magen schlafen gegangen ist, weiß von solchen Angstträumen zu erzählen. Die Druckgeister sind in ganz Deutschland bekannt und führen die verschiedensten Namen. Am Rhein heißen sie z. B. „Mar“, im Schwarzwald „Schrätteln“, in Österreich „Trud“, bei uns in Schlesiens „Alp“.

Hier und da kommt der Alp auch als Aufhockgespenst vor.

133. Der ertappte Alp

Eine Arbeiterfrau aus Ober-Kunzendorf (Kreis Kreuzburg) erzählt:

Vor dem Kriege arbeitete ich mit mehreren Frauen und Männern bei einem Gutsbesitzer. In der Nacht schliefen die Frauen und Männer getrennt. Zwischen den beiden Schlafräumen war eine dünne Wand. Jede Nacht wurde eine Person vom Alp gedrückt. Die Arbeiter wollten gern wissen, ob dieser Alp einer von ihnen oder eine fremde Person sei. Deshalb legte sich einer von ihnen nachts auf die Lauer. Um Mitternacht hörte der Aufpasser einen der Männer stöhnen und nach Luft schnappen. Sofort rief er alle andern wach. Aber eine Frau war nicht wach zu bekommen, obwohl sich alle die größte Mühe gaben. Da wußten sie, daß diese Frau sie als Alp quäle. Sie stellten sich rings um sie auf und warteten ab. Nach etwa einer halben Stunde hörte der Mann auf zu stöhnen. Und schon kam ein weißes Mäuschen gesprungen und glitt der schlafenden Frau in den Mund. Sie wachte jetzt auf und sah

erstaunt um sich. Da stürzten sich die andern auf sie und verprügelten sie. Sie mußte versprechen, niemanden mehr in der Nacht zu quälen. Dieses Versprechen hat sie auch gehalten.

134. Die Tänzerin und das Mäuslein

In einem Gasthause in Gleitwitz-Richtersdorf war immer am Sonntag Abend Tanz. Daran beteiligten sich viele Leute, darunter auch ein Mädchen, das an keinem Sonntaa fehlte. Ein Bursche aus Richtersdorf tanzte gern mit dem Mädchen. Doch fiel es ihm auf, daß es regelmäßig um Mitternacht verschwand. Der Tänzer wollte gern wissen, wohin das Mädchen gehe. Er verließ deshalb kurz vor 12 Uhr den Saal und versteckte sich hinter einer Thür. Da sah er, wie bald darauf das Mädchen ins Freie trat und davonlief. Er eilte ihm nach und packte es bei der Hand. Plötzlich erstarrte das Mädchen, und aus seinem Munde sprang ein weißes Mäuslein, das sich alsbald im Dunklen verlor. Der Mann legte seine Tänzerin auf die Erde hin. Sie blieb eine Stunde wie leblos liegen. Dann kam das Mäuslein zurück und schlüpfte ihr wieder in den Mund. Jetzt stand das Mädchen auf und ging schnell davon. Seitdem ließ es sich nicht mehr sehen.

Bis dahin waren die Bewohner von Richtersdorf in der Mitternachtsstunde oft vom Alp gequält worden. Der setzte sich den Schlafenden auf die Brust und drückte und preßte sie. Aber seit dieser Nacht hatten die Richtersdorfer Ruhe. Deshalb nimmt man an, daß das Mädchen ein Alp gewesen sei.

135. Der Alp von Kranst

Vor ungefähr 100 Jahren stand in der Nähe von Kranst im Kreise Oppeln ein altes Haus. Die Leute saaten, daß darin die Großmutter des Teufels ihr Unwesen treibe. Niemand wollte nachts in diesem Hause schlafen; denn die Großmutter des Teufels erwürge alle, die dort Nachtruhe halten wollen.

Eines Tages wurde eine Abteilung Soldaten in Kranst untergebracht. Das Dorf war schon überfüllt, weshalb einige auch in dem alten Hause wohnen sollten. Da aber den Soldaten Gerüchte über das Haus zu Ohren gekommen waren, wollten die meisten dort nicht übernachten. Nur wenige hatten den Mut dazu.

Als die Soldaten abends in dem betruenen Hause angekommen waren, legten sie sich schlafen. Einer von ihnen beschloß, sich zwar auf das Bett zu legen, aber wach zu bleiben. Er nahm ein Messer und legte es auf den Tisch, der bei seinem Bette stand.

Als nun die Dorfuhr Mitternacht verkündete, sah er, wie durch das Schlüßelloch ein Strohhalbm in die Stube fiel. Der Strohhalbm richtete sich auf und ging auf das ihm zunächst stehende Bett zu. Dort drückte und zwickte er den Soldaten, der im Bette lag. Als dieser sich bewegte, sprang der Strohhalbm auf das nächste Bett und machte es ebenso. Als er dann auf das Bett des wachenden Soldaten sprang und ihn zu würgen und zu drücken begann, faßte der Soldat den Strohhalbm mit einer Hand, ergriff das Messer und zerschnitt den Strohhalbm. Da hörte er plötzlich etwas auf die Erde fallen. Er stieg aus dem Bette und zündete ein Licht an. Und siehe, vor seinem Bette lag ein durchschnittenes Weib.

Von nun an schliefen die Leute in dem alten Hause unbelästigt.

136. Das Kleinbrotel für den Alp

In Winzenberg im Kreise Grottkau lebte vor einigen Jahren ein Gastwirt, der wurde oft vom Alp geplagt. Nacht für Nacht setzte sich ihm der Alp auf die Brust und drückte und preßte ihn. Als er diese Quälerei nicht länger aushalten konnte, rieten ihm seine Freunde, er solle dem Alp das Kleinbrotel vom nächsten Gebäcke versprechen. Das tat auch der Gastwirt, als er in der nächsten Nacht wieder heimgesucht wurde. Darauf hatte er sofort Ruhe.

Als einige Tage später Brot gebacken wurde, stellte sich im Gasthause eine alte Frau ein, die wie eine Bettlerin aussah. Sie bat um das versprochene Brot. Jetzt wußte der Gastwirt, wer der Alp ist.

137. Der Alp als Raze

In Pitschen lebte vor etwa einem Menschenalter eine alte, häßliche Frau, die allgemein als Alp verschrien war. Um sich vor ihr zu schützen — denn sie quälte nachts viele Menschen —, gab man ihr stets etwas, wenn sie bettelte, oder aber man ge-

brauchte ein besonderes Schuzmittel: man stellte abends vor die Haustür einen Besen. Eine Bädersfrau vergaß das einmal, und in dieser Nacht schlich eine Kage in ihre Schlafkammer und setzte sich der Frau auf die Brust. Sie versuchte unter Achzen und Stöhnen, den Alp wegzustößen. Dabei murmelte sie: „Komm morgen wieder, dann bekommst du Brot.“ Sofort hörte das Alpdrücken auf. Als die Frau am Morgen erwachte, hielt sie ein paar Kagenhaare in der Hand.

Im Laufe des Tages erschien auch wirklich die alte Frau und nahm stillschweigend ihr Brot in Empfang.

138. Der Baualp

Im Dorfe Kerpen im Kreise Neustadt heiratete ein Bauer ein Mädchen, das ein Alp war. Der Bauer wußte aber nichts davon. Doch hatte er schon öfter bemerkt, daß seine Frau nachts von 12 bis 1 Uhr wie leblos im Bette lag.

Einmal kam der Bauer erst nach Mitternacht nach Hause. Da sah er, wie seine Frau einen Baum drückte und dabei den Saft aus dem Stamme sog. Der Bauer war darüber böse und ließ am nächsten Morgen den Baum sofort fällen. Seit diesem Tage war die Frau krank. Je trockener der Baum wurde, desto kränker wurde sie. Als der Stamm ganz ausgetrocknet war, starb auch die Frau.

Jetzt merkte der Bauer, daß seine Frau ein Alp gewesen sei, und es tat ihm leid, den Baum gefällt zu haben.

139. Eine Frau drückt eine Eiche

Eine junge Frau aus Sandwiesen im Kreise Lott-Gleitwih, die ein Alp war, huschte stets um Mitternacht schnell in den Wald, um eine alte Eiche zu drücken. Der Mann bemerkte die seltsame Gewohnheit seiner Frau, immer um Mitternacht aus dem Hause zu gehen.

Einmal schlich er ihr heimlich nach. Da sah er, wie sie die Eiche drückte. Darauf hieb er am nächsten Tage zusammen mit seinem Knechte die Eiche um. Er glaubte, daß er dadurch seiner Frau Ruhe verschaffen könne.

Die Frau wußte nichts von der Tat ihres Mannes. Deshalb lief sie wieder zur Mitternachtsstunde zum Baume. Da

sie gar nicht zurückkam, wunderte sich der Mann sehr und ging ihr nach. Er fand sie tot bei der Eiche. Noch im Tode hielt sie den am Boden liegenden Stamm fest umklammert.

140. Der Alp Schierdichher

Dort, wo die Fluren von Giersdorf im Brottlauser Lande und Jäschkittel im Kreise Strehlen zusammenstoßen, hat früher ein Alp gehaust. Er kam sofort, wenn jemand rief: „Schier dich her!“ Doch kam er manchmal auch ungerufen. Er sprang den nächtlichen Wanderern auf den Rücken, so daß sie unter der unheimlichen Last fast zusammenbrachen.

Alle fürchteten sich vor dem Aufhucker, nur ein Bauer aus Giersdorf wollte es nicht glauben. Einmal hatte er etwas in Jäschkittel zu tun und kam spät in der Nacht nach Hause. Als er die Grenze von Giersdorf erreicht hatte, rief er in seinem Übermut laut in die Dunkelheit: „Wo bist du, Schierdichher?“ Kaum war der Ruf verhallt, da spürte er auch schon eine eisenschwere Last auf dem Rücken. In entsetzlicher Angst lief er, so schnell er konnte, dem Dorfe zu. Der Alp aber, der sich nicht abwerfen ließ, stieß ein wildes Hohngelächter aus.

Als der Bauer an seinem Gehöft ankam, brach er tot zusammen. Der schnelle Lauf und der ausgestandene Schrecken waren schuld daran.

VII. Totenspuk

Der Mensch stirbt, aber seine Seele lebt weiter. Wir wissen bereits, daß manche verurteilt sind, als Feuermann oder Irrlicht herumzugeistern. Andere Verstorbene, die im Grabe keine Ruhe finden, zeigen sich unter den verschiedensten Gestalten: als weiße Frau, als Mann ohne Kopf, als Hund, als blutsaugendes Gespenst (Vampir) usw.

Der Mensch müht sich, das Geheimnis des Todes zu ergründen. Da ihm das nicht gelingt, ruft er die Sage zu Hilfe, die ihm das Fortleben nach dem Tode und die Vergeltung für begangene Verbrechen sichtbar macht.

Nicht immer ist es die Schuld des Toten, die diesen zum Umgehen zwingt; mitunter geben auch die Überlebenden Anlaß dazu.

141. Die weiße Frau in der Försterei zu Gläsendorf

Vor langer Zeit lebte in Gläsendorf (Kreis Grottkau) ein Förster, dessen Frau wegen ihrer Mildtätigkeit weit und breit bekannt und beliebt war. Sie besaß nichts, was sie nicht gern mit den Armen geteilt hätte. So buk sie jedesmal ein Brot für die Armen mit. Das legte sie vor die Tür, wo es auch immer abgeholt wurde.

Als die Förstersfrau schwer erkrankte und ihr Ende herannahen fühlte, beschwor sie ihren Mann, an dieser Übung festzuhalten und an jedem Backtag die Armen nicht zu vergessen. Ihr Mann versprach es zwar, kümmerte sich jedoch wenig um die Erfüllung der letzten Bitte.

Nach dem Tode seiner guten Frau saß der Förster am liebsten im Wirtshaus beim Würfelspiel und vertrank sein Geld, so daß es zu Hause immer knapper zugehen mußte. Seine Töchter führten ihm den Haushalt. Anfangs wurde stets noch ein Brot für die Armen mitgebacken. Als es aber gar nicht mehr reichen wollte, hörten sie damit auf.

Nun erschien jeden Abend eine weiße Frau an der Haustür und seufzte tief. Wenn jemand die Tür aufmachte, verschwand sie sofort. Das ganze Haus wurde durch diese Erscheinung beunruhigt, vor allem, da man nicht die Ursache dieses Spukes kannte. Endlich kam man auf den Gedanken, daß dies die verstorbene Frau sein müsse, die im Grabe keine Ruhe findet, weil man ihre letzte Bitte nicht erfüllt hat. Nun beschworen die Töchter ihren Vater, von seinem schlechten Lebenswandel abzulassen. Sie selbst wollten, wie zur Zeit ihrer Mutter, wieder ein Brot für die Armen mitbacken. Der alte Förster bekehrte sich wirklich. Von nun an wurde die weiße Frau nicht mehr gesehen, und Friede herrschte jetzt im Försterhause.

142. Die tote Mutter

Es gibt Tote, die finden im Grabe keine Ruhe und kehren zeitweise ins Leben zurück.

So ging es auch einer jungen Bäuerin aus Lobedau im Kreise Grottkau. Diese hatte einem Kinde das Leben geschenkt und war bald darauf gestorben. Aber nachts kam sie wieder und sorgte für das Kind und für Haus und Hof. Eine alte Muhme, die sich des Kindes annahm, sah öfters, wie um Mitternacht die tote Mutter eintrat, sich über die Wiege beugte und das Kind wickelte. Nach einem solchen Besuche lag das kleine Kind stets verkehrt in der Wiege.

Dem Bauern und den Mägden wurden die nächtlichen Besuche mit der Zeit doch unheimlich. Der Bauer bat den Pfarrer, das Haus einzusegnen. Das geschah, und von da an ließ sich die Tote nicht mehr sehen.

143. Der Rälberbalzer

Im Südosten des Dorfes Groß Karlshöh im Kreise Grottkau befindet sich ein alter Grenzrain, welcher den Gutsacker von den Bauernfeldern scheidet. Am Schöninger Wege beginnend, verläuft er in Richtung Nowag und bildet dann die Kreisgrenze. An einer Stelle dieses Raines stehen einige kleine wilde Birnbäume, daneben Heckenrosen und anderes Gestrüpp. Früher gab es hier auch mehrere hohe Bäume, die aber jetzt verschwunden sind.

Die Sage erzählt, daß vor vielen Jahren ein alter Gutsarbeiter, der zu schwerer Arbeit nicht mehr recht tauglich war, an diesem Raine die Kälber des Hofes gehütet hat. Deshalb und weil er mit dem Vornamen Balthasar hieß, nannte man ihn den Kälberbalzer. Der Alte war mit seinem Lose nicht zufrieden und wünschte sich die Zeit zurück, da er noch gesund gewesen ist und mit seinen Freunden auf dem Felde gearbeitet hat. Es gefiel ihm nicht, immer allein zu sein und mit halbge-lähmten Gliedern störrischen Kälbern nachzulaufen.

Wenn der Kälberbalzer am Raine hütete, legte er sich manchmal unter den schattigen Busch und suchte Trost im Schlase. Einmal kamen ihm dabei ein paar Kälber abhanden, die er trotz allen Suchens nicht wiederfand. Dafür wurde er von seinem Herrn unbarmherzig verprügelt. Aus Gram darüber erhängte sich der Alte im Buschwerk am Raine. Er wurde an Ort und Stelle begraben, wie man ja früher alle Selbstmörder an Grenzrainen oder Kreuzwegen beerdigt hat.

Seit jenem Tage war es dort nicht mehr geheuer. Wiederholt sah man Feuermänner, die aus dem Gebüsch heraustraten, den Rain hin und her liefen und wieder verschwanden.

Ein alter Schäfer, der eines Tages dort seine Herde ge-hütet hatte, merkte abends, daß sein Mantel draußen geblieben war. Es drohte Regen; darum wollte er das vergessene Kleidungsstück holen. Als er in die Nähe des Raines kam, sah er dort einen Mann ohne Kopf herumgehen. Da sagte ihn das Entsetzen, und er lief fort. Schweißgebadet und ohne Mantel kam er zu Hause an.

Neuerdings merkt man nichts mehr von dem nächtlichen Spuk. Doch heißt das Ackerstück bei den Gutsleuten heute noch „beim Kälberbalzer.“

144. Die weiße Gestalt auf dem Grojeßberge

In der Nähe des Dorfes Psaar im Kreise Lublinitz (Ostoberschlesien) erhebt sich der Grojeßberg. Das ist ein kegelförmiger, größtenteils mit Wald bewachsener Hügel, auf dem seltene Pflanzen vorkommen. Oben auf der Kuppe befindet sich ein weites und tiefes Loch.

Auf dem Grojeßberge hat früher ein Schloß gestanden, in dem ein reicher Ritter mit seiner Frau und seiner schönen

Tochter wohnte. Diese hatte viele Freier, die sie aber alle abwies, weil sie einen Bauernburschen aus dem Nachbardorfe liebte. Da die Eltern aufpaßten, konnte sie den Geliebten nur sehen, wenn die Eltern am Sonntag in der Kirche waren. Dann stellte sie sich krank, blieb zu Hause und empfing den Burschen. Als der Ritter davon hörte, schäumte er vor Wut, und er sprach einen gräßlichen Fluch über sie aus für den Fall, daß sie noch einmal mit ihrem Liebhaber zusammenkäme. Sie versicherte, es nicht mehr zu tun.

Eines Sonntags aber war die Tochter doch wieder zu Hause geblieben, und alsbald hatte sich auch der Bauernbursche eingefunden. Da ging der Fluch des Vaters in Erfüllung. Es setzte ein Krachen und Donnern ein, und auf einmal versank das Schloß in die Erde. Als die Eltern zurückkamen, fanden sie nur noch eine wüste Stelle vor.

Die Jungfrau aber konnte nach dem Tode keine Ruhe finden. Sie geht als weiße Gestalt auf dem Grojßberge um. Dabei schwenkt sie ein weißes Tuch und vertreibt damit die Regenwolken. Während es ringsum regnet, bleibt es um den Berg herum trocken.

Die Leute, die dort wohnen, wissen, daß das Fräulein erlöst werden kann. Wer das tun will, muß in der Zeit von Mitternacht bis zum ersten Hahnenschrei dreimal auf den Knien um den Berg rutschen.

Das ist schon versucht worden, bis jetzt aber immer ohne Erfolg.

145. Die weiße Frau auf der Burg Löst

Vor zwei Jahrhunderten gehörte die Burg Löst dem Grafen Colonna, der gegen seine Untertanen ein herzloser, strenger Herr war. Die ärgsten Ungerechtigkeiten aber mußte der alte Burgwächter ertragen, weil er und seine Tochter anderen Glaubens waren. Für den Greis war die Tochter der einzige Trost. Aber bald sollte ihr fröhliches Lachen für immer verstummen. Eines Tages — Weihnachten stand vor der Tür — stand die schöne Tochter des Burgwächters am Fenster und schaute den Schneeflocken zu, die draußen tanzten. Da klopfte es dreimal an die Tür. Sie öffnete und wurde schreckensbleich. Eine verummte Gestalt trat auf sie zu und sprach: „Folge mir, du widerspenstige Maid; der Tag der Rache ist gekommen.“ Dem

Munde der Jungfrau entfuhr ein lauter Wehruf. Der Betummte aber faßte sie bei der Hand und führte sie gewaltsam fort.

Als der Burgwächter aus der Stadt, wo er wichtige Geschäfte für den Grafen erledigt hatte, zurückkehrte, fragte er vergeblich nach seiner Tochter. Niemand hatte den Hilferuf gehört, niemand wußte, daß sie wegen ihrer Glaubensstreue bereits im tiefen Kerker schmachtete, wo weder Sonne noch Mond schien. Einige Tage darauf kam ein Hirtenjunge zum Torwächter und sagte ihm, daß er den Wehruf einer Jungfrau gehört habe, und zwar zu der Zeit, als der Wächter in der Stadt war. Da verwünschte dieser den Grafen und das Schloß und rief: „In Trümmer soll die Burg zerfallen und erst wieder in neuer Pracht erstehen, wenn der kommt, der mein liebes Töchterlein erlöst!“ Darauf brach der Burgwächter auf und ritt in die dunkle Nacht hinein. Niemand hat ihn mehr gesehen.

Seitdem zeigt sich in der Christnacht auf der Burgruine eine weißgekleidete Jungfrau. Wohl haben sie schon viele gesehen, aber bisher hat keiner den Mut gefunden, sie zu erlösen.

146. Die Taschwitz-Barber

Mitten in dem Dreieck, das die Dörfer Klodebach, Lärchenhain und Oberseiffersdorf im Grottkauer Oberkreise bilden, lag in einem Waldtale das Dorf Taschwitz, das die Schweden im Dreißigjährigen Kriege zerstört haben.

Herr des Dorfes war einst ein Graf Fritschepfeil, der die Bewohner im Kleibisch, einem Waldteile, in dem es Erz- und Vitriolgruben gab, arbeiten ließ.

Die Frau des Grafen, Barbara mit Namen, war sehr pugsüchtig und hielt jeden fremden Händler, der durchs Dorf zog, an mit der Frage, ob er ihr nicht ein Schmuckstück mitgebracht habe. Einmal bekam sie von einem Händler, der mit ihrem Manne öfter Geschäfte machte, eine sehr schöne Haube, worüber sie fast närrisch vor Freude wurde.

Eines Abends fielen Feinde über das Dorf her, und da sie bedeutend stärker waren als die wenigen Leute, die sich ihnen entgegenstellten, war der Kampf kurz. Graf Fritschepfeil und die meisten Dorfbewohner wurden erschlagen. Nur wenigen war es gelungen, sich im Waldesdickicht zu verbergen, darunter Frau Barbara. Die Geretteten schauten mit ängstlichem Zittern aus

ihrem Versteck auf das Treiben der Mordbuben. Die hatten die alten Holzhäuser in Brand gesteckt und rüsteten sich zum Abzuge.

Auf einmal erinnerte sich Frau Barbara ihrer prächtigen Haube, und alle Angst vergessend, rief sie mit schriller Stimme: „Bringt mir meine Haube raus, bringt mir meine Haube raus!“ Das hörten die Feinde, und im nächsten Augenblick waren alle Flüchtlinge niedergemetzelt, so daß von dem ganzen Dorfe keine Seele übrigblieb.

So büßte ein puschfüchtiges Weib ihre Eitelkeit mit dem Tode und riß auch noch andere mit ins Verderben. Dafür fand sie im Grabe keine Ruhe; sie muß für alle Zeiten umgehen und nach ihrer Haube rufen.

Wer um Mitternacht den stillen Wald durchschreitet, hört auch heute noch dieses Rufen. Dann beschleunigt er seine Schritte und spricht erbleichend: „Das ist die Taschwich-Barber!“

147. Der gerächte Brudermord

Vor Zeiten lebten in Proskau zwei Brüder Rigalski. Ihnen gehörte auch die Herrschaft Eichendorf im Kreise Oppeln. Der jüngere von beiden war ein wilder, habfüchtiger Geselle. Um in den alleinigen Besitz der Güter zu kommen, ermordete er seinen Bruder, ging in die Türkei und blieb jahrelang der Heimat fern. Endlich, als Gras über die Sache gewachsen war, kam er wieder heim, nahm seine Güter in Besitz, rief alle seine Nachbarn zusammen und gab ihnen ein großes Fest. Wie nun alle in heiterster Laune waren, überfiel Rigalski eine merkwürdige Unruhe. Er stand auf und ging, von seltsamer Bangigkeit getrieben, in den Teil des Schlosses, den früher sein Bruder bewohnt hatte.

Die Gäste saßen noch fröhlich beisammen. Als der Gastgeber aber nicht wiederkam, standen sie auf, um ihn zu suchen. Auf einmal hörten sie hinter der Eichentür, die zum Turme hinaufführte, ein klägliches Wimmern. Sie öffneten und fanden Rigalski tot daliegen. Schrecklich war es, seine entsetzten Augen anzusehen. Neben der Leiche aber saß ein schwarzer Hund und winselte; dann verschwand er plötzlich in der Wand.

Dieser Teil des alten Schlosses ist noch vorhanden. Der Hund geht dort heute noch um. Er kommt aus der Wand, läuft zu der Stelle, wo einst der Brudermörder seinen Tod gefunden hat, heult jämmerlich auf und verschwindet wieder.

148. Eine ruhelose Seele wird erlöst

In Oppeln starb ein reicher Böttchermeister plötzlich am Schlage. Als er zum Friedhof getragen wurde, sah sich die Frau um und merkte, daß das Fenster im Sterbezimmer offen stand. Erschreckt flüsterte sie der Magd zu, sie solle zurückgehen und es schließen.

In der folgenden Nacht erwachte die Frau von einem Wasserrauschen, das vom Boden kam. Sie glaubte, der Regen ströme durch eine schadhafte Stelle des Daches herein. Am anderen Morgen aber mußte sie sich überzeugen, daß alles im Hause trocken war und daß es gar nicht geregnet hatte. Sie glaubte an einen lebhaften Traum, erwachte aber in der Nacht darauf von dem gleichen Geräusch. Am Morgen war wieder keine Spur von Regen zu entdecken. Da wurde sie nachdenklich, erinnerte sich des offenen Fensters im Sterbezimmer und erzählte alles ihrem Altgesellen. Der machte ein bedenkliches Gesicht und meinte: „So wird es wohl der Meister sein, der umgeht.“

Die Frau ging nun zum Pfarrer, der riet ihr, ein schuldloses Kind in der fraglichen Stunde auf den Boden zu schicken und die ruhelose Seele zu fragen: „Wer bist du und was willst du?“

Das Kind der Witwe, ein zwölfjähriges Mädchen, ging beherzt und voll Zuversicht nachts um 12 Uhr mit einer geweihten Kerze auf den Boden. Es hörte wohl das Wasserrauschen auf den Treppen und fühlte einen heftigen Wind wehen, blieb aber doch unerschrocken und fragte den Geist: „Wer bist du und was willst du?“

Eine Stimme antwortete: „Ich bin die Seele deines Vaters, der im Grabe keine Ruhe findet. Jede Nacht muß ich die Tränen sammeln, die ich im Leben meinen Mitmenschen abgepreßt habe durch Ungerechtigkeit und Wucher. Erlöst kann ich werden, wenn das ungerechte Gut zurückgegeben wird.“

Die Frau erfüllte dieses Gebot, und die irrende Seele fand ihre Ruhe. Vor dem Hause stand lange eine Kapelle, welche die Frau erbaut hatte.

149. Das Leichenhemd

Ein Schüler erzählt:

Mein Großvater war Kirchendiener in Kieferstädtel im Kreise Tost-Gleiwitz. Als er noch jung war, ging er mitunter

Sonntags zum Tanz. Von so einem Tanze kam er einmal um Mitternacht nach Hause. Als er über den Friedhof ging, sah er neben einem offenen Grabe ein Hemd liegen. Er wunderte sich darüber sehr und nahm das Hemd mit. Um 1 Uhr klopfte es an sein Fenster, und eine Stimme rief: „Gib mir mein Hemd, gib mir mein Hemd!“ Mein Großvater hatte aber Angst und ging nicht aus dem Bette.

Am nächsten Morgen erzählte er dem Pfarrer, was er erlebt hatte. Dieser sagte ihm: „Steige heute abends zu den Glocken im Kirchturm, und wenn der Geist kommt, so schlage an die Glocke!“

Mein Großvater tat so. Um 1 Uhr in der Nacht hörte er, wie sich ihm jemand näherte. Schnell schlug er an die Glocke, und da verschwanden die Schritte. Er fürchtete sich aber, allein vom Turme herunterzusteigen. Der Pfarrer mußte erst kommen und ihn holen. Als sie unten waren, sahen sie am Boden die Überreste eines menschlichen Gerippes. Die Knochen wurden mit dem Hemd in das offene Grab gelegt, worauf das Grab zugeschüttet wurde. Seitdem zeigte sich der Geist nicht mehr.

150. Das blutsaugende Gespenst

Vor vielen Jahren herrschte im Dorfe Großneundorf im Kreise Neisse eine Zeitlang großer Schrecken: Jeden Morgen fand man einen Einwohner tot in seinem Bette; die Brust war aufgerissen, und das Herz darin fehlte. Die Leute sagten, das tue ein Vampir, der den Menschen im Schlafe das Blut aussauge und sie dadurch töte.

Der Wächter wurde nun beauftragt, in der Nacht auf alles zu achten, was sich ereignen würde. Er bemerkte, wie um Mitternacht vom Kirchhof her eine Geistergestalt kam, in ein Haus eintrat, nach einiger Zeit wieder erschien, dann zum Kirchhof zurückkehrte und dort verschwand. Am folgenden Morgen fand man in dem bezeichneten Hause einen Toten, der mit aufgerissener Brust dalag.

Da bestiegen in der nächsten Nacht vier Wächter den Kirchturm, um nach allen Richtungen auszuspähen, an welcher Stelle das Gespenst auftauche. Schon ging die Mitternachtsstunde zu Ende, als einer der Wächter plötzlich die unheimliche Gestalt, vom fahlen Mondlicht übergossen, vor dem Turme stehen sah. Schreckensbleich flüsterte er den anderen Wächtern

zu: „Da ist er! Da ist er!“ Das mußte aber das Gespenst gehört haben; denn es hob seine knöcherne Hand zum Turme auf und rief mit hohler Stimme: „Komme ich bis ein Uhr hinauf, so seid ihr verloren!“ Und noch ehe die Wächter sich versahen, begann die Gestalt an den Mauerlöchern des Turmes emporzuklettern, daß bald hier, bald dort morsche Ziegeln prasselnd zu Boden fielen. Immer höher stieg die Gestalt an dem Gemäuer herauf, schon streckte sie ihre lange, knöcherne Hand nach den vor Schreck fast gelähmten Männern aus, da — schlug es eins. Die Gestalt stürzte herab und war verschwunden. Eilends stiegen die Wächter vom Turme herab und stießen an der Stelle, wo das Gespenst auf dem Boden aufgeprallt war, einen Stock in die Erde.

Am anderen Morgen grub man nach, und was fand man? Nicht eine Leiche, sondern einen schlafenden Menschen. Er wurde alsbald gebierteilt und wieder verscharrt.

Seitdem hat das Dorf Ruhe.

151. Vom Geizhals, der sein Geld in das Grab mitnahm

Es war vor langer Zeit, als Oberschlesien fast ganz von Riesenwäldern bedeckt war. Da gab es kleine Walddörfer, in denen arme Waldbauern und Holzfäller wohnten.

Damals lebte in einem Walddörfchen ein sehr geiziger Mann. Als Waldbarbeiter verdiente er seinen Lebensunterhalt. Doch war der Lohn nur sehr klein; trotzdem gelang es ihm, sein kleines Gütchen zu vergrößern. Später heiratete er eine Frau, die ebenso geizig war wie er. Beide suchten sich gegenseitig an Habsucht zu übertreffen. Drei Söhne gingen aus der Ehe hervor, und der Vater erzog sie in seinem hartherzigen Sinne. Mit unerbittlicher Strenge trieb er sie dazu, ihm den Willen, zu tun, und so wurden sie fast zu Sklaven, die ihm aufs Wort gehorchten, auch dann, als sie erwachsen waren. Jeden Tag mußten sie im Walde Holz fällen, damit viel Geld zusammenkäme. Der geizige Waldbauer aber stopfte das schwer verdiente Geld in einen doppelten Hirschledersack und vergrub es jedesmal an einem anderen Orte, damit es weder seine Söhne noch die Diebe finden konnten. In unbewachten Stunden aber holte er es hervor, zählte die vielen Gold- und Silbermünzen, puhte die unansehnlichen Stücke und freute sich an ihnen. Denn es war seine höchste Freude, wenn die Geldstücke in Reihen vor ihm lagen und glänzten.

Mit einem Male änderten sich aber die Zeiten. Erst kamen sehr trockene Jahre, dann folgten große Überschwemmungen. Nach der großen Noth zog die Hungersnot ins Land. Glück war der zu preisen, der einmal am Tage Brod essen konnte. Die Armen buken ihr Brod aus schlechter Kleie, die sie mit ehbaren Kräutern vermischten. Ungezählte starben in jenen Zeiten.

Als die Noth wuchs, zogen Diebesbanden nachts durch die kleinen Walddörfer. Sie raubten, was sie fanden, besonders aber Brod, Fleisch, Mehl und, wo sie es fanden, auch Geld. Der alte Geizbauer lebte deshalb in ständiger Angst um sein sauer erspartes Geld. Er ging in diesen Tagen auf einmal trumm und gebückt. Anscheinend hatte er plötzlich einen Buckel bekommen. Auf die forschende Frage seiner Frau brummte er etwas Unverständliches. In diesem Buckel aber hatte er das Geld versteckt. Solange es ging, wollte er das Geld beschützen und es ständig bei sich tragen.

Doch es sollte anders kommen. Auch ihn erfaßte die Krankheit, die im Lande war, obwohl er keinen Hunger litt. Als er nach drei Tagen sein Ende nahen fühlte, rief er seine Söhne und gab ihnen den strengen Befehl, weder vor noch nach seinem Tode an dem Gelde zu rühren, denn es sei sein Eigenthum. Dann starb er. Mag es nun sein, daß seine Söhne ihn noch im Tode fürchteten, jedenfalls achteten sie gehorsam seinen letzten Willen. Sie zogen ihm das Totenhemd an, legten ihn mitsamt seinem Gelde in den Sarg und begruben ihn am dritten Tage in dem weit entfernten Kirchdorfe.

Der Volkssitte gemäß sollte aber dem Toten niemals Geld ins Grab mitgegeben werden. Der Gedanke an das begangene Unrecht ließ den Söhnen keine Ruhe. Sie gingen zu dem Kirchherrn und erzählten ihm alles. Nach kurzem Besinnen sagte der Kirchherr: „Geht auf den Friedhof und öffnet das Grab und den Sarg. Wenn der Tote mit dem Rücken auf dem Gelde liegt, dann nehmt es heraus. Liegt er aber mit dem Gesicht darauf, dann rührt es nicht an!“ Die Söhne thaten, was ihnen befohlen war, und hofften im stillen, den Schatz heben zu können. Als sie aber den Sarg öffneten, lag der Tote mit entstelltem Angesicht in dem aufgewühlten Gelde. Die Söhne rührten nicht daran, deckten Sarg und Grab zu und verließen schauernd die Stätte, wo sie so Furchtbares gesehen hatten. An diesem Tage gelobten sie, stets das Laster des Geizes zu meiden. Als Büsser und Pilger zogen sie von einem Wallfahrtsort zum andern und beschloßen ihr Leben als Einsiedler in einem Walde.

VIII. Von Hexen und Zauberern

Menschen, die den anderen aus irgend einem Grunde unheimlich sind, gibt es überall. Früher schrieb das Volk solchen Menschen geheime Kräfte zu. So entstand der Glaube an Hexen und Hexenmeister, von denen man annahm, daß sie mit dem Teufel im Bunde stehen. Die Verdächtigten wurden oft genug wegen Zauberei angeklagt und verbrannt. Obwohl wir in einer aufgeklärten Zeit leben, kommt es leider auch heute noch vor, daß törichte Volksgenossen an solchen Unfug glauben. Ehe sie klug werden, müssen sie meist teures Lehrgeld zahlen.

152. Von Hexen und von Abwehrmitteln gegen sie

Philo vom Walde erzählt:

Bis heute hat sich im Volke der Glaube an Hexen erhalten. Besonders Weiber beschuldigt man der Hexerei. Diese reiten des Nachts auf Butterfässern das Dorf entlang, melken die Kühe aus, so daß sie keine Milch geben, und beschwören die Milch, so daß die Hausfrau keine Butter zustande bringt. Auch ist es ihnen möglich, das Vieh eines guten Bauernstalles nacheinander eingehen zu lassen. Die Kinder auf dem Lande, wenigstens in meinem Heimatort Kreuzendorf (Kreis Leobschütz) war es so, sagen vor irgend einer Tat, die ihnen ohne Anstoß gelingen soll: „Pui, pui, Heye! Drei Kreizlan,“ währenddes sie dreimal ausspucken. Diese Beschwörungsformel haben sie von den Eltern, die sich damit vor Hexerei sichern wollten.

Es ist bekannt, daß am 1. Mai in der Walpurgisnacht das große Hexenfest auf dem Blocksberge stattfindet. Auch das schlesische Volk hält diese Nacht für hexengefährlich. Wie gut erinnere ich mich noch, daß in meiner Kindheit am 30. April abends alle Türen und Fenster mit sogenannten „Hexenrütteln“ besteckt wurden, welche die Abwehr der Hexen bewirken sollten. Es waren dies die mit zarten Nadeln besetzten Lärchenbaumzweige. Ob die Sitte heute noch sehr verbreitet ist, weiß ich zur Stunde nicht zu sagen.

Außerlich will das Volk die Hexen an den roten Augen erkennen. Die Bauersfrauen trugen früher stets eine Handvoll Salz in der Tasche, wenn sie in den Kuhstall gingen. Trat eine Frau ein unter dem Vorwande, Milch kaufen zu wollen, und sie erkannten in ihr eine Hexe, so warfen sie ihr die Handvoll Salz in die Augen. Auf diese Weise schadete dann die Hexerei dem Vieh nichts.

153. Die Butterhexe und das Teufelsbuch zu Langenbrück

Zu Lanaenbrück im Kreise Meisse saß zuweilen auf einer Brücke, die über den Mühlgraben führt, um die Mitternachtsstunde eine Frau, welche ständig Butter schlug. Eines Nachts trat zu ihr ein Mann und fragte, was sie da mache. Sie sprach zu ihm in ruhigem Tone: „Kommt morgen in der Nacht um 12 Uhr in meine Wohnung, da könnt ihr es erfahren.“

Nächsten Abend ging der Mann wirklich zur angegebenen Stunde zu der Frau. Als es zwölf Uhr schlug, trat der Teufel mit einem großen Buche in die Stube. Er sprach zu dem Manne: „Schreibt euch in dieses Buch mit eurem eigenen Namen ein!“ Der Mann nahm das Buch und schrieb darein die Worte: „Jesus von Nazareth.“ Als der Teufel diese Worte las, tobte er vor Wut; denn er mußte jetzt das Buch liegen lassen. Er gab dem Manne noch eine entsetzliche Ohrfeige und verschwand.

In dem Buche aber waren die Namen der Hexen verzeichnet. Es wurde nun im Dorfe der Beschluß gefaßt, alle Hexen aus dem Wege zu räumen. Zu dem Zwecke wurde auf einem kleinen Berge hinter dem Dorfe ein hoher Galgen errichtet. An einem Sonntage wurden dort sämtliche Hexen aufgehängt.

Seit dieser Zeit hat bei uns die Hexerei aufgehört. Der Berg, auf dem das große Blutgericht vollzogen wurde, heißt heute noch der Galgenberg.

154. Eine Hexe wird überführt

Ein Fleischer aus Langendorf im Kreise Meisse trieb einmal eine Kuh nach Hause. Unterwegs traf er die überall als Hexe bekannte Wicke. Er wollte vorüber, ohne mit der Hexe in Berührung zu kommen. Aber trieb er die Kuh rechts, so kam sie auf die rechte Seite, und trieb er links, so trat sie auch

links. Er schimpfte und fluchte auf sie, daß sie auf die Seite gehen solle, aber sie scherte sich nicht um sein Gerede. In der Wut rannte er so dicht an ihr vorbei, daß er sie anstieß.

Als er nach Hause kam und über die Schwelle des Stalles trat, empfand er einen zuckenden Schmerz im Finger. Der Finger schwoll immer mehr an und erreichte die Größe einer Faust. Das Weib hatte ihn also verhext. Aber der Fleischer war schlau: er holte Niesernadeln und entfachte ein starkes Feuer. Entschlossen hielt er den verhexten Finger über das Feuer, Auf die drei Stufen, die zu seinem Laden führten, legte er drei Besen.

Als das Feuer tüchtig qualmte, erschien die Hexe mit ganz roten Augen. Den ersten Besen konnte sie noch leicht zur Seite schieben, aber den zweiten nicht mehr. Flehend bat sie den Fleischer, sie doch einzulassen; sie hätte etwas mit ihm zu besprechen. Ihre Augen waren schon blutigrot vom Rauch, aber sie bat umsonst.

Unterdessen ging der kranke Finger auf, und es kamen Lumpen und Knochen zum Vorschein. Die Hexe aber hatte das Augenlicht verloren, und am nächsten Sonntag wurde sie verbrannt. Der Laden steht heute noch im Niederdorf.

155. Die Zauberin von Haselgrund

In Haselgrund im Kreise Gleiwitz lebte in einer zerfallenen Hütte eine alte Frau. Sie vertrat im Dorfe die Stelle des Arztes. Jeder Kranke kam zu ihr, um sich von ihr heilen zu lassen. Die Alte verordnete den Kranken verschiedene Kräuter, die sie im Walde gesammelt hatte.

In ihrem Hause sah es sehr seltsam aus. Überall lagen getrocknete Kräuter herum. Auf dem Tische stand ein Totenschädel. Auf dem Ofen saß ein schwarzer Kater mit feurigen Augen, während auf der Schulter der alten Frau ein Rabe hockte. So erklärt es sich, daß alle Leute glaubten, die Alte sei eine Zauberin.

Die Frau war auch sehr böse und neidisch. Sie konnte es nicht sehen, wenn es anderen Leuten gut ging. Im Dorfe war eine brave und fleißige Familie, die sie besonders haßte. Das Unglück wollte es, daß ein Sohn aus dieser Familie ein Geschwür am Auge bekam. Die Mutter ging mit dem Jungen



Die Zauberin von Haselgrund

zu der Zauberin und bat um Hilfe. Diese freute sich, ihren Haß kühlen zu können, und brachte es so weit, daß der Knabe völlig erblindete. Da war die Trauer in der Familie sehr groß.

Einige Zeit darauf starb die Zauberin. Seitdem hört man nachts im Dorfe den klagenden Ruf einer Eule. Die Leute meinen, das sei die Zauberin, die wegen ihrer frevelhaften That im Grabe keine Ruhe findet.

156. Der Hegenmüller

Vor Zeiten ging es in der Mühle von Deutschlamig im Meißner Lande unheimlich zu. Man hörte sie klappern, auch wenn alles zu schlafen schien und nicht das geringste Licht darin zu sehen war. Vornehme, schwarz gekleidete Herren sah man in prächtigen Wagen vor der Mühle vorfahren und dann im nahen Walde verschwinden. Der Müller selbst schlich oft des Nachts mit düsterer Miene um sein Besitztum herum, ohne die Grüße zu erwidern, die ihm Vorübergehende entboten. Einmal geschah es sogar, daß viele Ratten aus dem Mehlbeutel herauskamen, die Treppe hinaufliefen, in den Mehlgang sprangen und trotzdem unten munter und lebendig wieder zum Vorschein kamen.

Allgemein hieß es, der Besitzer habe seinen Reichtum nicht auf ehrliche Weise, sondern durch Zauberei erworben. Ein Müllerbursche hatte seinen Herrn wiederholt in einem großen Zauberbuche lesen sehen. Da regte sich in ihm der Wunsch, auch einmal darin zu lesen, um ebenso reich zu werden wie sein Herr.

Eines Tages war ihm das Glück hold. Der Meister hatte vergessen, das Buch einzuschließen, und nun machte sich der Bursche über das Buch her und fing an, darin zu lesen. Mit glühenden Augen verschlang er Seite auf Seite, und er las mit solchem Eifer, daß er alles um sich herum vergaß. Da wurde er durch ein sonderbares Geräusch gestört. Erschrocken blickte er auf und sah, wie von allen Seiten schwarze Krähen herangeflogen kamen, die sich bei ihm niederließen, mit den Flügeln schlugen und ihn drohend ansahen. Immer größer wurde die Zahl der ihn umringenden Vögel.

Als der Bursche in seiner Angst sich keinen Rat mehr wußte, öffnete sich die Thür, und der Müller trat herein, um das vergessene Buch in Sicherheit zu bringen. Der überschaute

mit einem Blicke, was vorgefallen war, und eilte auf den Gesellen zu, um ihn für seinen Vorwitz zu züchtigen. Doch der Bursche flehte so kläglich um Erbarmen und Hilfe und versprach so hoch und heilig Besserung, daß der Herrenmüller milde gestimmt wurde. Er befahl ihm, alles, was er bisher gelesen hatte, Wort für Wort rückwärts zu lesen, aber nichts auszulassen. Der Bursche tat, wie ihm geheißen war, und siehe! je länger er las, desto mehr Krähen verschwanden wieder. Als er mit dem Lesen fertig war, flog die letzte Krähe davon.

157. Der Kawernag

Aus Sauerwiz im Kreise Leobschütz erzählt die Sage von einem Manne, der den Namen Kawernag (Käfer-Ignaz) getragen hat. Es ist aber sehr wohl möglich, daß sich hinter dieser Sagengestalt etwas Wirklichkeit versteckt. Es kann sich vielleicht um einen Taschenspieler oder Zauberkünstler handeln, der vor langen Zeiten die Bewohner von Sauerwiz und Umgegend durch seine Kunststückchen in Erstaunen und Verwunderung versetzt hat. Früher war man sehr leicht geneigt, darin einen Teufelspuß zu sehen, wenn man den Künstler nicht gar für den leibhaftigen Gottseibeius hielt. Dieses Schicksal kann leicht auch der Sauerwizer Kawernag geteilt haben.

Der Ignaz hat einen Käfer gehabt, den er immer in einem Kästchen bei sich trug. Der Käfer war aber niemand anderes als der Teufel. Ignaz soll ihn aus Ägypten, wo er die „schwarze Schule“ besucht hatte, mitgebracht haben. Einer der dortigen Schüler mußte dem Teufel als Lehrgeld für die erlernten Teufelskünste seine Seele verschreiben. Wer als Neunundneunzigster die Schule verläßt, sollte ihm verfallen sein. Dieses Unglück traf gerade unseren Sauerwizer Nag, und so kam dieser zum Käfer.

Man hielt Kawernag für einen Herrenmeister. Wenn irgendwo etwas gestohlen wurde, so ging man zu ihm und fragte, wer die Diebe seien. Nag fragte den Käfer, und oftmals soll er dann die Diebe genannt haben.

Von zwei seiner Kunststücke wurde viel gesprochen. Das eine war: er nahm eine Handvoll Erde, streute sie auf den Tisch, blies hinein, und sogleich wuchs darauf der schönste Salat. Ob man diesen aber habe essen können, davon wußte niemand etwas.

Das zweite Kunststück bestand darin, daß er sich einen Zwirnsfaden geben ließ, diesen in ganz kleine Stücke zerschnitt und auf dem Tische ausstreute. Dann blies er auf die Tischplatte, und die Zuschauer waren — voller Läuse. Wenn sich die Leute darob entsetzten und versuchten, das Ungeziefer loszuwerden, murmelte er ein paar unverständliche Worte, und sogleich lagen die Läuse wieder als Fadenstückchen auf dem Tische.

Mit der Zeit wollte sich Ignaz seines Teufelkäfers entledigen, aber immer vergeblich. Einmal war ein großes Feuer. Da wollte er den Teufel unschädlich machen. Kawernag griff in die Tasche und warf das Kästchen mitsamt dem Teufel ins Feuer. Dann zog er vergnügt davon. Als er aber eine Zeitlang unterwegs war, griff er zufällig in die Tasche, und siehe da, er hatte das Kästchen mit dem Käfer in der Hand. Zum Hohne sprach noch eine Stimme aus dem Kästchen: „Wären wir nicht so gerannt, wären wir alle beide verbrannt.“

Ein andermal wollte er den Teufel bei einem Hochwasser ersäufen. Er nahm ihn und warf ihn in den größten Strudel hinein. Froh, daß er den ägyptischen Teufel nun endlich los sei, lief er schnell auf und davon. Doch als er von einer Anhöhe auf das Hochwasser im Thal zurücksah, rief auf einmal jemand aus seiner Tasche: „Wären wir nicht so gelaufen, täten wir beide ersaufen.“

Kawernag hatte öfters den Wunsch, Blut zu sehen. Da schnitt er sich in den Arm, daß das Blut daran herunterlief. Einmal schnitt er sich zu diesem Zwecke auch in die Kehle. Dabei verblutete er.

Wo Kawernag begraben ist und wohin der Käfer gekommen ist, weiß niemand.

158. Der Hexenmeister von Friedersdorf

Vor mehr als 100 Jahren, als noch die Leibeigenschaft herrschte, bewirtschaftete ein sehr böser Amtmann das Rittergut Friedersdorf im Kreise Neustadt. Dieser Mann mißhandelte die Untertanen wegen geringfügiger Ursachen. Im Herbst eines jeden Jahres waren die Bauern von Friedersdorf gehalten, den Dünger von 500 Schafen aus dem Vorwerk Neu-Friedersdorf auf das Feld zu fahren. Das Zerstreuen besorgten die Gärtner und Häusler, die mit ein oder zwei Personen von jeder Stelle dazu verpflichtet waren.

Als wieder einmal der Schafdünger auf dem Felde angefahren war und die Leute sich zum Ausstreuen auf dem Gutshof stellten, sagte der Wüterich an, daß das Streuen an einem Tage beendet sein müsse. Diese Arbeit konnten die wenigen Mädchen in der kurzen Zeit unmöglich bewältigen. Trotzdem begaben sie sich ohne Murren auf das Feld und begannen zu arbeiten. Schon waren mehrere Stunden vergangen, und kaum der vierte Teil des Düngers war ausgeworfen. Da merkten die Mädchen, daß das Streuen bis zum Abend nicht beendet sein konnte.

Ein Schäfer, der ein Herrenmeister war und unweit seine Herde hütete, hörte die Klagen der Mädchen. „Heda,“ rief der Schäfer, „eßt euer Vesperbrot, und ruhet euch derweilen aus; dann könnt ihr weiter arbeiten!“ Die Mädchen, durch diesen Rat ermutigt, setzten sich zum Schäfer und aßen ihr trockenes Brot.

Jetzt zog der Schäfer aus der Hirtentasche seine Flöte heraus und blies die schönsten Weisen. Sogleich begannen die Düngerhaufen auseinanderzufliegen, und in wenigen Minuten war der ganze Acker Schlag aufs beste mit dem Dünger bestreut. Die Mädchen waren darüber nicht wenig erfreut. Sie dankten dem Schäfer und begaben sich sofort nach Hause.

Am Tage darauf fuhren die Bauern, jeder mit seinem Dreigespann, auf das Ackerstück, um den Dünger einzuackern. Der Herrenmeister war mit seinen Schafen auch wieder auf der Weide. Als die Bauern zu pflügen begannen, nahm der Schäfer seine Zauberflöte und piff lustig darauf wie tags zuvor. Auf einmal erhob sich ein Wirbelschwall und segte den Dünger von dem Acker Schlag auf die angrenzenden Felder der Bauern. Die Pferde, die wegen des Sturmes scheuten, waren nicht mehr zum Ziehen zu bewegen. Die Bauern mußten unverrichteter Sache ins Dorf zurückkehren.

Die Dorfbewohner meinten, das sei die gerechte Strafe für die Habgier des Amtmannes. Dieser hatte nämlich das Ackerstück, um das es sich hier handelt, den Bauern fortgenommen, weil es sehr fruchtbar war. Die Bauern hatten dafür schlechte Äcker bekommen.

Als im 17. Jahrhundert die Schweden bis nach Oberschlesien vordrangen und von Ratibor her sich dem Raudener Zisterzienserkloster näherten, um das Stift zu plündern, wurde der damalige Abt durch diese schreckliche Nachricht in gewaltige Angst versetzt. Es war niemand da, der den Feinden den Weg versperren konnte. Zwar hatte der Abt die kostbaren Geräte so gut wie möglich verborgen, trotzdem fürchtete er für sie wie für sich und seine Mönche.

Nun aber war in Rauden ein Arzt, namens Bartholomäus, der, obwohl er der Klostermedikus war, doch für einen gewaltigen Zauberer galt. Er war auch ein arger Trinker, der immerfort im Wirtshause saß. Zu diesem Arzte schickte der Abt, um dessen Beistand gegen die gefürchteten Schweden zu erbitten. Er kam nicht. Auch als der Abt noch drei oder viermal nach ihm schickte, rührte er sich nicht. Er ließ nur dem geistlichen Herrn sagen, er möge sich nicht ängstigen; er werde schon dafür sorgen, daß die Schweden nicht hierher kämen. Er bitte sich aber für den Fall, daß er einst der Hilfe bedürfe, eine Gegengefälligkeit aus. Der Abt versprach das und begab sich sodann in die Kirche, um zu beten.

Er war noch nicht lange dort, als die Nachricht kam, die Feinde wären ganz in der Nähe und müßten in einer Viertelstunde hier sein. In seiner Bestürzung eilte der Abt der Gegend zu, aus der die Schweden hergezogen kamen. In dichte Rauchwolken gehüllt, näherten sich die furchtbaren Reiter. Deutlich vernahm man den Hufschlag der Rosse und das Kriegsgeschrei der Soldaten. Die blanken Säbel bligten, und man konnte schon die grimmigen Gesichter erkennen. Da machten sie plötzlich halt. Es schien, als wären sie festgebannt. Sie saßen auf ihren Rossen, den Säbel in der Faust, aber starr und steif und wie versteinert.

Dann zogen sich schwarze Regenwolken zusammen. Der Regen stürzte in Strömen herab, und ein furchtbarer Sturm heulte den Schweden entgegen. Auf einmal drehten sie, wie gepeitscht, dem Kloster den Rücken und jagten im saufenden Galopp davon. Das Kloster war gerettet, und der Abt wußte dem guten Bartholomäus nicht genug zu danken.

Viele Jahre waren seitdem vergangen, da trat der Tod an das Bett des Arztes und verkündete ihm sein letztes Stündlein.

Hiergegen halfen dem Sterbenden alle Zaubertünfte nichts. Er ergab sich in sein Schicksal, rief aber zuvor noch den Abt herbei und sagte ihm, daß er sterben müsse. Dann bat er ihn, von seinem Lager den Teufel fernzuhalten, der bald kommen werde, um ihn zu holen.

Seines Versprechens eingedenk, kniete der fromme Geistliche nieder, umfaßte den Dahinscheidenden mit der Stola und fing an zu beten. Bartholomäus starb. In diesem Augenblick aber erscholl aus allen Ecken und Winkeln des Zimmers ein Krächzen und Heulen. Krähen und Nachtvögel sowie ungestaltete Geschöpfe erschienen und umflatterten den Toten mit wildem Geschrei. Das geweihte Band aber, das um seinen Körper geschlungen war, sowie die Gebete des Abtes hielten die Teufel fern, bis sie endlich wieder verschwanden.

Die Seele des Arztes war gerettet. Sein Körper wurde in einer Gruft der Kirche beigesetzt.

IX. Teufelsagen

Einst gab es auch in unserer Heimat Riesen. Heute sind sie dem Gedächtnis des Volkes entschwunden, und man erzählt nicht mehr von ihnen. Nur der Hellhörige wird gewahr, daß der Riese sich manchmal hinter dem Teufel versteckt. Der Teufel, der Findlingsblöcke durch die Luft schleudert und gewaltige Brücken und Dämme baut, ist sicher einmal ein Riese gewesen.

Im übrigen scheint es, als ob in der oberschlesischen Sage der Teufel sich immer mehr ausbreiten wolle. Wir lassen es zu, daß er als Schatzhüter und Seelenfänger auftritt, wir sehen es aber nicht gern, daß er andere Sagengestalten verdrängt. Darum bedauern wir es, wenn auf einmal auch der wilde Jäger, der Wassermann, der Berggeist und der Feuermann einen Teufelsfuß zeigen. So eine Gleichmacherei würde zur Verödung der oberschlesischen Sagenwelt führen. Deshalb trete man dieser Gedankenlosigkeit — etwas anderes ist es nicht — entgegen!

160. Der Teufelsstein im Labander Walde

Nördlich der Stadt Gleiwitz liegt im Labander Walde ein gewaltig großer Stein. Niemand weiß, wie er dorthin gekommen ist. Die Sage gibt darüber Auskunft.

Ein Baumeister bekam einmal den Auftrag, in Gleiwitz eine Kirche zu bauen. Da er sehr faul war, wollte er sich die Kirche vom Teufel bauen lassen und ihm dafür seine Seele verschreiben. Der Teufel willigte ein und nahm auch die Bedingung an, daß er nur eine Nacht arbeiten dürfe und bis Mitternacht fertig sein müsse. Der Baumeister unterschrieb den Vertrag mit seinem Blute.

Nun machte sich der Teufel ans Werk. Der Bau war bereits bis auf eine einzige Lücke fertig. Schnell holte der Teufel noch einen großen Felsblock, um das Loch zu schließen. Doch ehe er den Stein einfügen konnte, schlug die Uhr die zwölfte Stunde.

Der Teufel hatte die Wette verloren. Aus Wut schleuderte er den Block von sich, um die Kirche zu zerstören. Der Stein verfehlte aber sein Ziel und fiel im Labander Walde zu Boden. Dort liegt er noch heute. Den Hufabdruck des Teufelsfußes kann man daran deutlich erkennen.

161. Der betrogene Teufel

Auf der Burgwallstraße in Tost lebte ein Schreiner, der sich in großer Not befand. Um sein Los zu bessern, beschloß er, den Teufel um Hilfe anzurufen. Er ging gegen Mitternacht in den Wald und beschwor den Höllenfürsten mit allerhand starken Sprüchen. Das tat er drei Nächte lang. In der letzten Nacht, die dem Feste Mariä Verkündigung voranging, hatte er endlich Erfolg. Es war um 12 Uhr mitternachts. Gerade waren die letzten Schläge der Turmuhr verklungen, da rollte aus der Ferne ein feuriges Rad heran. Es hielt an der Stelle still, wo der Schreiner stand. Dieser faßte sich ein Herz und redete das Rad an. Als bald verwandelte es sich in den Teufel, dem nun der Notleidende seinen Wunsch vortrug. Der Teufel wollte aber nur helfen, wenn er ihm seine Seele verschreibe. Das tat der Schreiner: nach drei Jahren sollte seine Seele dem Teufel verfallen sein.

Jetzt ging es dem Schreiner sehr gut, und er wurde jeden Tag reicher. Als aber das dritte Jahr herankam, bereute er seine Tat. Ein frommer Mann riet ihm, recht viel Almosen zu spenden, damit er seine Seele rette. Darauf stiftete der Schreiner in der Nähe der Burg ein Kloster.

Als die drei Jahre um waren, verlangte der Teufel die versprochene Seele. Er mußte aber sehen, daß der Schreiner ihn betrogen hatte. Da nahm er einen Felsblock, um ihn auf dessen Haus zu schleudern. Doch glitt ihm der Stein aus der Hand. Schnell gab er ihm noch einen Fußtritt, aber der Stein verfehlte sein Ziel und fiel im Walde vor Tost herunter, ohne Schaden anzurichten.

Das Kloster steht heute nicht mehr. Als später einmal Feinde die Burg eroberten, zerstörten sie das Kloster.

162. Der Teufel verbrennt Goldmünzen

Ungefähr 7 km von Krappitz entfernt, steht an der Kunststraße nach Oppeln das Dorf Rogau, in dessen Nähe große Wälder liegen. In dem Dorfe Rogau gab es einen reichen

Bauernhof. Der Besitzer hatte einen Knecht, den schickte er oft mit dem Gespann in den Wald, um gefällte Baumstämme abzufahren. Bei dieser Gelegenheit hatte der Knecht beobachtet, daß der Teufel jedes Jahr an einem bestimmten Tage zu einer bestimmten Stunde unter einer großen Eiche Goldmünzen verbrenne. Der Knecht beschloß, im nächsten Jahre zu dieser Stunde an die Eiche zu kommen. Er erzählte aber niemandem etwas davon.

Als der bewußte Tag gekommen war, zog der Knecht mit geweihter Kreide einen Kreis um das Gehöft des Bauern. Dann suchte er sich das beste Pferd aus, das der Bauer im Stalle hatte. In die Tasche steckte er einen geweihten Rosenkranz und ein Fläschchen mit Weihwasser. Darauf setzte er sich aufs Pferd und ritt in den Wald.

Es war aber gerade Karfreitag. An diesem Tage muß der Teufel an der Kirchentür stehen und die Geschichte vom Leiden des Herrn anhören. Als der Knecht an der Kirche vorbeikam, sah er auch wirklich den Bösen, denn der Pfarrer las eben das Evangelium. Nun beeilte sich der Knecht, um noch vor dem Teufel die Eiche im Walde zu erreichen.

Als er dort ankam, war zwar der Teufel noch nicht da, aber das Feuer brannte schon, und in der Glut lag das rote Gold. Der Teufel war nämlich durch den Gottesdienst in seiner Arbeit gestört worden. Schnell zog der Knecht den Rosenkranz und das Fläschchen mit Weihwasser aus der Tasche, warf den Rosenkranz ins Feuer und goß das Weihwasser darüber aus.

In diesem Augenblicke kam der Teufel von der Kirchentür zurück; denn der Gottesdienst war zu Ende. Als er sah, daß sein Feuer gebannt war, geriet er in furchtbare Wut. Der Knecht floh auf dem Pferde, aber der Teufel verfolgte ihn. Als der Reiter an das Gehöft des Bauern kam, fand er das Tor verschlossen. Die Leute waren noch nicht aus der Kirche zurückgekehrt. Beinahe hätte der Teufel den Knecht erwischt, doch stieß dieser dem Pferde die Sporen in die Weichen, und mit einem gewaltigen Sprunge setzte es über das Tor. Jetzt war der Knecht gerettet; der Teufel konnte ihm nichts anhaben, weil um das Gehöft mit geweihter Kreide ein Kreis gezogen war.

Am nächsten Tage holte sich der Knecht das Gold unter der Eiche hervor. Ein Viertel davon gab er dem Bauern, ein Viertel behielt er für sich, und den Rest schenkte er der Kirche.

Der Teufel kam nie wieder zur Eiche.

163. Die vier Teufel mit dem Goldschatz

Vor dem großen Brande der Stadt Krappitz im Jahre 1722 waren fast sämtliche Gebäude aus Holz erbaut. In ein solches Holzhaus, das an der Oppelner Straße lag, kehrten des öfteren vier Teufel ein, die jedesmal einen schweren Sack trugen, in dem sich Gold befand. Das sahen einige Männer aus Krappitz, und sie wollten den Schatz an sich bringen. Deshalb gingen sie in das Haus und setzten sich an einen Tisch. Um den Tisch und die Stühle zogen sie einen Kreis mit geweihter Kreide; dann beteten und fasteten sie neun Tage lang.

Am neunten Tage hörten sie um Mitternacht ein lautes Poltern; die Thür öffnete sich, und herein traten die vier Teufel. Der erste trug ein Beil, der zweite einen Hackelock, und die beiden anderen schleppten den großen, schweren Geldsack. Als der Sack auf die Erde fiel, zitterte das ganze Haus.

Die Teufel beratschlagten nun, welchen der Männer sie zuerst ergreifen und umbringen wollten. Der eine der Teufel sagte: „Den in der roten Jacke.“ Als das der Mann mit dem roten Rocke hörte, schrie er vor Angst und Schreck: „Jesus, Maria!“ Sobald die Teufel diese heiligen Namen hörten, ergriffen sie eiligst Beil, Hackelock und Geldsack und verschwanden.

Die Männer waren gerettet, aber der Schatz war ihnen entgangen.

164. Der böse Geist und die Spinnerinnen

In den vergangenen Jahrhunderten wurde in der Umgegend von Guttentag viel Flachs angebaut. An den langen Winterabenden kamen die Frauen und Mädchen zusammen, um beim Scheine des Kienspans aus dem Berg das Garn zu spinnen. Um zwölf Uhr nachts mußten die Spinnerinnen zu Hause sein. Wer nach Mitternacht am Spinnrade saß, dem erschien nicht selten der böse Geist.

Das mußte ein Mädchen aus Eichwege im Kreise Guttentag erfahren. Obwohl die Eltern die Tochter gewarnt hatten, spann sie einmal nach zwölf Uhr. Plötzlich öffnete sich die Thür, und der böse Geist trat herein.

Er forderte die Spinnerin auf, mit ihm zum Tanze zu gehen. Sie erklärte voll Angst: „Ich habe kein schönes Kleid für den Tanz.“ Da verschwand der Geist, doch kam er bald

wieder und brachte ein schönes Kleid mit. Die Jungfrau meinte darauf: „Zum Tanzen gehören auch neue Schuhe, und die habe ich leider nicht.“ Da verließ der Geist zum zweiten Male die Stube und kehrte kurze Zeit nachher mit den gewünschten Schuhen zurück. Kaum hatte das Mädchen sie angezogen, da versuchte der Geist, es gewaltsam fortzuführen. Das Mädchen wehrte sich und schrie auf. In demselben Augenblicke schlug die Uhr eins, und sofort verschwand der Spuk.

Am nächsten Sonntag ging das Mädchen in dem schönen Kleide und in den neuen Schuhen nach Guttentag in die Kirche. Es erregte damit den Neid und die Bewunderung der anderen Kirchgängerinnen. Nach langem Bitten erzählte das Mädchen aus Eichtwege einer sehr eiteln Freundin, wie es in den Besitz der schönen Sachen gekommen sei. Sofort faßte die Freundin den Entschluß, sich auf die gleiche Weise Kleid und Schuhe zu verschaffen.

Schon am folgenden Abende saß das sonst so faule Mädchen am Spinnrade und spann. Nach Mitternacht erschien auch der erwartete Geist und forderte das Mädchen auf, mit ihm auf den Tanzboden zu gehen. Es verlangte ebenfalls ein schönes Kleid und neue Schuhe. Der Geist verließ die Kammer und stellte sich nach wenigen Augenblicken mit den Kleidungsstücken ein. Die faule Spinnerin hatte nicht daran gedacht, daß die Macht der nächtlichen Geister bis ein Uhr dauert. Als sie die Sachen angelegt hatte, wurde sie von dem Geiste ergriffen und entführt. Niemand hat das Mädchen wiedergesehen.

165. Der Teufelschütze

Dort, wo heute die Waldstraße von Rutenau (Kreis Oppeln) anfängt, an der Stelle der heutigen Försterei, stand früher ein altes hölzernes Haus, welches später abgebrochen und in der Nähe der Straße nach Döbern wieder aufgebaut wurde. Dort brannte es 1931 nieder.

In jenem alten Waldforsthaufe wohnte vor langer Zeit ein Jäger, von dem betagte Dörfler noch heute eine merkwürdige Geschichte erzählen. Der Jäger war nämlich ein Meisterschütze, dem nie ein Schuß fehlging. Lange genug zerbrochen sich die Leute darüber den Kopf, endlich kam es doch an den Tag.

Einst lud nämlich der Oberförster aus Rupp zu einer Treibjagd ein, die auf den Gefilden zwischen Rupp und Hirschfelde

stattfinden sollte. Diesmal erlebte man aber eine große Enttäuschung: der berühmte Schütze erlebte den ganzen Vormittag nichts. Ärgerlich rief ihm der Oberförster zu: „Wenn Sie nicht besser schießen, dann scheeren Sie sich fort!“

Beschämt entfernte sich der Jäger. In übelster Laune, gekränkt an seiner Ehre, setzte er sich auf einen Grenzstein bei Hirschfelde. Nach vorn gebeugt, stützte er mit der Hand den Kopf und sann auf einen Ausweg, wie er seinen Ruf retten könne.

Die Mittagsstunde rückte heran. Da hob sich auf einmal der Grenzstein empor. Der Teufel stieg aus der Erde und fragte: „Na, Freundchen, warum trauerst du hier?“ Der Jäger klagte ihm sein Leid. Darauf sagte der Teufel: „Sinne nicht lange, und mache dir keine Gedanken! Hier gebe ich dir eine Zauberpfeife! Benutze sie, und das Jagdglück ist dein! Aber nach fünf Jahren gehörst du mir. Hier unterzeichne!“

In seiner Verwirrung beging der Jäger die Torheit und unterschrieb den Handel.

Bald knallte seine Büchse wieder. Er blies auf der Teufelspfeife, und es rannten Hasen in Menge herbei. Doch jetzt traf er allein noch, alle übrigen Schützen richteten nichts mehr aus. „Genug Hasen!“ rief endlich der Oberförster. Wieder pffiff der Jäger. Ein ganzes Rudel Hirsche zeigte sich, und wieder trafen nur des einen Jägers Kugeln. Schließlich lockte die Teufelspfeife auch die verschiedensten Vögel heran. Mit unfehlbarer Sicherheit schoß er sie herunter, bis zum Aufbruch geblasen ward.

Der reichen Jagdbeute entsprechend, gab es in der Oberförsterei ein fröhliches Gelage. Man tauschte Jagderlebnisse aus, überbot sich in Übertreibungen und zollte auch dem Hauptschützen die geziemende Anerkennung.

In der Folgezeit aber fiel der Frau des Jägers dessen scheues, unruhiges Wesen auf. So oft sie auch fragte, stets erhielt sie ausweichende Antworten. Er verriet nichts.

Als fünf Jahre verstrichen waren, saß der Jäger, der sich dem Teufel verschrieben hatte, wieder auf dem Grenzstein. Schwer pochte sein Herz. Ängstlich stierte er vor sich hin. Die Mitternachtsstunde rückte näher, da hob sich der Stein, aber nicht der Teufel erschien, sondern eine Schar Zwerge, die den Unglücklichen retten wollten. Sie schleppten eiligst Steine herbei und richteten rings um den Jäger eine hohe Mauer auf.

Nun erschien aber auch der Teufel, um sein Opfer zu holen. Gleich merkte er, daß er genarrt worden sei. Vor Zorn tobend, rannte er umher und riß Bäume aus. Er schlug sie gegen die Mauer, doch die hielt stand. Dann legte er Stämme an die Mauer an. Schon versuchte er, daran hochzuklettern, da hörte er einen Hahn krähen. Es war 1 Uhr, und er mußte verschwinden.

So entging der Jäger mit knapper Not dem Teufel. Der Ort jener unheimlichen Begebenheit ist heute noch gekennzeichnet. Wer von Hirschfelde kommt, sieht unweit des Dorfes am Schalkendorfer Wege ein Heiligenbild stehen. Dieses sollte den Teufelspud bannen.

166. Mit dem Teufel im Bunde

In Richtersdorf, einem Stadtteil von Gleiwitz, lebte ein Mann, der mit dem Teufel im Bunde stand. Obwohl er weder arbeitete, noch eine Unterstützung bezog, besaß er immer Geld. Deshalb hatte er viele Freunde, mit denen er oft im Gasthause saß. Er hielt sie stets frei, aber auffällig war es, daß er nie Geld ausborgte, so sehr man ihn auch darum bat. Das Geld dieses Mannes hatte nämlich die Eigenschaft, immer wieder in seine Tasche zurückzukehren.

Einmal hatte er in einem Kaufladen eingekauft und mit dem geheimnisvollen Gelde bezahlt. Die Frau des Kaufmanns wollte sich überzeugen, ob es wirklich wahr sei, was man von dem Gelde erzählte. Sie legte deshalb die Geldstücke beiseite und behielt sie dauernd im Auge. Aber nichts regte sich. Da glaubte sie schon, daß alles Erzählte Schwindel sei. Doch als sie sich einen Augenblick abwandte, war das Geld plötzlich verschwunden. Jetzt wußte die Frau, was los ist.

Ein Nachbar wollte gern wissen, woher der reiche Nichtstuer das Geld habe. Er beobachtete ihn deshalb Tag und Nacht. Einmal merkte er, daß der Mann in nächtlicher Stunde aufstand und in den Wald nach Haselgrund ging. Er folgte ihm heimlich nach. Da sah er, wie am Kreuzweg ein großer Heuwagen angefahren kam, der mit vier Rappen bespannt war. Auf dem Wagen saß der Teufel, der dem Manne aus Richtersdorf einige Worte zurief. So wurde bekannt, daß dieser mit dem Teufel im Bunde stand.

Einmal brachte der Mann einen Fremden ins Gasthaus mit. Der Mann setzte sich mit seinen Freunden zum Karten-



Mit dem Teufel im Bunde

spiel hin. Da fiel einem derselben eine Karte zur Erde. Schnell bückte er sich, um die Karte aufzuheben. Da merkte er, daß der Fremde einen Pferdefuß habe.

Ein andermal stand der reiche Mann vor Gericht. Er sollte aussagen, woher er das Geld habe. Da forderte er den Richter auf, ihn in sein Haus zu begleiten. Als sie dort waren, zog der Mann unter der Schwelle der Haustür einige Hundertmarktscheine hervor. Er sagte, hier könne er sich Geld holen, soviel er wolle.

Einst redeten die Freunde dem Manne zu, er solle doch einmal in die Kirche gehen. Er ließ sich bereden und ging wirklich zur Kirche. Vor der Tür des Gotteshauses aber brach er zusammen, und er mußte nach Hause getragen werden.

167. Der Teufel in der Apotheke

In der Apotheke in Bittchen (Kreis Kreuzburg OS) saßen einmal an einem Weihnachtsabend drei Junggesellen, der Apotheker, der Pfarrer und der Assessor, und spielten Karten. Draußen tobte der Schneesturm, die Windfangtür ächzte und stöhnte. Die Uhr des Rathhausturmes schlug gerade die zwölfte Stunde, da öffnete sich die Tür, und herein trat ein hochgewachsener Mann in grüner Jagdkleidung, mit Hakennase und Knebelbart. Er hatte einen schneenassen Mantel umgeworfen und trug auf dem Kopfe einen verwitterten Hut mit roter Hahnenfeder.

Die drei Freunde achteten seiner gar nicht, da gerade ein hohes Spiel im Gange war. Der Fremde sprach kein Wort. Er trat an den Tisch und sah dem Spiele mit verschränkten Armen zu. Da fiel dem Pfarrer eine Karte auf den Boden. Er nahm den Leuchter vom Tisch, um das verlorene Blatt zu suchen. Während er sich bückte, sah er, daß der fremde Mann einen Pferdefuß habe. Schnell gefaßt, ergriff er ein Stück Kreide, malte ein Kreuz auf den Tisch und rief: „Weiche, Satanas!“

Als der Teufel das hörte, fuhr er mit Donnerkrachen durch die Decke und ließ eine Wolke von Schwefelgestank zurück. Die drei Kartenspieler ließen alles stehen und liegen und flohen entsetzt davon. Die Stelle, durch die der Teufel entwichen ist, soll heute noch zu sehen sein. Alles Verkalken und Übermalen nützt nichts, der Puz bröckelt immer wieder ab.

X. Von merkwürdigen Geschehnissen

Eigentlich erzählen alle Sagen von merkwürdigen Geschehnissen. Wenn ich trotzdem einige Sagen unter dieser Überschrift zusammenfasse, so geschieht dies, weil hier von wunderbaren oder absonderlichen Ereignissen berichtet wird, die nichts mit den uns bereits bekannten Sagengestalten zu tun haben. Bunt genug geht es hier durcheinander: wir hören von Tod und Pest, von Schicksalsschlägen und Wundern, von Ratten und Schlangen u. m. a.

168. Der Scheintod der Schulzenfrau

Vor etwa 150 Jahren starb dem Schulzen von Halbendorf bei Grottkau die Frau. Da der Mann die Tote sehr geliebt hatte, ließ er sie mit aller Pracht beerdigen. Er gab ihr auch den kostbaren Schmuck, darunter einige goldene Finger-
ringe, in den Sarg mit. Das sah der Totengräber, ein habgieriger Mann, der sofort den Plan faßte, den Leichnam zu berauben.

Der Trauerzug bewegte sich zum Friedhof, der in der Stadt Grottkau liegt, und der Sarg wurde versenkt. Der Totengräber schüttete das Grab aber nicht zu, sondern legte nur etwas welkes Laub auf den Sarg.

Als die Nacht herangekommen war, holte er seine Laterne hervor und ging zum Grabe, um den Sarg zu öffnen und die goldenen Schmucksachen zu stehlen. Alles ging gut, nur als er die Ringe von den Fingern ziehen wollte, gelang ihm dies nicht. Rasch entschlossen zog er sein Taschenmesser, um die Finger abzuschneiden. Doch kaum hatte er das Messer angefaßt, da richtete sich, o Graus, die weißgekleidete Frau auf und begann zu reden. Schreckensbleich lief der Totengräber davon; die Laterne ließ er zurück. Die einen erzählen, er habe in derselben Nacht Selbstmord verübt, andere berichten, er sei nach Amerika geflohen.

Die Schulzenfrau, die nur scheintot gewesen und jetzt wieder zum Leben erwacht war, nahm die Laterne und ging eilends nach Halbendorf. Dort schlief schon alles. Aber sie pochte so lange, bis das Gesinde aufwachte. Die Diensthboten bekreuzigten sich, da sie glaubten, ein Geist gehe um, und niemand wollte die zitternde Frau einlassen. Schließlich kam der Schemann hinzu und öffnete die Thür. Als die Leute merkten, daß die weiße Frau kein Geist, sondern Fleisch und Blut sei, war die Freude groß.

Die Schulzenfrau soll noch sieben Jahre gelebt und dem Manne mehrere Kinder geschenkt haben. Aber niemals ist ein Lächeln auf ihr Gesicht gekommen.

169. Der trinkfeste Bürgermeister

Zwölf Kilometer südwestlich von Meisse liegt bei dem Dorfe Baucke das Gut Maschkowitz. Der letzte Besitzer von Maschkowitz war Peter Schoff, ein recht trinkfester Herr. Die Freunde, die ihn oft besuchten, verließen das gastliche Schloß nur selten nüchtern. Häufig genug kam es vor, daß, dann, wenn die Gäste bereits in Schlaf gesunken waren, der Schloßherr allein weiterzechte.

Einst kam ihm der Gedanke, wem er wohl bei seinem Tode das Hab und Gut vermachen solle, da er keine Familie hatte. Zwar besaß er zwei Vettern, die ihn oft besuchten, aber diese hätten das Erbe gar bald verpraßt, und sein Andenken wäre sicher schnell der Vergessenheit anheingefallen.

Da beschloß Peter Schoff, ein Trinkturnier zu veranstalten und den zu seinem Erben einzusetzen, der ihn in diesem Kampfe besiegen würde. Am festgesetzten Tage stellten sich zahlreiche Gäste zu Roß und Wagen ein, unter ihnen auch sein alter Zechgenosse, der Meisser Bürgermeister Schnase. Als das Mahl begann, setzte der Schloßherr seinen Gästen in wohl-durchdachter Rede den Zweck des Festes auseinander und legte anschließend sein Testament vor, das in urkundlicher Form sein Gut demjenigen zusprach, der ihn unter den Tisch trank.

Als der Wein bereits wirkte und alles in gehobener Stimmung war, rief der Herr von Maschkowitz seinen Dienern zu: „Räumt die Gläser fort! Nun soll der Kampf beginnen!“ Als bald brachten die Diener einen großen Humpen herbei, den der Wirt mit köstlichem Wein füllte und, dem Bürgermeister

zutrinkend, mit einem Zuge leerte. Der Bürgermeister tat ihm in gleicher Weise Bescheid und reichte dann den Humpen seinem Nachbarn. So machte der Pokal die Runde, bis er wieder beim Gastgeber anlangte. Schon fingen die Gäste an, in fremden Sprachen zu reden, und gar mancher ließ das schwere Haupt auf den Tisch sinken. Andere fielen unter den Tisch und schliefen dort ein. Zuletzt saßen nur noch zwei auf ihren Plätzen: der Herr von Maschkowiz und der Meißner Bürgermeister. Das Turnier war jetzt zu einem Zweikampf geworden. Wie oft die beiden sich noch zutranken, niemand weiß es. Nur das steht fest — gegen Ende des Abends sank der Herr von Maschkowiz langsam vom Stuhle.

Da lachte der Bürgermeister. Er ließ sich noch einmal den Humpen füllen und befahl dann den Dienern, den Schulzen und die Gerichtsschöppen des Dorfes zu holen.

Sie sind bald zur Stelle. „Kennt ihr mich?“ fragt er mit etwas schwerer Zunge die erstaunt Dreinschauenden. „Wer sollte euch, den Bürgermeister Schnase, nicht kennen!“ war die Antwort. „Bin ich betrunken?“ fährt der Bürgermeister fort. „Mitnichten, wer könnte so etwas behaupten!“ „Und sind die Leute hier unter dem Tisch betrunken?“ „Nun freilich!“ meinte der Schulze. „So setzt“, rief Schnase mit Siegermiene, „ein Protokoll auf, in dem ihr erklärt, daß ihr mich heute in der fünften Stunde wach und bei ziemlich klarem Verstande, die anderen, vor allem aber den Schloßherrn, in Schlaf versunken gefunden habt. Seid ihr bereit, das zu beschwören?“ Alle bejahten das. Schnell wurde nun das Protokoll aufgesetzt, das der Schulze und die Gerichtsschöppen unterschrieben.

Schmunzelnd nahm der Bürgermeister Testament und Protokoll an sich und kehrte, wenn auch etwas schwankenden Schrittes, nach Meisse zurück.

Als nach einiger Zeit der Herr von Maschkowiz starb, stellte sich der Bürgermeister Schnase bei Gericht mit den beiden Schriftstücken ein, die niemand anfechten konnte.

So kam die Stadt Meisse durch ihren trinkfesten Bürgermeister in den Besitz des Gutes Maschkowiz. Der auf drei Kugelfüßen ruhende Humpen wird heute noch unter dem Namen „Maschkowitzer Becher“ im Meißner Museum gezeigt.

170. Die seltsame Rettung

Ein Bauer aus dem Kreise Pleß war in Noth geraten. Er mußte deshalb auf dem Markte in Sohrau seine Kuh verkaufen. Da er noch in der Stadt zu tun hatte, schickte er seinen Sohn, den er zur Hilfe mitgenommen hatte, mit dem Gelde nach Hause.

Der Weg des Jungen führte durch einen großen Wald. Dort wohnte ein Bruder seines Vaters. Der Oheim, der ein sehr habgieriger Mensch war, hatte erfahren, daß sein Nefse Geld bei sich trug. Er wartete, bis der Junge an seinem Hause vorbeikam, und redete ihm zu, bei ihm einzulehren und erst am nächsten Morgen weiterzugehen. Der Junge konnte die Einladung nicht gut abschlagen und blieb da.

Abends legte sich der Nefse ins Bett und tat, als ob er schlief. In Wirklichkeit war er aber wach, und da hörte er, wie der Oheim zu seiner Frau sagte: „Wir werden uns das Geld, das in der Hosentasche steckt, behalten und den Jungen im Backofen verbrennen.“

In dem Bette schlief aber auch der Sohn des Ehepaars, der ebenso alt und ebenso groß war wie der Junge. Der Gast weckte in der Nacht seinen Vetter und bat ihn, mit ihm den Platz zu wechseln, da er am Bettrande nicht schlafen könne. Die Bitte wurde erfüllt, und der Sohn des Ehepaars rückte nach vorn.

Gegen Morgen trat die Frau mit einem Sack in die Stube, steckte den am Rande liegenden Jungen hinein und warf ihn mit Hilfe des Mannes in das Feuer des Backofens. So mordeten die beiden ihr eigenes Kind.

Der gerettete Junge aber ergriff schnell seine Hose mit dem Gelde, spang zum Fenster hinaus und flüchtete in den Wald. Auf der Straße traf er Leute, denen er alles erzählte.

Die beiden Mörder wurden gefangengenommen und hingerichtet.

171. Die feindlichen Brüder

Wenn man von Neisse kommt und sich dem Dorfe Neunzig nähert, so erblickt man eine Strecke vor dem Dorfe zur Linken am Kamigbache die Neunzer Feldmühle und am Wege selbst

zwei steinerne Säulen, die ungefähr 200 Schritte voneinander entfernt sind. Während die erste Säule eine Inschrift zeigt, ist die zweite ohne eine solche. An diese beiden Säulen knüpft sich folgende Sage:

Vor vielen Jahren war die Feldmühle im Besitz einer Witwe. Ihre beiden Söhne gerieten einmal in Streit, wer von ihnen nach dem Tode der Mutter die Mühle erben solle. Sie beschloßen, den Zwist mit den Waffen auszutragen.

Da, wo jetzt die beiden Säulen stehen, stellten sie sich auf. Bald darauf krachten zu gleicher Zeit zwei Schüsse, und die Brüder stürzten zu Tode getroffen zu Boden. Die von namenlosem Schmerz befallene Mutter ließ zur Erinnerung — vielleicht auch zur Sühne für diese gräßliche Freveltat — dort, wo die Söhne gefallen waren, die beiden steinernen Säulen errichten.

Nach einer anderen Lesart hat der eine der im Zweikampf tödlich verwundeten Brüder sich noch bis zum Elternhause schleppen wollen, ist aber an der Stelle, wo die zweite Säule steht, sterbend zusammengebrochen.

172. Die lange Liebe

Die 5 km lange, fast schnurgerade Straße zwischen den Dörfern Alt-Patschkau und Stüben Dorf im Kreise Meisse heißt im Volksmunde „die lange Liebe.“ Der Weg, der ununterbrochen zwischen Feldern dahinfließt, wird dem Wanderer sehr lang. Das Dorf Altwilmsdorf liegt seitwärts, und nicht weit davon erblickt man das Fürstenvorwerk Schwammelwitz. An diese Straße knüpft sich folgende Sage:

Zwei junge Leute, ein Mädchen aus Stüben Dorf und ein Bursche aus Alt-Patschkau, liebten sich und wollten nicht voneinander lassen, obwohl ihre Eltern gegen diese Verbindung waren. Um den Liebenden das Heiraten zu verleiden, ersannen die Eltern eine Prüfung. Sie verlangten, daß jeder Teil das elterliche Feld in einem Tage mähen solle. Die Felder der beiden Familien begannen aber bei Alt-Patschkau bzw. Stüben Dorf und stießen in der Mitte des jetzt „lange Liebe“ genannten Weges zusammen.

Es schien unmöglich, daß die jungen Leute auch bei größter Anstrengung die Aufgabe erfüllen konnten. Und doch war ihnen dies zur Bedingung gemacht, wenn die Eltern je ihr Jawort

geben sollten. Darum fingen die beiden unverdrossen an den entgegengesetzten Enden zu mähen an und mähten stundenlang und mähten, von ihrer unzerstörbaren Liebe immer wieder angefeuert, daß der Schweiß in Strömen floß.

Als die Sonne sank, hatten sich die beiden wirklich erreicht. Doch ehe sie sich noch am Ziele die Hand geben konnten, brachen sie tot zusammen.

Seitdem heißt der Weg „die lange Liebe.“

173. Der schwarze Graben

Hinter Bad Wachtel-Kunzendorf im Kreise Neustadt, nach Süden zu, zieht sich an der früheren Grenze ein herrlicher Bergwald hin. Dort liegt der „schwarze Graben“, der durch eine mit Moos und Gestrüpp bewachsene Mulde dahinfließt.

In dem Walde lebte vor vielen Jahren der Ritter Franz mit seiner blondlockigen und blauäugigen Tochter Therlinde. Schon mancher Ritter hatte um die Hand der lieblichen Jungfrau gefreit, doch immer wies sie die Verehrer mit freundlichen Worten ab. Da wurde der Vater zornig und schalt das Mädchen wegen seines starren Eigensinns. Still hörte die Jungfrau die Vorwürfe des Vaters an, ging dann in den Wald und weinte. Sie konnte nämlich keinem der Freier ihr Herz schenken, weil es schon vergeben war. Es gehörte einem Bauernburschen, dem sie allsonntäglich auf dem Ritte zur Kirche begegnete und den sie mit ganzer Seele liebte.

Einmal hatte der Vater wieder seine Tochter ausgescholten. Als sie traurig in den Wald ging, stand plötzlich der junge Bauer vor ihr. Da sank sie ihm weinend in die Arme.

Das sah ein Jäger, der gerade von der Bürsch heimkehrte. Der erzählte das dem Vater. Voll Wut griff dieser nach seinem Schwerte, stürzte in den Wald und erschlug die Liebenden. Dann aber packte ihn die Reue. Er floh in den dichtesten Wald, setzte sich an eine Berglehne und weinte ohne Unterlaß.

Als man ihn nach einiger Zeit suchte, fand man im Walde nur einen felsigen Hang, und aus dem Gestein rieselte hell und rein ein Wässerlein. Seitdem heißt jener Abhang „die Ritterschanze“ und der Waldbach „der schwarze Graben“.

174. Das bestrafte Dorf

In der Nähe von Volkmannsdorf im Kreise Meisse breitet sich ein ziemlich großer Wald aus, das Proßmannsdorfer Feld genannt. Dort lag in alten Zeiten ein reiches Dorf. Durch ihren Reichtum waren die Bauern übermütig geworden, und sie sanken in Gottlosigkeit und Laster. Nur drei Knaben hatten ihre Frömmigkeit bewahrt.

Gott aber beschloß, den Ort für seine schweren Sünden zu strafen. Als sich die drei Knaben gerade einmal auf einer Wallfahrt befanden, ließ Gott das Dorf untergehen. Nur die drei unschuldigen Kinder wurden verschont und blieben am Leben. Die Kinder waren nicht wenig erstaunt, als sie bei der Heimkehr sahen, daß ihr Dorf vom Erdboden verschwunden war. An der Stelle, wo das untergegangene Dorf gestanden hatte, wuchs im Laufe der Jahre ein stattlicher Wald heran.

Inzwischen waren die drei Kinder, deren sich gute Menschen aus den umliegenden Orten angenommen hatten, zu Männern herangewachsen. Von unstillbarer Sehnsucht getrieben, suchten sie die Stätte auf, wo ihre Wiege gestanden hatte, und bauten sich an drei Stellen um den Wald herum an. Später kamen immer mehr Häuser hinzu, und so sind die drei Dörfer Volkmannsdorf, Niederhermsdorf und Mannsdorf entstanden.

175. Das versunkene Schloß bei Ziegenhals

Zwischen Niklasdorf und Rennersdorf erhebt sich ein Hügel, der noch vor kurzer Zeit von einem Eichenwald eingeschlossen war.

Auf dem Hügel stand vor langer, langer Zeit ein Schloß, dessen Bewohner wilde und gottlose Leute waren. Sie lebten von Raub und Mord und verbreiteten überall Angst und Schrecken. Die Umwohner wagten nicht, etwas gegen das schändliche Treiben zu unternehmen.

Einmal wurde der wüste Schloßherr aber doch verurteilt, und zwar sollte er wegen eines Verbrechens außer Landes gehen. Voller List erbat er sich die Gnade, auf seinem Schlosse noch so lange wohnen zu dürfen, bis er einmal gesät und geerntet hätte. Das wurde ihm gewährt. Er säte aber nicht Getreide aus, sondern Eicheln, und glaubte, daß er auf diese Weise bis an sein Lebensende im Lande bleiben könne. Er

dünkte sich sicherer als zuvor und setzte sein ruchloses Leben fort. Um das Schloß herum aber wuchs ein dichter Eichenwald heran.

Eines Sonntags kamen die Dienstleute des Schloßherrn aus der Kirche. Eine Magd hatte der Schloßfrau ein Pfefferkuchenherz mitgebracht. Eben wollte sie es ihr durch das Fenster reichen, da merkte sie mit Entsetzen, daß das Schloß sank. Es sank immer tiefer, bis an der Stelle nichts mehr zu sehen war als ein Hügel.

Auf diesem Hügel war es später nicht geheuer. In der Nacht hörte man dort mitunter Hundegebell und lautes Geheul. Irrlichter tauchten auf und lockten den einsamen Wanderer in den Sumpf. Auch der Feuermann ist öfters gesehen worden.

Um Mitternacht aber geht dort die Schloßfrau um. In rasender Eile, aber lautlos, fährt sie über die Felder. Für die Bewohner des untergegangenen Schlosses wird auch von Zeit zu Zeit in der Dorfkirche eine Messe gelesen. Einmal blieb ein Ministrant, der den Pfarrer auf einem nächtlichen Krankenbesuch begleitet hatte, in der Kirche zurück. Da sah er verummte Gestalten im Kirchengestuhl. Darauf fiel er in eine hitzige Krankheit, und im Fieber erzählte er immerfort von der nächtlichen Erscheinung.

Jetzt dürfen die bösen Geister nicht mehr erscheinen, da der Bann über sie gesprochen wurde. Doch sind sie noch lange nicht erlöst. Die Schloßfrau hatte einst geklagt: „Der Umkreis des Schlosses muß noch zweimal zu Wald und dreimal zu Feld werden, dann erst sind wir erlöst.“

Der Wald ist jetzt gerodet, und ringsum breitet sich fruchtbares Ackerland aus. Von dem Schlosse sind keine Spuren übriggeblieben. Trotzdem heißt der Ort im Munde der Leute immer noch „das versunkene Schloß.“

176. Das versunkene Gasthaus im Obertal

Am Wege zur Oberschleuse vor Ambach im Kreise Groß Strehlig liegt ein kleiner Weiher, Grenzteich genannt. Verkrüppelte Pappeln spiegeln sich im dunklen Wasser.

Vor vielen Jahren stand hier ein Gasthaus. Der letzte Besitzer war ein unheimlicher Geselle, der immerfort gottlose Reden führte. Die guten Leute gingen ihm aus dem Wege

und mieden seine Schenke. Den langen Winter über war der Wirt gewöhnlich sein eigener Gast und die Flasche seine einzige Unterhaltung. Erst wenn der Frühling ins Land kam und das Eis der Oder brach, erwartete er Kunden. Dann stand er Tag für Tag am Flusse und schaute nach ihnen aus.

Endlich erschienen sie. Es war gerade Karfreitag, als die ersten Holzflöße, hier Matätschen genannt, erschienen. Die Floßknechte, grobschrötige Gestalten mit verwitterten Gesichtern und verwilderten Bärten, stiegen ans Ufer. Der Wirt hieß sie freudig willkommen und nahm sie in seine verräucherte Schenke mit. Bald kreiste die Flasche in der Runde, und die Stube dröhnte von Fluchworten und rohem Lachen.

Es war in der dritten Nachmittagsstunde, in der Sterbestunde Christi, als der Wirt sein volles Glas erhob und der trunkenen Schar zurief: „Die Betbrüder liegen jetzt in der Kirche auf den Knien und jammern. Unsere Trauer ist so groß, daß wir Schnaps weinen!“

Da — ein greller Blitz und ein furchtbarer Schlag, und in demselben Augenblicke versank das Haus mit den wüsten Gefellen in der Tiefe. Darüber breitete sich der düstere Grenzteich.

177. Die Pestlinde

In Nowag im Kreise Neisse liegt am Ende des Dorfes, und zwar nach Neisse zu, der sogenannte Zienergarten, in welchem früher eine mächtige Linde stand, die schon von altersher ganz hohl war. Die Leute nannten diesen Baum allgemein die „Pestlinde“. Und das kam so:

Vor langen Jahren erschien im Dorfe ein fremder Mann, begab sich zu der Linde im Garten, machte allerlei seltsame Handbewegungen und murmelte dazu unverständliche, geheimnisvolle Worte. Die Leute im Dorfe sagten damals, er habe die Pest in den Baum „verbannt“, und sie freuten sich, daß sie nun von dieser furchtbaren Seuche verschont bleiben würden.

Doch zu ihrem Schrecken kam der Fremde schon nach einiger Zeit wieder, kroch in den hohlen Baum, brachte ein großes, schwarzes Tuch heraus, breitete es aus und flog damit über das Dorf hinweg. Alle glaubten, das Tuch sei nichts anderes gewesen als die Pest selber.

Nun begann ein großes Sterben im Dorfe, daß der Totengräber alle Hände voll zu tun hatte, bis schließlich nur er selbst und ein Bauernknecht übrig blieben.

In einer Nacht konnte der Knecht lange nicht einschlafen; er mußte immer wieder an die Worte des Fremden denken, daß im ganzen Dorfe nur ein einziger die schreckliche Seuche überleben würde. Der Gedanke quälte ihn, ob dieser eine er selbst oder der Totengräber sein würde. Da hörte er mit einem Male draußen vor der Thür ein lautes Poltern. Er stand auf und forschte nach, was geschehen sei. Und was sah er? Der Totengräber lag tot am Boden; er war von der Bodentreppe gefallen und hatte sich das Genick gebrochen.

Noch lange lebte der Knecht allein im Dorfe. Erst allmählich fanden sich neue Ansiedler ein, welche die leerstehenden Häuser bezogen. Von dem Knechte erfuhren sie, wie die Pestlinde zu ihrem Namen gekommen war. Doch vergingen viele Jahre, bis der Ort die frühere Einwohnerzahl erreicht hatte.

178. Die letzte Pest in Rosenberg

Südöstlich der Stadt Rosenberg OS steht auf einem weit ins Land schauenden Hügel das Rochuskirchlein. Dieser schmucke Holzbau erinnert an das letzte große Sterben in der Stadt.

Es war im Jahre 1708. Im nahen Polen war hier und da die Pest aufgetreten. Trotzdem hatte man die Grenze nicht geschlossen. So kam es, daß ein Pole, der den Jahrmarkt in Rosenberg besuchen wollte, in die Nähe der Stadt gelangen konnte. Kurz vor dem Ziele aber brach bei ihm die Pest aus; er fiel zu Boden und war nach wenigen Stunden eine Leiche. Der Totengräber, der den Leichnam in die Stadt brachte und beerdigte, behielt sich die Kleider des Toten und zog sie alsbald an. Sogleich ergriff auch ihn die Pest, und am nächsten Tage war er tot. Von da an breitete sich die Seuche sehr rasch in der Stadt aus. Es war kein Haus, in dem nicht ein Toter lag. Der Landeshauptmann schickte sofort Dragoner aus, die die Stadt einschlossen. Niemand durfte die pestverseuchte Stadt verlassen. Wer es versuchte, wurde durch die Schüsse der Dragoner zurückgetrieben.

Einige Bürger Rosenbergs waren schon vor Ankunft der Soldaten in die Wälder geflohen, die den Ort von allen Seiten

umgaben. Es waren Wochen und Monate vergangen. In der Stadt regte sich nichts mehr, alles Leben darin schien erstorben zu sein. Da rückten die Dragoner wieder ab.

Eines Tages hörten die Flüchtlinge, die in den Wäldern hausten und mit dem Leben davongekommen waren, die Glocken der Stadt läuten. Das sahen sie als Zeichen dafür an, daß sie zurückkehren sollten. Sie taten das auch und betraten die Stadt. Überall sahen sie Tote, nirgends stießen sie auf einen Lebenden, der die Glocken geläutet haben konnte. Da merkten die Zurückgekehrten, daß Gott sie gerufen habe.

Sie begruben die Toten und reinigten die Häuser. Dann gelobten sie, Gott auf dem Hügel nahe der Stadt ein Kirchlein zu bauen. Das Holz wollten sie auf dem Rücken zur Baustelle tragen. Das Kirchlein sollte den beiden Pestpatronen, dem hl. Rochus und der hl. Rosalie, geweiht werden.

So entstand im Jahre 1710 das liebliche Gotteshaus. An die letzte Pestzeit erinnern außerdem die drei Pestfriedhöfe. Von den Familien, die damals gerettet worden sind, leben heute noch Nachkommen. Man kennt die ältesten Geschlechter der Stadt unter dem Namen „Pestfamilien“.

179. Wie der Annaberg zu seinem Namen gekommen ist

Vor langer, langer Zeit, es können wohl mehr als 1000 Jahre her sein, hauste dort, wo heute das Dorf Annaberg mit seiner Wallfahrtskirche steht, ein gefährlicher Drache. Es fielen ihm viele Menschen zum Opfer. Mancher, der das Ungeheuer töten wollte, mußte dabei sein Leben lassen. Damals hieß der Berg Chelmburg. Als das Land endlich vom Drachen befreit war, baute man dem hl. Georg, dem bekannten Drachentöter, auf der Höhe eine kleine Holzkirche.

Vor ungefähr 400 Jahren gehörte der Berg einem Herrn von Boremba. Dieser war ein eifriger Jäger. Eines Tages pirschte er mit seinem liebsten und besten Hunde durch den Wald. Auf einmal riß sich das sonst so treue und kluge Tier los und rannte in das tiefste Dickicht hinein. Alles Rufen und Pfeifen war vergeblich, und der Herr glaubte schon, der Hund sei verloren.

Da hörte er plötzlich aus der Ferne das Winseln seines Hundes. Er ging den Lauten nach und kam so auf die Höhe

des Berges. Dort sah er zu seinem Erstaunen einen lichten Strahlenkranz und darin die heilige Anna mit dem Marienkinde auf dem Schoße. Da fiel er auf die Knie und betete lange und innig. Als er wieder aufschaute, war die Erscheinung verschwunden. Nur der helle Glanz war geblieben, der bezeugte, daß es kein Traum gewesen sei, was er erlebt hatte, sondern Wirklichkeit.

Während dieser Zeit hatte der Hund leise winselnd, ohne sich zu rühren, dagelegen. Jetzt sprang er auf und kehrte, freudig mit dem Schwanze wedelnd, zu seinem Herrn zurück.

Nachdem Herr von Boremba nach Hause zurück. Er erzählte dem Geistlichen des Ortes, was er gesehen hatte, und fragte ihn um Rat. Dieser meinte, er solle oben auf dem Berge ein neues Kirchlein bauen und es der heiligen Anna weihen.

So geschah es auch. Das alte, morsche Georgskirchlein wurde eingerissen, und dafür erstand eine schönere und stattlichere Holzkirche, die unter den Schutz der hl. Anna gestellt wurde. Von dieser ersten Annakirche erhielt auch der Berg, der heute das Wahrzeichen Oberschlesiens ist, seinen Namen.

180. Die Dreibrüderkapelle am Annaberg

Am seitlichen Abhang des Annaberges, und zwar unterhalb des Steinbruches im Ruhtal, steht eine schmucklose Feldkapelle. Sie heißt Dreibrüderkapelle, führt aber diesen Namen zu Unrecht. Die Sage weiß folgendes darüber zu berichten:

Schon lange hatte der dreißigjährige Krieg gewüthet, und noch immer war das Ende nicht abzusehen. Die Schweden waren im Lande und hausten so fürchterlich, daß die Menschen in die Wälder flüchten mußten. Niemand war vor den Feinden sicher, selbst kleine Kinder spießten sie auf. Zudem wurde der Kaiser von einem General aufs schmachlichste verraten. Immer mehr schmolz sein Heer zusammen.

Das konnte ein Bauer, der am Fuße des Chelmberges (Annaberges) wohnte, nicht verwinden; er griff zum Säbel und zog mit den Kaiserlichen ins Feld. Jahr um Jahr verging. Soviel auch seine Frau die Heimkehrenden befragte, niemand konnte sagen, ob ihr Mann noch am Leben sei.

Mittlerweile waren ihre beiden Söhne groß geworden, und es tat diesen im Herzen weh, wenn sie sahen, wie die

Mutter unaufhörlich weinte und von dem großen Birnbaum nach der Richtung ausschaute, aus der sie den Vatten erwartete. Das konnte der jüngere Sohn nicht länger ertragen. Eines Tages trat er vor die Mutter hin und sagte: „Liebe Mutter, betrübe dich nicht, und trockne deine Tränen; ich will mit meinem Bruder in den Krieg ziehen und den Vater heimbringen, und sollte er am Ende der Welt sein. Erwarte uns vor Sonnenuntergang am Birnbaum, wir werden gewiß alle glücklich heimkehren.“ Die Mutter erschrak heftig; es war ihr ein furchtbarer Gedanke, daß sie auch die Söhne, die Stützen ihres Alters, verlieren könnte. Doch der jüngere Sohn ließ nicht ab von seinen Bitten, und die Mutter gab endlich ihre Einwilligung. Sie erteilte beiden den Segen, und die Söhne verließen die Heimat in der zuversichtlichen Hoffnung, irgendwo den Vater zu finden.

Manches Jahr war dahingeflossen, aber auch von den Söhnen drana keine Kunde zu ihr. Schließlich hielt sie alle drei für tot. Gram und Kummer nagten an ihr, und sie alterte zusehends.

Da schloß der Kaiser endlich Frieden, und die Überlebenden kehrten aus dem Kriege zurück. Auch dem Chelmerberge näherte sich in diesen Tagen ein Krieger. Er lenkte seine Schritte zu einem wundertätigen Bilde im tiefen Hain und dankte Gott für seine Errettung aus vielen Gefahren. Wie er so vor dem Bilde kniete, ließen sich rechts und links von ihm zwei junge Krieger auf die Knie nieder. Der Betende erkannte in ihnen seine beiden Söhne und schloß sie freudig in die Arme.

Noch vor Sonnenuntergang lenkten die drei Glücklichen ihre Schritte zum Bauernhof, der auf der Anhöhe lag, und schon von weitem winkten die Söhne der Mutter zu, die traurig unter dem Birnbaum saß und nach allen Seiten ausschaute. Die Wiedervereinigten priesen ihr glückliches Geschick und beschloßen, an der Stelle, wo der Vater seine Söhne getroffen hatte, eine Kapelle zu errichten.

Der Vorsatz wurde ausgeführt. Die Kapelle wurde gebaut und erhielt im Laufe der Zeiten den Namen „Dreibrüderkapelle.“

181. Der Rattenfänger

Eine ältere Frau aus Schönwald (Kreis Kreuzburg) hat in ihrer Jugend, als sie in der Flachsroste arbeitete, von dem Vogt daselbst folgende Geschichte erfahren, die sich etwa in der Mitte des vorigen Jahrhunderts zugetragen haben soll.

In einem Gutshofe waren sehr viele Ratten. Vergeblich wandte der Besitzer die verschiedensten Mittel an, um sie zu vertilgen. Da erschien eines Tages ein Mann mit einer Flöte unter dem Arm und versprach, die Ratten zu verjagen. Als er die Erlaubnis dazu erhielt, setzte er sich in den Stall und spielte auf seiner Flöte. Da krochen alle Ratten aus ihren Verstecken hervor und sammelten sich um ihn herum. Der Gutsherr bat jetzt den Mann, mit dem Spielen aufzuhören, aber er entgeanete: „Die älteste Ratte ist noch nicht draußen, ich muß noch weiterspielen“. Zuletzt kam eine besonders große Ratte heraus. Der Mann schritt dreimal um die Tiere herum, wobei er dauernd auf der Flöte spielte, und ging dann zur Thür hinaus. Die Ratten folgten ihm alle nach. Er ging bis an den Teich, den er wieder dreimal unter Flötenspiel umschritt. Da liefen alle Ratten in den Teich und ertranken.

182. Das Kind und die Schlange

In der Beuthener Gegend lebte einst ein Holzhacker mit seiner Frau. Sie waren glücklich und zufrieden, und wenn sie auch nicht reich waren, so hatten sie doch immer satt zu essen. Ihre größte Freude war eine kleine Tochter, die sie von Herzen liebten. Das Kind spielte stundenlang mit einem Tannenzapfen, den ihm der Vater mitgebracht hatte, oder mit ähnlichen Dingen. Am liebsten saß es auf der Erde. Deshalb durfte es auch beim Mittagessen auf der Diele sitzen und dort seine Mahlzeit halten. Das Kind aß recht gern Suppe, aber Kartoffeln mochte es nicht. Deshalb kam es mitunter vor, daß die Mutter zu ihm sagte: „Du Balg, willst du auch die Kartoffeln essen! Sonst kriegst du morgen auch keine Suppe!“

Eines Tages saßen die Eltern beim Essen und sprachen eifrig miteinander. Sie achteten nicht auf das Kind, das wieder auf der Diele saß und sein Näpfchen leerte. Auf einmal hörten sie, wie die kleine Tochter sagte: „Du Balg, du sollst auch die Kartoffeln essen, sonst kriegst du morgen keine Suppe!“ Vater und Mutter mußten über diese Worte laut lachen. Sie bückten sich herunter, um zu sehen, zu wem das Kind spräche. Doch da verstummte ihr Lachen, und das Blut erstarrte in ihren Adern. Sie sahen nämlich beim Kinde eine Schlange, die ganz dreist aus dem Näpfchen fraß. Die Eltern blieben sitzen, um das Tier nicht zu stören, weil sie fürchteten, es könne sonst dem

Kind etwas antun. Nach einer Weile verschwand die Schlange durch die offene Tür.

Am nächsten Tage paßte der Vater auf, ob die Schlange wiederkäme. Wirklich kroch sie zur Essenszeit im warmen Sonnenschein langsam auf das Haus zu. Der Vater griff schnell zur Art und schlug das Tier tot.

Beim Essen fragte die Tochter immerfort nach der Schlange. Sie wollte ihr doch wieder etwas Futter geben, damit sie nicht zu hungern brauche. Da sagten ihr die Eltern, daß die Schlange draußen vor der Schwelle läge und tot sei. Sofort fiel das Kind um und war auch tot. So verloren die Leute ihr einziges Töchterlein.

183. Warum der Schlangenkönig keine Krone hat

Wer um 12 Uhr mittags am Kretschmerbründel in Dambräu (Kreis Falkenberg) weilt, kann den Schlangenkönig sehen. Der Schlangenkönig, eine riesige Schlange mit einer goldenen Krone auf dem Haupte, kommt dorthin, um sich zu baden. Ein großes Gefolge von Schlangen begleitet ihn. Einige von ihnen tragen ein weißes Tuch. Darauf legt der Schlangenkönig während des Bades die Krone ab. Hat er gebadet, so setzt er sie wieder auf und verschwindet unter lautem Geräusch im Busche.

So ging es Tag für Tag. Das wußten auch die Dambräuer Burschen, die schon oft versucht hatten, dem Schlangenkönig die Krone zu stehlen. Doch wenn sie nach der Krone auf dem weißen Tuche griffen, huschten viele Schlangen aus den Sträuchern und wollten sie töten. Die Burschen konnten sich nur durch eilige Flucht retten.

Es geschah aber, daß einmal ein mutiger und pffiffiger Handwerksbursche ins Dorf kam. In der Schenke hörte er die Geschichte vom Schlangenkönig. Er lachte über die Burschen, die vor dem Schlangenkönig Angst hatten, und sagte: „Bringt mir ein Pferd und ein Bündel alte Kleider, so will ich euch die Krone morgen hier auf den Tisch legen.“ Sein Wunsch wurde erfüllt. Er erhielt das Pferd und das Bündel Kleider.

Am nächsten Mittag ritt der Wanderbursche hinaus. Das Kleiderbündel trug er unter dem Arme. Als er an das Bründel kam, stieg der Schlangenkönig gerade ins Bad. Die goldene

Krone glänzte im hellen Sonnenschein. Schnell sprang der Gefelle vom Pferde und raubte die Krone. Auf einmal ertönte ein Saufen und Zischen von allen Seiten. Viele Schlangen, wohl tausend an der Zahl, eilten dem Räuber nach. Sie waren schneller als das Pferd, und der Wanderbursche war dem Tode nahe. Das Pferd scheute und bäumte sich. In diesem Augenblick warf der Wanderbursche das Bündel hinter sich. Die Schlangen dachten, dies wäre der Räuber, und untersuchten die Kleider. Inzwischen entkam der Wanderbursche mit der Krone. Er ritt, so schnell es ging, links von Dambräu auf Oppeln zu.

Ein alter Arbeiter sah vor einigen Jahren wieder einmal den Schlangenkönig. Er war ohne Krone.

XI. Schatz- und Glockensagen

Ob und zu wird in altem Gemäuer ein Versteck gefunden, in dem sich kostbare Schmuckstücke befinden, oder es wird auf dem Felde ein Topf mit Goldmünzen ausgegraben. Die Reichtümer, die die Erde birgt, haben seit jeher die Einbildungskraft des Volkes beschäftigt, das beweisen die vielen Schatzsagen, die der Ausdruck lockender Wunschträume sind. Ähnlich geartet sind auch die Glockensagen.

184. Der Geldborn

Im Grottkauer Oberkreise liegen an der Straße, die von Oberseiffersdorf nach Klodebach führt, die sogenannten Lindenberge. Das ist eine Hügelgruppe, die, wie der Name schon sagt, zumeist mit Linden bewachsen ist. Auf der höchsten Erhebung sieht man noch deutlich die Spuren einer alten Befestigungsanlage. Ein ringförmiger Graben berührt an einer Stelle eine steile, abschüssige Wand, die unten an einen Sumpf stößt. Hier fließt der Geldborn, von dem die Sage folgendes meldet:

An dieser Stelle waren einmal Waldarbeiter mit dem Roden von Stöcken beschäftigt. Als ein Mann eben einen solchen Baumstumpf entfernt hatte, sah er auf dem Grunde des Loches aus dem losen Erdreich die Ecke eines festen Kastens hervorlugen.

Er wollte seine Kameraden herbeirufen, doch fiel ihm ein, daß es sich vielleicht um einen Schatz handle. Da sei es besser zu schweigen, sonst heißt es gleich teilen. Er deckte darum rasch einige Schaufeln Erde darüber und war froh, daß die anderen nichts gemerkt hatten.

Nachdem er hin und her überlegt hatte, wie er den Kasten am besten heben und fortschaffen könne, kam er zu der Überzeugung, daß er das allein niemals fertigbringen könne.

Er zog deshalb einen Freund ins Vertrauen, und die beiden beschloßen, gleich nach Feierabend ans Werk zu gehen

und den Schatz zu heben. Sie begleiteten abends die anderen ein Stück heimwärts, trennten sich aber dann unter einem Vorwande von ihnen.

Es war mittlerweile dunkel geworden, als sie wieder zu den Lindenbergern kamen. Der Wald rauschte geheimnisvoll, und ein Käuzchen schrie in der Nähe. Die Geldgier brannte den Schatzgräbern so in den Gliedern, daß sie davon nichts hörten. Sie gingen alsbald mit größtem Eifer an die Arbeit.

Man grub und grub, vom Kasten aber war nichts zu spüren. Endlich stieß man nach stundenlangem Graben wieder auf ihn. Nun begannen sie mit frischem Mut ihn freizulegen, und bald war man so weit.

Die beiden wunderten sich sehr, daß der Kasten jetzt so tief läge, und der eine konnte sich nicht enthalten, darüber zu sprechen. Beim Schatzgraben darf man aber unter keinen Umständen sprechen, und kaum waren die Worte seinem Munde entflohen, da begann der Kasten langsam in die Tiefe zu sinken. Verzweifelt gruben die Schatzgräber weiter, es war alles vergebens: der Schatz sank immer tiefer. Sie erreichten ihn nicht mehr, und als schließlich auch noch Wasser nach oben drang, mußten sie die Arbeit aufgeben. Todmüde wankten sie nach Hause, und es war, als ob ihnen ein höhnisches Gelächter aus dem Walde nachklänge.

Das Loch, das die beiden damals gegraben haben, ist heute noch zu sehen. Inzwischen sind ringsum hohe Bäume gewachsen. Das Wasser aber, das sich auf dem Grunde der Grube gezeigt hatte, kam als kleines Brunnlein neben dem Loche an den Tag. Der Schatz war zu Wasser geworden. Seitdem heißt diese Quelle der Geldborn.

Die Waldarbeiter gehen an heißen Tagen oft dorthin, um ihren Durst zu löschen. Nach dem Schätze gräbt keiner mehr.

185. Die versunkene Stadt

In den Widdenauser Bergen im Kreise Loth-Stein soll vor vielen hundert Jahren eine Stadt gestanden haben. Die Bewohner sträubten sich hartnäckig, die Lehre des Christentums anzunehmen. Als nun einmal bei der Hochzeit eines Mädchens eine Tanzmusik veranstaltet wurde, versank plötzlich die Stadt.

Viele Jahre später ging ein Mann dort spazieren und kam an ein großes Loch. Er trat hinein und merkte, daß hier ein Gang anfing. Er ging diesen Gang entlang und kam schließlich in einen weiten Saal, an den sich viele Nebenräume anschlossen. In einem dieser Räume befand sich eine große Uhr. Der Mann fand hier auch viel Geld. Er kam glücklich aus der Höhle heraus und brachte das Geld seiner Frau. Diese war aber sehr habgierig. Sie gab ihrem Manne einen Sack und schickte ihn nochmals in die Höhle, damit er den Sack mit Geld fülle. Der Mann ging. Aber die Frau konnte das Geheimnis nicht bewahren und erzählte allen von dem Schatz. Da erwachte bei den Leuten der Neid. Man mißgönnte dem Manne den Schatz und wollte ihn nicht mehr aus der Höhle herauslassen. Deshalb legten die Leute auf das Loch eine schwere eiserne Thür und tragten darauf die Jahreszahl ein. Erst nach längerer Zeit machten sie auf Bitten der Frau das Loch frei.

Es dauerte sieben Jahre, bis der Mann wieder mit gefülltem Geldsack herauskam. Er glaubte allerdings, er sei nur sieben Stunden unten gewesen, so hatte es ihm die große Uhr angezeigt. Er erzählte auch, daß unten eine lange Straße sei, auf der viele Tote lägen. Da bekamen die Leute Angst und stiegen nicht hinunter. Das Loch wurde wieder mit der eisernen Thür verschlossen. Ob der Mann noch einmal hineingegangen ist, weiß man nicht.

186. Die goldene Ente von Tost

Auf der Burg Tost hauste vor alten Zeiten ein Raubritter, der die vorüberfahrenden Handelsleute überfiel und ihnen die Habe raubte. Er schleppte viele Schätze in der Burg zusammen und versteckte sie in einem unterirdischen Gange. Dort verbarg er sich auch mit seinen Knechten, wenn ihm die Feinde auf den Fersen waren. Dann war er plötzlich verschwunden, und alle meinten, die Erde habe ihn verschlungen.

Da der Zugang im Gestrüpp verborgen lag, konnte er damals von niemandem gefunden werden. Heute kennen wir den Eingang. Er ist so hoch, daß man leicht hineinkriechen kann. Gar mancher Schatzgräber hat schon nach dem Golde gesucht, es aber nicht gefunden. Der Schatz ist nämlich nur einem Sonntagskind beschieden. Wenn ein solches um Mitternacht allein in den Keller hinabsteigt, öffnet sich der Gang von

selbst. Zuerst ist er sehr eng und finster, dann aber breitet er sich aus, und man sieht einen See, in dessen Mitte sich eine Insel befindet. Den See muß man dreimal durchschwimmen, dann darf man die Insel besteigen. Auf der Insel sitzt eine goldene Ente auf einem Nest mit 11 silbernen Eiern, von denen jedes mit 20 Goldstücken gefüllt ist. Das alles gehört dem glücklichen Sonntagskinde, das den Schatz findet.

187. Der goldene Esel im Pelkeberge

Im Westen der Stadt Patschkau, gleich hinter den letzten Häusern der Bergmannstraße, erhebt sich der Pelkeberg, auch Polkenberg genannt. Er führt seinen Namen nach einem Herzog Polko, dessen Burg hier oben gestanden haben soll. Später wurde auf der Anhöhe eine Kapelle erbaut. Sie ist auch schon verschwunden, und an ihrer Stelle steht ein Kastanienbaum. Dieser zeigt den Ort an, wo in alten Zeiten ein goldener Esel begraben lag. Alle Jahre am Karfreitag öffnete sich um die Mitternachtsstunde der Berg, und man konnte den goldenen Esel sehen.

Einmal wartete eine arme Frau mit ihrem Kinde auf dem Arme diese Stunde ab. Der Berg tat sich auch wirklich auf, die Frau ging hinein und erblickte den goldenen Esel. In freudiger Erregung setzte sie das Kind zur Erde, eilte auf das Tier zu und riß ihm ein goldenes Ohr ab. Dann eilte sie, ihr Kind ganz vergessend, zum Ausgange, der sich alsbald hinter ihr schloß.

Nun erst fiel ihr das Kind ein, aber es war zu spät. Obwohl sie durch das Gold aller Not enthoben war, konnte sie, da sie von ihrem Kinde getrennt war, des Reichthums nicht froh werden. Sie mußte ein ganzes Jahr warten, bis wieder Karfreitag war. Um Mitternacht stand sie pünktlich vor dem Eingange. Wieder öffnete sich der Berg, und sie erblickte ihr Kind, das heiter und vergnügt auf der Erde spielte. Froh hob sie das Kind auf und gewann noch den Ausgang. Jetzt erst war ihr Glück vollkommen.

188. Der kopflose Reiter als Schatzhüter

Im Grottkauer Oberkreise führte früher ein alter, viel befahrener Weg von Lindenau nach Lobedau. Er zweigte sich am Ende der Gabel vom Glambacher Weg ab und ging an den

Schwarzstücken vorbei nach Lobedau. Diese Schwarzstücke haben ihre besondere Geschichte.

Hier lagerten im Dreißigjährigen Kriege lange Zeit die Schweden. Wie es so in den wilden Kriegen zugeht, mußten sie plötzlich aufbrechen und an einer Schlacht teilnehmen. Dabei ließen sie die Kriegskasse unter der Bewachung eines Reiters zurück; denn sie glaubten, bald wieder ins Lager zurückkehren zu können. Aber es kam anders.

Die Schweden wurden besiegt; die meisten fielen im Kampfe, und der Rest zerstreute sich in alle Winde. Bald wurde es bekannt, daß ein einsamer Reiter auf den Schwarzstücken Wache hielt, und es dauerte nicht lange, so wußte man auch, daß er den Kriegsschatz bewache.

Nun sahen die Bauern eine Gelegenheit gekommen, sich an den verhaßten Eindringlingen zu rächen und sich an ihnen schadlos zu halten. Sie rotteten sich zusammen und nahmen den Reiter fest, der ihnen die Stelle zeigen sollte, an welcher der Kriegsschatz vergraben lag. Da alle Drohungen ihn nicht zum Geständnis bringen konnten, schlugen sie ihm den Kopf ab. Den Schatz jedoch fanden sie nicht. Er ruht bis zum heutigen Tage unentdeckt an einer verborgenen Stelle.

Seit dieser Zeit erscheint an den Schwarzstücken zu nächstlicher Stunde ein Reitersmann ohne Kopf, der ruhelos und unftet über die Felder reitet. Auch hat man an dieser Stelle bis in die jüngste Zeit hinein beim Aekern fremdländische Hufeisen gefunden, die sicherlich noch von den Schweden herrühren.

189. Die verborgenen Silberschätze der Stadt Beuthen OS

In der Zeit von 1350—1370 gewährte der Silbererzbau in Beuthen OS reiche Ausbeute. Die meisten Bürger dieser Stadt waren daran beteiligt und bildeten deshalb eine allgemeine Gewerkschaft. Da Mangel an geübten Schmelzern war, gingen die Bürger selbst daran, die sehr reichhaltigen Silbererze in ihren Kellern zu schmelzen. Man erzählt, daß sie sich auch silberne Wiegen gegossen hätten. Solche Wiegen sollen noch in einigen Kellern der Stadt, namentlich in den Rathausgewölben, vergraben liegen.

Auch in der Kirche des Minoritenklosters zu Beuthen sollen Silberschätze verborgen liegen, und zwar silberne Standbilder von Christus und den zwölf Aposteln. In den Nächten,

in denen der Vollmond scheint, zeigen die Mondstrahlen, die durchs Schlüßelloch gehen, den Ort an, wo der Schatz liegt.

An der Kirche werden einmal große Veränderungen vorgenommen werden. Man wird auch eine Kapelle anbauen und dabei auf ein Gewölbe stoßen, das alsbald einstürzen wird. Durch diesen Einsturz wird man zu den silbernen Aposteln gelangen.

190. Der Schatz auf der Landecke

Als die Burg auf der Landecke im Hultschiner Ländchen schon längst in Trümmern lag, hüteten dort auf der Anhöhe Hirten ihre Herden. Aus der Herde des jüngsten Hirten, der fromm und arbeitsam war und von seinem kleinen Lohne die Mutter unterstützte, verließ sich ein Schaf. Der arme suchte es einen halben Tag lang; er jammerte und wehllagte, aber umsonst, vom Schafe fand sich keine Spur. Plötzlich vernahm er aus dem nahen Dickicht ein gedämpftes Blöken. Freudig sprang er zu dem Orte hin und suchte das Gebüsch ab, aber er fand das Schaf nicht.

Da ließ sich von neuem das Blöken hören, und nun wußte der Hirt, wo sich das Schaf befand. In dem Gesträuch war nämlich eine verborgene Öffnung, welche in ausgedehnte Gewölbe unter der Schloßruine führte. In diese Gewölbe soll sich das Volk in schlimmen Kriegen geflüchtet haben. Dorthinein mußte das Schaf gefallen sein. Der Hirt hatte zwar wenig Lust zum Hinuntersteigen, doch wollte er das Tier nicht im Stiche lassen.

Er stieg daher ins Gewölbe. Kaum war er unten, da umflog ihn heller Lichterglanz, der ihn blendete. In zwei Reihen sah er Fässer stehen, voll von Gold- und Silbermünzen und von Diamanten. Aus einer Ecke hörte er eine schwache Stimme: „Fülle den Hut mit so viel Geld, als dir gefällt, aber schnell; denn bald werden die Schätze versinken, und die Öffnung wird verschwinden.“ Der Hirt nahm so viel Gold, als er erraffen konnte, lud noch das Schaf auf den Rücken und gelangte glücklich ans Tageslicht.

Als seine Kameraden den Hut voll Gold erblickten, fragten sie ihn, wo er das Geld gefunden habe. Er erzählte ihnen, was er gesehen hatte, und sofort eilten sie zu der Öffnung. Kaum waren sie aber in das Gewölbe hinabgestiegen, da versank der Schatz in die Erde. Die Wölbung stürzte zusammen und begrub die Hirten.

191. Der Schatz bei der Markdorfer Kapelle

Zu einem Bauern in Markdorf im Kreise Ratibor kamen eines Abends zwei gefährlich aussehende Kerle und fragten nach dem Wege zur Markdorfer Kapelle. Das kam dem Bauern verdächtig vor, und um mehr herauszubekommen, ließ er sich mit den beiden in ein Gespräch ein. Da erfuhr er, daß sie nach einem Schatz graben wollten, der bei der Kapelle etwa einen Meter tief verborgen läge.

Der Bauer ließ sich nichts anmerken, doch beschloß er sofort, den beiden zuvorzukommen. Deshalb gab er ihnen eine falsche Richtung an. Er selbst aber eilte zur Kapelle und begann zu graben. Er fand auch wirklich den Schatz und wurde sehr reich. Im Dorfe hieß er nur noch der „Millionär“.

Es wird erzählt, daß sich unter dem gefundenen Gelde auch ungarische Wertpapiere befunden hätten. Der Bauer fuhr nach Ungarn und löste die Scheine ein. Mit dem Gelde begann er einen großen Schweinehandel. Von dem Gewinn kaufte er Grundstücke am Ort. Seine Kinder erhielten als Mitgift mehrere Grundstücke und außerdem 70 000 Mark Bargeld.

Da bekannt war, daß der Bauer in seinem Hause stets eine größere Summe Geldes verwahrte, wurde er oft von Einbrechern heimgesucht. Bei so einem Einbruch wurde er einmal angeschossen.

Der reiche Bauer hatte auch wunderschöne Obstbäume. Die Früchte verkaufte er in Ratibor für schweres Geld. Eines Tages kamen arme Kinder am Garten vorbei und baten die Frau des Bauern um etwas Obst. Diese schickte die Kinder weiter, weil sie sich vor ihrem Manne fürchtete. In der folgenden Nacht brach im Hause ein Feuer aus. Die Frau war schon im Freien, als ihr einfiel, daß in der Lade noch Geld liege. Sie lief zurück, um es zu holen. Da brach gerade die hölzerne Bodentreppe herunter und begrub die Frau.

Der Bauer konnte den Tod seiner Frau nicht verwinden und starb bald darauf.

192. Die Schakeiche von Raunen

Im Birkentaler Jagd bei Raunen im Kreise Buttentag steht eine gewaltige Eiche, die weit ins Land hineinschaut. Der letzte König von Sachsen hat diesen stolzen Baum dem An-

denken eines treuen Waidgenossen geweiht. Seitdem heißt er „Graf-Schaffgotsch-Eiche.“ Vorher war er überall unter dem Namen „Schageiche“ bekannt.

Man nannte ihn so, weil unter seinen Wurzeln viel Gold und Silber liegen soll. Ein frommer Wirt der Umgegend hatte einst diesen Schatz zum Bau eines Gotteshauses bestimmt. In unsicherer Kriegszeit hatte er ihn unter dem Baume verborgen und war darüber gestorben. Das Volk scheute sich, diesen dem Himmel zugedachten Schatz in Besitz zu nehmen, und ging der Eiche ängstlich aus dem Wege.

Einmal wollte ein Holzschläger den Schatz heben. Als er gerade zu graben anfang, sprang vor ihm ein schneeweißes Kaninchen auf. Das war so schön, daß der Schatzgräber sofort sein Beginnen aufgab und das Tierchen verfolgte. Es sprang spielend vor seinen Füßen umher und lockte ihn immer weiter in den dunklen Forst, bis er jählings in einem tiefen Wasser versank.

Nicht ganz so schlimm sollte es dem Organisten und dem Rüster aus Raunen ergehen, die auch zur Nachtzeit auszogen, um sich den Schatz anzueignen. Der Organist nahm geweihte Kreide, Weihwasser und eine Stola mit, damit sie gegen höllische Mächte gefeit seien. An der Schageiche angekommen, zogen sie mit der geweihten Kreide einen Kreis um den Baum und besprengten den Raum mit Weihwasser. Als die Schatzgräber begonnen hatten, die Erde aufzuwühlen, setzte plötzlich ein heißer Wind ein, der in kürzester Zeit zum brausenden Sturme anwuchs. Mit einem Male stand am Kreidekreise ein feuriger Rappen, auf dessen Rücken ein unheimlicher Reiter saß. Als die beiden Männer die furchtbare Gestalt sahen, fielen sie vor Schreck zu Boden und blieben bis zum Morgen wie leblos liegen. Erst der junge Tag belebte sie wieder, und sie suchten schleunigst das Weite. Nie wieder wandelte sie die Lust an, das Gold und das Silber zu heben.

So liegt der Schatz noch immer unter der Eiche.

193. Das versunkene Kloster bei Beuthen OS

Hinter dem Margaretenkirchlein bei Beuthen, auf das Gostal zu, stand einst ein reiches Kloster, das aber später in die Erde versank. In den Zwölfnächten um die Weihnachtszeit, in denen es nicht geheuer ist, steigt es aus der Tiefe auf und versinkt in derselben Nacht wieder.

In einer solchen Nacht ging einmal ein Bergmann, der angetrunken war, nach Hause. Als das Kloster gerade aufstieg, stieß der Bergmann an die Kirchturmspitze. Ärgerlich darüber fluchte und wetterte er ganz abscheulich. Und siehe, alsbald versank das Kloster mit allen seinen Schätzen. Die Geistlichen ließen Grabungen anstellen, aber man stieß dabei nur auf verfallene Gänge. Zu gewissen Zeiten hört man dort tief in der Erde die Glocken läuten.

194. Die Glocke des versunkenen Katharinenklosters

Der Kattern- (Katharinen-) Berg erhebt sich bei dem freundlichen Dorfe Deutsch-Wette im Kreise Reisse. Gegen Osten verflacht er sich in die Petersheide, eine weite Hochebene; gegen Westen fällt er steil zur Biele ab, die unten durch ein Wehr geteilt wird, durch welches links der Mühlgraben abgeleitet wird, während der Fluß selbst rechts am Fuße des Berges hinströmt. Die Höhe am Absturz bedeckt ein kleines Kieferngebüsch; unten werden gegen das Dorf hin Sandsteine gegraben, über welchen mehrere Fuß hoch Sand und Geröll liegt. Auch oben hat man an einer Stelle zu graben begonnen, um den tiefer liegenden Sandstein zu gewinnen. Die Straße zwischen Reisse und Ziegenhals führt über den Berg.

Zwischen dem Steinbruch und der Straße stand früher auf der Höhe ein Kloster, das der heiligen Katharina geweiht war. Ob es ein Nonnen- oder ein Mönchkloster gewesen ist, wird nicht gemeldet. Auf dem Herrenhofe zu Deutsch-Wette hatten die Bewohner einen Hund, dem sie sehr zugetan waren. Als das Tier gestorben war, veranstalteten sie ihm, wie bei einem Menschen, ein ordentliches Begräbnis und ließen auch insbesondere die Glocken des Klosters läuten.

Wegen dieser Entweihung des Geläutes verschwand in einem Augenblick das Kloster, so daß nichts mehr davon zu sehen war. Die Erde hatte sich plötzlich geöffnet und in ihrem Innern das Gebäude begraben.

An der Stelle, wo es gestanden hatte, wurde später von einer Sau die große Glocke der Klosterkirche herausgewühlt. Sie hängt jetzt in Altewalde in dem von der Kirche getrennt stehenden niederen Glockenturm. Ebenso wurde die mittlere Glocke des ehemaligen Klostergeläutes im Wehrtümpel der Biele gefunden. Sie tönt jetzt von dem Glockenturm in Alt-Wette.

195. Die Glocke zu Tharnau bei Grottkau

Schon im 11. Jahrhundert hatte Tharnau eine Kirche. Sie stand im Oberdorfe, wo heute ein Teich sich befindet. Der Boden, auf dem die Kirche gebaut war, lag tiefer als die Umgebung.

In einer Nacht vernahmen die Dorfbewohner ein unheimliches Dröhnen. Sie liefen zur Kirche. Diese war samt dem Turme im Schlamm verschwunden.

Nach zweihundert Jahren baute die Gemeinde auf einer Erhöhung des Dorfes ein neues Gotteshaus. Man wußte aber nicht, woher man eine Glocke nehmen solle. Da trieb einst der Dorfhirt die Schweineherde an die Stelle, wo Kirche und Turm versunken waren. Er sah, wie ein großer Bora (Eber) und eine Sau an einer Stelle mit ihren Rüsseln wühlten. Bei näherem Hinsehen bemerkte er eine große Glocke, die aus dem Schlamm hervorschimmerte. Mit großem Jubel wurde die Glocke auf den Glockenstuhl des neuen Turmes gebracht. Beim ersten Läuten der Glocke war es, als rufe eine Stimme: „Borg grub, Sau fand!“

Bis in die Mitte des vorigen Jahrhunderts blieb die Glocke auf dem Turme. Dann wurde sie umgegossen.

196. Die verschwundene Glocke zu Pawontau

Von der großen Glocke zu Pawontau im Kreise Lublinig (Ostoberschlesien) wird ein eigentümlicher Vorfall erzählt.

Die Glocke wurde, als sie aus der Glockengießerei gekommen war, sofort, ohne geweiht zu werden, auf den Glockenstuhl gebracht und ihrer Bestimmung übergeben. Mehrere Tage hing sie im Turme und rief mit ihrem kräftigen Klange die fromme Gemeinde zum Gottesdienst. Das Volk aber war damit nicht zufrieden und erklärte, es wäre ein Frevel, daß man die Glocke ohne Weihe läuten lasse.

Eines Tages war die Glocke vom Turme verschwunden. Niemand wußte, was geschehen war. Daß sie nicht gestohlen war, sah jeder ein. Man nahm allgemein an, daß sie sich an einen unbekannten Ort begeben habe, weil man ihr die übliche Taufe verweigert hatte. Mehrere Wochen waren schon verflossen, ohne daß sich die Glocke gefunden hätte, und die Gemeinde gab sie bereits verloren.

Einſt hütete der Gemeindegirt von Pawontau eine Herde Schweine und ſang ein frommes Lied dabei. Da bemerkte er, wie ein Burg, das kräftigſte Tier der Herde, das Ende eines Stranges herauswühlte und dieſen vollends herauszuziehen verſuchte. Lange zog der Burg an dem Seile und wühlte die Stelle tief auf, biß es ihm endlich gelang, den Gegenſtand bloßzulegen, der an dem Strange befeſtigt war. Es war die vom Kirchturm verſchwundene Glocke.

Jetzt verſammelte ſich die Gemeinde, um die Glocke feierlich einzuholen. Sie wurde geweiht und zum zweiten Male auf den Glockenſtuhl gebracht. Seit dieſer Zeit iſt es der Glocke nie wieder eingefallen, ſich davonzumachen.

197. Die Glocke von Neubersdorf

Ein alter Bauer erzählt:

Vor vielen, vielen Jahren ſah es in Neubersdorf im Kreiſe Toſt-Gleiwitz ganz anders aus als jetzt. Das Dorf war viel größer und hatte auch mehr Einwohner. Wo jetzt die Mühle ſteht, befand ſich eine Eiſenhütte, und im Schloßpark war eine große Schmiede. Auch eine Kirche ſtand im Dorfe, und zwar dort, wo jetzt das Kreuz am Weg nach Haſelgrund ſteht.

Als im Dreißigjährigen Kriege die Schweden Gleiwitz beſagerten, kamen ſie auch durch unſer Dorf, plünderten es, vertrieben die Leute und zündeten die Häuſer an. Bei dieſer großen Feuersbrunſt iſt die Kirche verbrannt. Als der Turm brannte, fiel die Glocke herunter und ſank tief in die Erde ein. Durch den Schutt wurde ſie ganz verdeckt, und die Leute dachten, ſie wäre mit verbrannt. Die verkohlten Balken ſchleppten die noch dagebliebenen Bewohner weg und verbrannten ſie in ihren Häuſern.

Wo jetzt Michael Klyt wohnt, ſtand früher eine kleine Holzhütte. Hier wohnte ein armer Bauer mit ſeiner Frau und ſeiner Tochter. Da in der Nähe des Hauſes ein kleiner Eichenwald war, ließ er ſeine Schweine oft hinaus, damit ſie ſich Eicheln ſuchen konnten. Wenn die Schweine ſatt waren, kamen ſie allein zurück. Eines Tages aber blieben ſie ſehr lange aus, und er ſchickte ſeine Tochter hinaus, um ſie zu ſuchen. Als ſie ſo in Gedanken über den Plag ging, wo früher die Kirche geſtanden hatte, fiel ſie in der Dunkelheit in ein Loch, das die Schweine gewühlt hatten. Beim Fallen fühlte ſie etwas Hartes.

Sie grub mit den Händen noch etwas weiter und sah ein großes Stück Eisen. Darüber wunderte sie sich sehr. Zu Hause erzählte sie dem Vater von ihrem Funde. Der erinnerte sich, daß ihm der Großvater von der Kirche erzählt hatte, die vor langer Zeit auf diesem Plage gestanden haben sollte.

Am nächsten Tage sah sich der Vater den Fund näher an. An der Form des Eisens erkannte er die Glocke, Da holte er noch andere Männer, um die Glocke auszugraben. Viele Leute standen dabei und sahen zu, bis alle Erde fortgeschaufelt war. Nun holten sie Stricke und zogen die Glocke heraus. Alle freuten sich, und einige meinten, es wäre doch schön, wenn wir wieder eine Kirche hätten. Aber die Leute waren viel zu arm, um das Geld dafür aufzubringen. Da sie die Glocke nicht gebrauchen konnten, sollte sie einer anderen Kirche geschenkt werden. Sie wurde nun auf einen Wagen geladen und sollte nach Gleiwitz gebracht werden, doch die sechs Pferde konnten den Wagen nicht erziehen. Nun wollten sie die Glocke nach Schönwald schaffen. Aber der Wagen blieb im Sumpfe stecken. Da sagte eine alte Frau: „Fahren wir doch die Glocke nach Haselgrund, denn dort ist gerade eine neue Kirche gebaut worden.“ Da spannten sie zwei Ochsen vor den Wagen, und diese zogen den Wagen leicht bis nach Haselgrund.

Da auf allen Glocken ein Spruch steht, wollten sie auf die gefundene Glocke schreiben: „Ein Schwein hat mich aufgewühlt, eine Jungfrau hat mich gefunden.“ Doch der Pfarrer sagte, daß so ein Spruch nicht passend sei. Weil die Glocke am 29. September gefunden wurde, taufte man sie „Michael“. Sie hängt noch heute im Turme der Haselgrunder Kirche, und der Schutzpatron der Kirche ist der Erzengel Michael.

XII. Scherzogen und Schwänke

Die meisten Stämme und Volkschläge Deutschlands haben Sinn für Spaß und Scherz, und die Oberschlesier bilden darin keine Ausnahme. Sie neigen zu lustigem, mitunter derbem Spott, sind aber gerecht genug, auch Spott einzustecken. Der einfältige Bauer liefert Stoff zu vielen Schwankfagen. Ab und zu stoßen wir auf Geschichten, die beinahe zur Sage geworden wären. Darin wird erzählt, wie dieser oder jener sich unnötig vor dem Wassermann, dem Berggeist oder dem Teufel gefürchtet hat.

Mit diesen lustigen Geschichten will Frau Sage ihre Bilderreihe, die oft düster genug war, abschließen.

198. Die verkannte Baßgeige

In einem Dorfe nahe bei Andreashütte im Kreise Groß Strehlig lebte eine Witwe, die drei erwachsene Söhne hatte, von denen der eine etwas dumm war.

Einmal wurde der Dummrian von seinen Brüdern eingeladen, mit auf den Tanzboden zu kommen. Er willigte ein und betrat an der Seite seiner Brüder den Saal des Dorfgasthauses.

Der Tanz sollte gleich beginnen, und die Spielleute stimmten schon die Geigen. Einer der Musikanten hatte einen mächtigen Baß mitgebracht und drehte gerade an den Wirbeln herum. Als alles fertig war, setzte die Musik mit voller Wucht ein, und alsbald schwangen sich die Paare im fröhlichen Tanze.

Doch kaum war dies geschehen, da drängte sich der Dummrian zum Fenster und sprang hinaus. Er lief nach Hause und versteckte sich ängstlich unter dem Bette. Die Mutter kam herzu und fragte, was los sei. Zitternd erzählte der Flüchtling: „Dort im Tanzsaal war's schrecklich! Auf den Brettern stand ein dicker Mann, dem haben sie zuerst die Ohren abgedreht. Dann

nahm einer eine Säge und sägte ihm den Bauch auf. Als das die Leute sahen, wollten sie ausreißen. Sie fanden aber die Tür nicht und liefen immerfort im Kreise herum. Ich aber war schlau und sprang zum Fenster hinaus.“

Ein zweites Mal ist der Dummrian nicht mehr zum Tanz gegangen. Die Brüder haben ihn auch nicht mehr aufgefördert.

199. Der angeführte Bauer

Dem jugendlichen Übermut von Studenten soll einmal — so wird in Beuthen OS erzählt — ein Bäuerlein zum Opfer gefallen sein, das auf dem Viehmarkt einen Esel erstanden hatte. Nach dem üblichen Kauftrunk zog der Bauer heim, legte sich aber unterwegs im Schatten eines Baumes nieder, um auszuruhen.

Da kamen drei Studenten des Weges, die gar bald einen pfiffigen Plan faßten. Der Esel wurde abgebunden und an seiner Stelle der eine Student, der ein besonders schlauer Fuchs war, festgebunden. Die beiden anderen eilten mit dem Raube davon.

Als der Bauer erwachte und sich nach seinem Tiere umsah, gewahrte er den Studenten. Dieser kam dem verwunderten Bauern sogleich mit einer glaubhaften Erklärung zu Hilfe. „Seht, lieber Mann,“ sagte er, „ich bin ein lebenslustiger Student, dessen Geldbeutel aber meist leer ist. Da mein Vater mir vor einem Monat nicht die gewünschte Geldsumme geschickt hat, habe ich mich hinreißen lassen, ihm zu fluchen. Aber die Strafe ist auf dem Fuße gefolgt; ich mußte dafür einen ganzen Monat als Esel herumlaufen. Heute ist meine Strafe abgebußt, und so bin ich wieder Mensch. Laßt mich deshalb zurück zu meinem Vater!“ Der gutmütige Bauer gab ihm einige gute Lehren über Ehrfurcht und Kindesliebe und ließ ihn frei. Selbst den Strick wollte er nicht behalten.

Als der Bauer auf dem nächsten Viehmarkt ein neues Brautier kaufen wollte, sah er denselben Esel dastehen, den er schon einmal erstanden hatte. Mitleidig trat er auf ihn zu, zog ihn am Ohr und sprach verweisend: „Hast du dich schon wieder versündigt?“ Die Studenten, die abseits standen und den Vorgang beobachteten, bogen sich vor Lachen.

200. Belohnte Einfalt

In einem Dorfe im Kreise Löst-Gleiwitz hatte eine kluge Frau einen Mann, der nicht ganz so klug war wie sie. Die beiden besaßen eine kleine Wirtschaft und rackerten sich ehrlich ab, um durchzukommen. Eines Tages beschloß die Frau, eine Kuh zu verkaufen, weil sie Geld brauchte. Am nächsten Markttage sollte der Mann die Kuh in die Stadt treiben und sie dort feilbieten. Auf den Weg bekam er noch gute Lehren mit. „Verkaufe die Kuh nicht dem ersten besten“, meinte die Frau, „sondern nur einem, der gut zahlt! Und das merke dir: Die Käufer, die viel reden, wollen billig kaufen und dich betrügen. Halte dich darum an den, der am wenigsten spricht!“

Der Bauer zog mit der Kuh in die Stadt. Das fette Tier stach vielen in die Augen. Händler und Fleischer drängten sich heran, begannen zu feilschen und redeten wie wild auf den Mann ein. Der aber dachte an seine Frau, winkte mit der Hand ab und sagte nur: „Nicht zu verkaufen!“

Als er die Schwäger abgeschüttelt hatte, strebte er der Mitte des Ringes zu. Dort stand auf einem Steinsockel eine ernste Gestalt, die sich nicht rührte. Der Bauer dachte bei sich: „Das scheint mir der rechte Käufer zu sein. Dem will ich die Kuh anbieten“. Darum rief er laut: „He, Mann, willst du meine Kuh kaufen? Sie kostet 30 Taler!“ Der stille Mann saate zwar nicht ja, er sagte aber auch nicht nein. Daraus schloß der Bauer, daß er die Kuh kaufen wolle. Und da es ihm überdies so vorgekommen war, als hätte die Gestalt mit dem Kopfe genickt, band er die Kuh an das eiserne Gitter, das den Mann auf dem Sockel umgab. Nun wartete er aufs Geld. Als der stumme Käufer keine Miene zum Bezahlen machte, meinte der Bauer schließlich: „Mein Lieber, du scheinst heute kein Geld bei dir zu haben. Ich will drei Tage warten; dann komme ich und hole mir das Geld. Also 30 Taler, und nicht einen Pfennig weniger!“

Darauf marschierte der Bauer heim und erzählte seiner Frau, daß er die Kuh um einen guten Preis an einen sehr stillen Mann verkauft habe. Allerdings solle er sich das Geld erst nach drei Tagen holen.

Nach dieser Zeit ging der Bauer wieder in die Stadt. Der Mann wartete auch wirklich schon an der alten Stelle. Doch als der Bauer sein Geld verlangte, tat er, als höre er

nichts. Da geriet der Bauer in Wut und rief: „Nun gut, ich will nochmals drei Tage warten, aber wenn du dann nicht bezahlst, sollst du etwas erleben!“

Als drei Tage vergangen waren, machte er sich zum dritten Male auf den Weg. Er nahm einen schweren eichenen Krückstock mit, den wollte er dem Käufer um die Ohren schlagen, falls er nicht gutwillig zahle. Das ist auch wirklich notwendig geworden. Denn als der Bauer seine Forderung aussprach, stand der Mann wie versteinert da und dachte gar nicht ans Bezahlen. Da schrie der Bauer: „Du Lump, du willst mich betrügen“. Dabei schlug er mit seinem Eichenstock auf den Mann ein. Aber, o Schreck! der Schlag muß wohl doch etwas zu kräftig gewesen sein. Dem Manne war nämlich der Kopf vom Rumpfe gesprungen und zu Boden gefallen.

Auf einmal hörte der erstaunte Bauer ein helles Klingen und sah zu seinen Füßen viele Gold- und Silberstücke aufblitzen, die nacheinander aus dem abgehauenen Kopfe herauspurzelten. Da lachte der Bauer und sagte: „Siehst du, Freundchen, jetzt habe ich dich endlich so weit! Sei nicht böse, daß ich so grob zugeschlagen habe! Aber du bist dir allein schuld, warum hast du nicht gleich bezahlt!“ Zu dieser Zeit war der Marktplatz menschenleer; denn es war Mittagsstunde, und die Bürger hielten gerade ihr Verdauungsschläfchen. So konnte der Bauer das Geld zusammenraffen und ungehindert heimgehen.

Zu Hause zählte er mit seiner Frau das Geld. Es waren mehr als 200 Taler. Da lobte die Frau ihren tüchtigen Mann und sagte: „Die Leute meinen, du seiest dumm. Aber wenn du immer das tust, was ich dir rate, bist du klüger als sie alle“.

Diese Geschichte spielte sich ab, als der Räuber Pistulka in Oberschlesien sein Unwesen trieb. Pistulka versteckte sein erbeutetes Geld an den seltsamsten Orten: in hohlen Bäumen, unter einem großen Stein oder im Dachgebälk eines Hauses. Einmal hatte er sich dazu die Heiligenfigur auf dem Marktplatz eines Städtchens ausersehen. Der Kopf dieser Figur war hohl und hatte eine Öffnung, die man von unten nicht sehen konnte. Keinem Menschen wäre es eingefallen, in dem Kopfe des hl. Johannes von Nepomuk nach Geld zu suchen.

201. Das Hasenei

Eines Tages ging ein Bauer aus Markdorf im Kreiße Ratibor auf sein Feld. Da sah er am Boden einen großen, schönen, ganz weißen Kürbis liegen, der die Form eines Eies hatte. Der Bauer glaubte auch wirklich, er hätte ein Ei gefunden. Er hob es behutsam auf und trug es heim.

Zu Hause zeigte er es seiner Frau und sagte: „Wir wollen einmal sehen, was aus einem so großen Ei auskriechen wird.“ Die beiden wickelten das vermeintliche Ei sorgsam in warme Tücher und legten es in das Ofenrohr.

Nach einigen Tagen ging der Kürbis in Fäulnis über und begann zu stinken. Das gefiel der Frau nicht. Eines Morgens, als der Mann gerade auswärts war, nahm sie das Ei und warf es auf das Feld. Dort, wo es auffiel, hatte aber ein Häslein gefressen. Das sprang erschreckt auf und jagte in weiten Sprüngen davon. Da glaubte die Frau, das Häslein sei aus dem Ei herausgesprungen. Sie raufte sich die Haare und sprach: „So lange haben wir das Ei aufgehoben. Jetzt, wo es ausgebrütet ist, muß ich es fortwerfen. O ich dumme Frau!“

Als der Mann heimkam und von dem Pech hörte, fluchte er sehr. Er schimpfte die Frau aus, weil sie ihn durch ihre Voreiligkeit um einen Hasenbraten gebracht hatte.

202. Wie die Schönwälder ihre Kirche rückten

Die Schönwälder wollten einmal ihre Kirche rücken, denn es war ihnen aufgefallen, daß die einen es zu weit, die anderen es zu nahe zum Gotteshause hatten.

Also versammelten sich eines Tages die dreihundert Männer des Dorfes, um ans Werk zu gehen. Sie zogen zunächst ihre Röcke aus und legten sie hinter sich. Dann schütteten sie vor die Kirche drei Sack Erbsen, auf denen das Gotteshaus fortrollen sollte. Endlich stemmten sie sich auf der entgegengesetzten Seite gegen die Mauer und begannen mit aller Kraft zu drücken. Sie merkten zwar nicht, daß das Gemäuer sich bewege, aber sie ließen nicht nach und hatten nichts anderes im Sinne, als die Kirche von der Stelle zu bringen.

Nun war aber ein Schalk im Dorfe, den das törichte Tun weiblich belustigte. Der machte sich einen Spaß. Er suchte die

fortgelegten Sachen zusammen, trug sie ein Stück zurück und legte sie dort nieder, ohne daß es jemand gewahr wurde. So sehr waren die Schönwälder mit ihrer Kirche beschäftigt.

Endlich schaute sich einmal einer von den dreihundert Bauern um und sah die Sachen nicht mehr. Da rief er den anderen freudig zu: „Brüder, hört auf zu drücken; wir würden die Kirche sonst zu weit abrücken, denn unsere Sachen sind schon nicht mehr zu sehen!“ Da hörten sie alle auf zu arbeiten und fanden, als sie nach ihren Röcken sahen, daß die Kirche doch schon ein ganz bedeutendes Stück gerückt sein müsse. Darüber waren sie recht zufrieden. Und es gab seither in Schönwald keinen, dem die Kirche nicht recht gestanden hätte.

203. Ein Bauer schüßt sich vor seinem schwaghaften Weibe

Ein pffiger Bauer hatte ein einfältiges und leichtgläubiges Weib. Vor allem war sie sehr schwaghafte und konnte kein Geheimnis bewahren. Das wußte der Bauer; deshalb vertraute er ihr auch nichts mehr an.

Einst fand er auf dem Felde beim Aekern einen Schatz. Da er ihn nicht allein heben konnte, mußte er sein Weib um Hilfe angehen. Doch fürchtete er, daß die Frau auch diesmal schwagen würde, und dann hätte er das Nachsehen gehabt. Wenn nämlich der Gutsherr von dem Schatze erfuhr, so mußte er ihn abliefern.

Dem Bäuerlein kam aber ein schlauer Einfall. Er trug seiner Frau auf, doch einmal nachzusehen, ob alles im Backofen in Ordnung sei. Sie tat das, aber kaum war sie drin, da schlug er die Ofentür zu. Dann eilte er davon und achtete nicht auf das Poltern und Kreischen des Weibes.

Nun hatte der Mann am Morgen im Krautgarten einen Hasen erwischt. Den hing er an einen Angelhaken, und in ein Netz, das zum Vogelfang bestimmt war, steckte er einige Fische. Dann holte er aus dem Bache Wasser und goß es in die Stube, daß alles schwamm.

Darauf lief er zum Backofen, öffnete die Tür und ließ die Frau heraus. Dabei sprach er: „Warum kamst du denn nicht zurück? Hat etwa der Sturm die Tür zugeschlagen? Ja, das war ein furchtbares Unwetter! Komm und sieh, es sind wunderbare Dinge geschehen!“

Als sie in das Haus kamen, zeigte er ihr die Überschwemmung. Dann brachte er den Hasen herbei und sagte, das Tier habe sich selbst am Angelhaken gefangen. Die Fische aber seien durch die Luft ins Vogelnetz geflogen.“ Was für ein großes Wasser gekommen sei, das sähe sie ja an der Stube.

Als sich die Frau etwas vom Staunen erholt hatte, nahm er sie mit aufs Feld, wo er den Schatz hob. Darüber freute sich die Frau gar sehr, aber bei der nächsten Gelegenheit ging sie doch zum Gutsbesitzer und erzählte ihm die Geschichte vom Schatze. Der Herr wollte sich vergewissern und fragte nach den Einzelheiten des Fundes, vor allem, wann das geschehen sei. Die Frau meinte: „Gnädiger Herr, das war damals, als das große Wasser kam und die Häuser überschwemmte, als die Hasen sich in der Angel fingen und die Fische durch die Luft ins Vogelnetz flogen“. „Dummes Weib“, schrie der Gutsherr wütend, „willst du mich zum besten halten? Scher dich fort, sonst werde ich dir Beine machen!“

Da zog die Frau ganz verdutzt ab. Der Bauer aber hatte seinen Schatz gerettet.

204. Der Pantoffelheld

In Föhrengrund im Landkreise Tost-Gleitwiz lebte ein Mann, der von seiner Frau oft Prügel bekam und deshalb eine Heidenangst vor ihr hatte.

Dieser Mann sollte einmal einen Eimer Wasser holen. Gehorsam griff er zum Eimer und ging hinaus. Es verging eine Viertelstunde, es verging eine halbe Stunde, aber er kam nicht wieder. Schließlich wurde die Frau doch unruhig und lief zum Brunnen. Wie sie sich auch umschaute, vom Manne war nichts zu sehen. Nur ein Pantoffel lag da, und unten im Brunnen schwamm der Wassereimer.

Die Frau konnte sich anfangs nicht erklären, wo der Mann geblieben sei. Auf einmal kam ihr der Gedanke, daß der Wassermann ihn geholt habe. Und sofort fing sie an zu weinen und zu schreien. Die Nachbarn kamen herbeigeeilt und suchten den Brunnen ab, aber umsonst. Der Mann war und blieb verschwunden.

Es waren drei Tage vergangen, da stieg die Frau morgens auf den Boden, um etwas zu holen. Auf einmal hörte sie eine weinerliche Stimme: „Ich habe ja solchen Hunger. Gib mir

doch etwas zu essen!" Die Frau erschrak sehr, obgleich ihr die Stimme bekannt vorkam. Und schon kroch aus der dunklen Ecke eine Gestalt hervor. Es war kein Gespenst, sondern der todtgeglaubte Mann. Er hatte, ungeschickt wie er war, den Eimer in den Brunnen fallen lassen und aus Furcht vor Strafe sich auf dem Boden versteckt.

Diesmal war also der Wassermann unschuldig.

205. Die Angst vor dem Berggeist

In der Nähe der Bergstadt Tarnowitz gab es einige Eisenerzgruben. Da das Vorkommen dieses Erzes dort nicht gang- oder lagerartig war, sondern in Nestern auftrat, war die Anlage dieser Bergwerke sehr einfach. Es wurden kurze Schächte getrieben, von denen dann die Abbaustrecken ausgingen. Das gewonnene Erz zog man mit einem Haspel herauf. War das Nest abgebaut, so verließ man den Schacht und trieb in der Nähe einen anderen. Da Sonntags nicht gearbeitet wurde, deckte man am Samstag abends die Schachtöffnung mit Brettern zu, damit in der Zwischenzeit niemand hineinfalle.

Eines Montags versammelten sich die Bergleute um 5 Uhr morgens an einem solchen Schacht, um einzufahren. Die Häuer lagen im Grase und erzählten von den Erlebnissen des Sonntags, während sich die Schlepper zur Einfahrt drängten. Es war dort nämlich Sitte, daß die Schlepper zuerst einfuhren. So stieg nun ein Schlepper nach dem anderen die steilen Fahrten (Leitern) hinunter.

Als der erste unten angekommen war, blieb er erschrocken stehen, denn deutlich hörte er rasche Schritte, die dem Schachte näher kamen. „Klipp klapp, klipp klapp!“ klang es, als ob jemand in Holzpantoffeln liefe, und dazu ertönte ein lautes, höhnisches Lachen. „Der Berggeist, der Berggeist!“ schrie aus Leibeskräften der Schlepper, und die nachfolgenden Kameraden stimmten in den Ruf ein. Sie machten kehrt und fuhren mit solcher Eile aus, daß man sich wundern mußte, wie das ohne Hals- und Beinbruch möglich gewesen sei.

Zitternd erzählten sie oben den Häuern, daß der Berggeist unten sein Unwesen treibe. Die Häuer, die an einen Scherz glaubten, lachten über einen solchen Aberglauben und hielten Spottreden. Die Schlepper weigerten sich, noch einmal ein-

zufahren, und wollten es nur tun, wenn ein Häuer vorangehe. Einer von den Häuern fand sich wirklich dazu bereit. Die Schlepper folgten ihm und mußten sich auf der Fahrt manch grobes Wort gefallen lassen. Der Häuer kam unten an, aber kaum hatte er ein paar Schritte von der Fahrt weg getan, da hörte auch er das „Klipp klapp, klipp klapp“ und das heisere Hohngelächter. Vor Schreck konnte er kein Wort hervorbringen, und willenlos folgte er den nach oben fliehenden Schleppern.

Als die Häuer den Bericht ihres Kameraden hörten, lachten sie nicht mehr über die abergläubischen Schlepper. Keiner von ihnen wollte jetzt einfahren. Sie gingen zum Steiger und baten ihn, auf einem anderen Schachte arbeiten zu dürfen. Dieser empfing sie mit einer gewaltigen Strafrede und drohte mit Entlassung, wenn sie nicht sofort an der alten Stelle weiterarbeiteten. Um ihnen die Torheit ihres Aberglaubens zu beweisen, wollte er selbst in die Grube einfahren.

Der Steiger, ein junger, hitziger Mann stieg als erster in die dunkle Tiefe hinab, und schweigend folgten ihm die Bergleute. Unten angekommen, leuchtete er die Strecke ab, aber es war nichts Auffälliges zu bemerken. Schon wollte er die ängstlichen Häuer verspotten, da hörte er auf einmal ein höhnisches Lachen und bald darauf eilige klappernde Schritte. Der Steiger faßte seinen ganzen Mut zusammen. Er glaubte immer noch an die Möglichkeit einer Täuschung. Darum beruhigte er auch die Bergleute, die wieder fliehen wollten. Er selbst ging tiefer in die Strecke hinein, aus der die Tritte und das Lachen erschollen. Plötzlich sah er vor sich die Umriss einer Gestalt; er erkannte einen Kopf mit zwei großen Augen, einem langen Bart und zwei Hörnern. Da schrie auch er: „Der Berggeist, der Berggeist!“ und wandte sich zur Flucht. Die Bergleute fuhren aus, der Steiger stand hintenan. Da hörte er den Berggeist unmittelbar hinter sich und verspürte schon seinen giftigen Atem. Es wurde ihm schwarz vor den Augen, und als er den Fuß auf die erste Sprosse der Fahrt setzte, stieß ihn der Berggeist mit seinen Hörnern in die Kniekehle, daß er zurückfiel und wie tot liegen blieb. Ein heiseres, höhnisches Lachen tönte zum Schacht hinauf.

Die Bergleute kamen leichenblaß oben an und liefen alsbald nach dem Bechenhause zum Obersteiger. Sie erzählten ihm, was sie gesehen hatten, und meinten, dem Steiger sei sicher vom Berggeist der Hals umgedreht worden.

Der Obersteiger, ein ehrwürdiger Herr mit weißem Haar, hörte sich den Bericht lächelnd an. Dann griff er zum Grubenlicht und fuhr allein ein. Niemand wagte ihm zu folgen. Unten an der Fahrt fand er den Steiger besinnungslos am Boden liegen, und daneben stand — ein Ziegenbock, der ihm freudig entgegenmeckerte . . .

Der Schacht war, wie bereits erwähnt, nicht tief. Am Samstag hatten die Arbeiter vergessen, ihn mit Brettern zuzudecken. So kam es, daß ein Ziegenbock, der in der Nähe weidete, in das Loch hineingestolpert war. Das Tier fiel in den Schachtsumpf, in dem sich ziemlich viel Wasser angesammelt hatte, und tat sich weiter keinen Schaden. Da die Strecken in der Mitte mit Brettern belegt waren, um das Schieben der Karren zu erleichtern, klangen die Tritte des Ziegenbockes so, als ob jemand in Holzpantoffeln liefe. Aus seinem Gemecker hatten die verängstigten Leute ein höhnisches Lachen gemacht.

Die Schlepper und die Häuer und der Steiger sollen sehr beschämt gewesen sein, als sie die Wahrheit über den Berggeist erfuhren.

206. Der Berggeist in der Kaffeekanne

Ein alter Bergmann erzählt:

Als ich noch jung war, arbeitete ich als Häuer in einer Grube nahe bei Hindenburg. Eines Tages war ich wieder unten, und als die Arbeit getan war, wollte ich ausfahren. Um zur Förderschale zu gelangen, mußte ich durch einen breiten Querschlag gehen, dessen Sohle mit großen Kohlenstücken und Stempeln bedeckt war. Als ich über die Hindernisse hinwegkletterte, hörte ich hinter mir laut und deutlich ein seltsames Glucksen. Da ich zuletzt allein vor Ort gewesen war und niemand hinter mir sein konnte, nahm ich an, es seien Wassertropfen, die von der Firste herunterfallen und das Geräusch verursachen. Ich blieb ganz still stehen, aber da war vom Glucksen nichts zu hören. Doch als ich weiterging, setzte es sofort wieder ein. Jetzt bekam ich es mit der Angst zu tun, denn ich glaubte, der Berggeist gebe mir ein Zeichen, um mich vor einer drohenden Gefahr zu warnen. Ich lief, so schnell ich laufen konnte, aber immer lauter verfolgte mich das glucksende Geräusch. Endlich erreichte ich den Schacht, und schweißgebadet kam ich zutage. Jetzt erst begann ich zu überlegen, was eigentlich



Der Berggeist in der Kaffeetanne

geschehen war, und da merkte ich, daß es die halbgefüllte Kaffeekanne gewesen war, die mir beim Klettern und Laufen durch ihr Klacksen solche Furcht eingejagt hatte.

207. Der Teufel und der Lotteriegewinn

In Waldenau, einem Ortsteil des Dorfes Laband (Landkreis Tost-Gleiwitz), wohnte vor einiger Zeit eine Frau, die in der Lotterie einen großen Gewinn gezogen hatte. Das Geld verwahrte sie auf der städtischen Sparkasse in Gleiwitz, wo es sicher war und noch Zinsen brachte.

Eines Abends saß die Frau allein in ihrer Stube. Da sie sehr ängstlich war, hatte sie sich eingeschlossen und abgeriegelt. Plötzlich aber ging die Tür auf, und eine schwarze Teufelsgestalt sprang herein. Der unheimliche Gast gab der Frau unter schrecklichen Flüchen den Befehl, am nächsten Tage alles Geld herbeizuschaffen, sonst nähme er sie in die Hölle mit. Zitternd versprach die Frau, alles zu tun, was der Teufel ihr auftrug.

Als sie wieder allein war, kamen ihr aber doch Bedenken, und sie meldete das Erlebnis der Polizei. Darauf kam am nächsten Abend ein Polizist heimlich in ihr Haus. Er versteckte sich in einer großen Kiste, die in einer dunklen Ecke stand.

Um Mitternacht erschien der Teufel wirklich und fragte sofort nach dem Gelde. Die Frau zeigte stumm nach der Kiste. Als der Schwarze sie öffnete, sprang der Polizist heraus, hielt den Teufel fest und brachte ihn in den Lichtkreis der Lampe.

Jetzt stellte es sich heraus, daß der Teufel gar kein Teufel war, sondern ein Bahnarbeiter aus Laband, der es auf das Geld der alleinstehenden Frau abgesehen hatte. Dabei haute er auf den Aberglauben der Frau. Im Gefängnis mußte der Dieb darüber nachdenken, daß es doch ein Fehler sei, alle Leute für abergläubisch zu halten.

208. Der Kampf auf dem Misthaufen

Vor hundert Jahren lebte in Körnitz im Kreise Neustadt ein Mann, der im Ruße stand, vieles zu verstehen, was andere Sterbliche nicht wußten. Er ging keiner geregelten Arbeit nach, sondern besuchte die Nachbardörfer, um bei Krankheiten von Menschen und Tieren guten Rat zu erteilen oder bei uner-

klärlichen Ereignissen mit geheimen Mitteln zu helfen. Er rechnete stets mit dem Aberglauben der Einfältigen und litt dabei keine Not.

Einmal besuchte er wieder seine Kunden in Kerpen. Da klagte ihm eine Bauersfrau ihr Leid: ihre Kühe gäben in letzter Zeit immer weniger Milch trotz ihres guten Aussehens und trotz der großen Euter. Der kluge Mann fand die Ursache erst, als er ein größeres Geldstück in die Hand gedrückt bekommen hatte. Dann sagte er: „Ihr habt eine böse Nachbarin, die buttert die Milch eurer Kühe nachts um 12 Uhr auf ihrem Misthaufen aus. Wenn ihr wollt, könnt ihr euch selbst davon überzeugen. Ihr braucht nur um Mitternacht auf den Misthaufen nebenan zu gehen.“

Dann besuchte er die Nachbarin, die sich alsbald über das gleiche Leiden ihrer Kühe beklagte. Auch hier erkannte er den Grund, erhielt eine anständige Belohnung und schickte die Frau um Mitternacht auf ihren Mistshober, um dort die butternde Nachbarin auf frischer Tat zu erwischen.

Die Mitternachtsstunde kam heran. Pünktlich um 12 Uhr trafen sich die beiden Weiber auf dem Misthaufen und verprügelten sich jämmerlich.

Der schlaue Ratgeber aber war bereits auf dem Wege in ein entferntes Dorf. In Kerpen soll er sich lange Zeit nicht gezeigt haben.

209. Der Bauer und die Zigeunerin

Im Kreise Oppeln erzählt man sich folgende Geschichte:

Ein Bauer wollte gern den Jahrmarkt in der nächsten Stadt besuchen, aber seine Frau sagte: „Diesmal gehe ich hin und nehme unsere Tochter, die Liese, mit. Du bleibst zu Hause, schälst die Kartoffeln und machst das Essen zurecht.“

Der Mann mußte gehorchen. Traurig saß er auf der Ofenbank und tat, was ihm die Frau aufgetragen hatte. Da klopfte es an die Tür, und schon trat eine junge Zigeunerin herein.

Diese sagte: „Ach, du armer Jakob, da sitzt du zu Hause, und deine Frau und die Liese treiben sich auf dem Jahrmarkt herum!“

„Jakob — Liese — Jahrmarkt? Ja, woher weißt du das alles?“ fragte der Mann.

„Ich weiß alles,“ meinte die Zigeunerin, „ich weiß auch, daß dich ein großes Unglück erwartet. Ich sehe es schon kommen, aber du kannst ihm entgehen, wenn du dich sehr beeilst.“

Jakob wurde blaß vor Angst. Er bat die Zigeunerin um Rat: „Sage mir, was ich tun muß, um mich vor dem Unglück zu bewahren?“

Die Zigeunerin verlangte ein großes Faß, das ließ sie in die Kammer rollen. Auf den Boden des Fasses legte sie etwas Stroh und darauf einige Eier. Dann sagte sie zum Manne: „Jetzt setze dich vorsichtig auf die Eier! Hier mußt du sitzen bleiben und brüten, bis es finster wird. Wenn dich jemand ruft, so darfst du nicht aufstehen, sondern mußt wie eine Henne glücken. Doch jetzt sitze still, das Unglück kommt schon!“

Jakob hörte plötzlich einen fürchterlichen Lärm, als ob Raken und Hunde heulten und fauchten und knurrten. Dann pochte und polterte es, und zuletzt schlug jemand an das Faß. Jakob duckte sich und sagte mit klappernden Zähnen: „Glück, glück!“

Allmählich wurde es still. Nach einer Stunde kam die Frau nach Hause und rief: „Jakob, Jakob! Wo steckst du denn?“ Jakob sagte nur: „Glück, glück!“

Da entdeckte die Frau den Mann im Fasse und fragte ganz verwundert, was er dort mache. Er sagte: „Glück, glück!“ Sie forderte ihn auf, schleunigst herauszukommen, aber er sagte ängstlich: „Glück, glück!“ Das war der Frau denn doch zu bunt. Sie nahm eine Krücke und schlug wütend auf den Mann ein. Der vergaß auf einmal alle Drohungen und sprang aus dem Fasse.

Als er sich in der Stube umsah, traute er seinen Augen nicht: sie war fast ausgeräumt. Nun wußte er, was für ein Unglück ihm die Zigeunerin angekündigt hatte. Jetzt war er schlau, aber es war zu spät, denn die Zigeuner waren schon über alle Berge.

210. Das Grottkauer Schächerbier

In Grottkau wird seit jeher Bier gebraut. In früheren Zeiten muß es aber keinen guten Ruf genossen haben. Jedenfalls nannten es die Wansener immer das Schächerbier. Und das kam so:

Ein Wansener war einmal in Grottkau zum Jahrmarkt. Da es lustig zuging, trank er eine ganze Menge Bier. Davon bekam er Leibschneiden, und er machte sich deshalb auf den Heimweg. Kaum war er zur Stadt hinaus, da wurden die Schmerzen so heftig, daß er sich krümmte und schließlich bäuchlings auf einen Rasenfleck hinwarf. Als er einmal wimmernd und klagend sein Haupt hob, sah er gerade vor sich drei Kreuze stehen, an denen Christus und die beiden Schächer hingen. Er betrachtete die drei Gestalten, und schließlich blieb sein Blick an dem verzerrten Gesichte des sogenannten verworfenen Schächers haften. Plötzlich bligte ein Gedanke in ihm auf. „Armer Schelm,“ rief er aus, „du hast gewiß auch Grottkauer Bier getrunken!“

Seitdem nannte man das Grottkauer Bier Schächerbier.

211. Der verkannte Heilige

In Klausberg im Kreise Beuthen-Larnowitz steht dem Gutshof gegenüber am Teiche eine Kapelle, die dem hl. Johannes von Nepomuk geweiht ist und von zwei mächtigen Kastanien überschattet wird.

Einmal wankte in später Abendstunde ein Betrunkener nach Hause. Als er an diese Kapelle kam, verweigerten seine Beine den Dienst. Der Kumpel setzte sich auf die Schwelle der Kapelle, um auszuruhen. Als er sich dabei gegen die Tür der Kapelle lehnte, gab diese plötzlich nach, und er fiel in den Innenraum. Nun ging er vollends hinein, schloß die Tür, machte es sich in einer Ecke bequem und schlief ein.

Es dauerte nicht lange, da kam eine Frau aus dem Dorfe in die Kapelle, eine junge Witwe, die des Alleinseins müde war. Sie wollte den Heiligen um einen zweiten Mann bitten. Das tat sie auch, sie bat aber um einen guten Mann, nicht um so einen Trunkenbold, wie es ihr erster Mann gewesen sei. Der Schläfer in der Ecke, der durch das laute Beten der Witwe aus seinem Schlaf erwacht war, rief unwillig: „Was? Einen zweiten Mann willst du haben? Mach, daß du fortkommst!“

Die Frau glaubte, der Heilige habe zu ihr gesprochen. Zuerst war sie vor Schreck sprachlos, aber dann sagte sie ganz schnippisch: „Also so einer bist du! Da haben sie dich nicht umsonst in der Molbau ertränkt.“

Sprach's und lief weg.

212. Der bestrafte „Tichter“

Better Olbrich, ein Bauer aus Deutsch-Rasselwitz im Kreise Neustadt, war ein Mann von altem Schrot und Korn. Früh auf und spät nieder, war er in der Zwischenzeit behäbig rührsam, wie sich's gehört. Wenn der Schmied einmal früh um 4 Uhr noch nicht pinkte, so bekam er sicher als Morgengruß zu hören: „Meister, heute hast du wieder mal verschlafen!“ Auf lateinische (studierte) Bauern und solche, die zu herrisch taten, war er nicht gut zu sprechen. Verb und urwüchsig in Rede und Gebaren, ohne Neigung zu Aufwand und Feintun, anspruchslos in Tracht und Lebensweise, kein Kostverächter: so war der alte Olbrich.

Dieser Bauer hatte, es war vor hundert Jahren, einen Knecht, der bei Tisch etwas „abstenat“ war, ein sogenannter „Tichter“, der nicht alles essen mochte, was man ihm vorsetzte. Gab es z. B. Erbsenbrei, so führte er den Löffel stets umgekehrt in die Schüssel und von dort in den Mund, um sich nicht zu übernehmen. Das ärgerte natürlich jedesmal den Hausherrn und mehr noch die Bäuerin.

Dann kam die große Teuerung Ende der vierziger Jahre. Da kosteten Korn und Erbsen ungeheuer viel Geld. Olbrichs Knecht hatte sich unterdes verheiratet und hungerte mit Weib und Kind. Eines Tages kam er zu seinem früheren Dienstherrn, klagte über die große Not und bat inständig um einen halben Scheffel Erbsen. Der Bauer war bereit, von seinem Vorrat etwas abzulassen, doch nahm er sich vor, dem einstmaligen Feinschmecker einen Denktzettel zu geben. Beim Einmessen hielt er wie von ungefähr die Schaufel beständig umgekehrt. Der geduldig Wartende machte nach einer Weile die bescheidene Bemerkung: „Aber Bauer, ihr haltet ja die Schaufel verkehrt!“ „Man sollt's doch nicht für möglich halten,“ meinte drauf der alte Olbrich. „Da kann ich's jetzt beim Einschaufeln gerade so gut, wie du es früher beim Auslöffeln fertigkriegtest. Wir scheinen beide noch etwas zugelernt zu haben.“ Der Abgestrafte sagte gar nichts weiter, ging reumütig mit seinem Erbsenpäcksel nach Hause und handhabte den Löffel sicher ordnungsmäßig, wenn es jetzt Erbsenbrei aus der eigenen Küche gab.

213. Der schlaue Schulze

Die Schulzen der früheren Leobschüzer Gutsdörfer, die im Dienste der Stadt manche Arbeit und Last hatten, bekamen

dafür laut Urbarium, in dem alle Pflichten und Rechte der Dorfbewohner verzeichnet standen, ein Fuder Heu und eine Fuhr Grummet. Die Größe einer solchen Heufuhr war genau festgesetzt. Sie sollte so geladen sein, daß sie gerade durch vier Pferde von den sumpfigen Wiesen fortgebracht werden konnte.

Der Schulze von Sabschütz aber ersann eine List, um diese unbequeme Vorschrift zu umgehen. Zuerst gewann er eine Anzahl Wiesenarbeiter für sich. Dann erschien er am Tage der Heuernte mit einem riesengroßen Leiterwagen, der durch verschiedene Brettereinlagen weit über das gewöhnliche Maß verlängert und erhöht war.

„Der Wagen ist doch wohl etwas zu groß, Schulze,“ meinte der städtische Wiesenaufseher.

„Ihr irrt! Von der Größe des Wagens sagt das Urbarium nichts,“ entgegnete der Angeredete und kümmerte sich weiter nicht mehr um den Aufseher.

Dieser sah mit Grimm, wie ein Heuschaber nach dem anderen in dem schier unersättlichen Bauche des Leiterwagens verschwand. Wohl an die 40 Zentner, also doppelt soviel, wie im Urbarium bestimmt war, lud der Schulze mit seinen Knechten auf. Gefährt und Gespann sanken immer tiefer in den weichen Wiesenboden ein.

„Ausgeschlossen, daß dieser Mensch auf den harten Weg kommt, wenn es dahin auch nicht weit ist,“ dachte der Aufseher und lachte schadenfroh.

„Hallo!“ rief auf einmal der Sabschützer Schulze.

Sofort stürzten 16 bis 18 stämmige Wiesenleute herbei, stützten, stießen und schoben das Ungetüm, und bevor der Aufseher etwas unternehmen konnte, war der Wagen schon auf der Straße.

Der Aufseher, der jetzt erst Einspruch erheben konnte, schrie und schimpfte mit krebsrotem Gesicht: „Das ist nicht erlaubt, daß auch noch meine Arbeiter den Wagen stoßen helfen!“

Der Schulze gab zur Antwort: „Ihr täuscht euch. Im Urbarium steht nichts davon, daß es verboten ist, neben den vier Pferden noch Menschenkräfte zu gebrauchen. Und was nicht verboten ist, das ist erlaubt. Von dieser Erlaubnis habe ich Gebrauch gemacht, das werdet ihr nicht ändern.“

Dann dankte er seinen willigen Helfern und sagte: „Liebe Leute, macht nachher ein Vierteltündchen Überschicht, um die kleine Versäumnis zehnfach einzuholen. Und für abends seid ihr alle in den Dorfkretscham zu einem Trunkte Bier herzlich eingeladen!“

Darauf trieb der Schulze seine Pferde an und fuhr unter dem Jubel der Wiesenleute mit lustigem Peitschengeknall davon. Der städtische Aufseher aber erstickte fast vor Wut.

214. Die beste Todesart

Ein Günstling des Herzogs von Ratibor und Pleß beging einst einen Mord aus Eifersucht. Die Geseze waren streng, und danach mußte er sterben.

Das Gericht hatte gesprochen, doch wollte der Herzog dem Verurteilten noch eine Gnade erweisen. In seinem Auftrage trat der Schließer in den Kerker und sprach: „Der Herzog entbietet euch seine Gnade. Wollt ihr gehängt sein, so wird man euch hängen; wollt ihr lieber das Rad, so wird man euch rädern; zieht ihr aber das Schwert vor, so wird man euch köpfen; kurz, ihr könnt wählen, auf welche Weise ihr vom Leben zum Tode befördert sein wollt!“

Der Verbrecher entgegnete: „Das Hängen ist mir zu eiglich, das Rädern zu unbequem, und Köpfen — wozu? Bin ich doch ohnedies klein! Da ich mir aber die Todesart wünschen darf, so saget dem Herzog, daß ich den Tod „aus Altersschwäche“ gewählt habe.“

Der überraschte Herzog lachte über die List und begnadigte den Verurteilten, den er sonst gut leiden mochte..

Das Antlitz des Oberschlesiers im Spiegel der Sage

Frau Sage hat uns freundlich lächelnd ihren Spiegel gereicht, darin in rascher Folge und buntester Mannigfaltigkeit die Bilder aus der oberschlesischen Heimat abrollten. Wir sahen Oberschlesiens heiligen Berg und die weite Oberebene, das Dreiblatt der Großstädte und das stille Dorf im Wald versteckt, den Bauern und den Bergmann und dann die Fülle der Sagengestalten; wir schauten die Gegenwart, und zeitweise öffnete sich auch der Vorhang, der uns von der Vergangenheit trennt. Und doch hat uns das Vielerlei der Ansichten nicht verwirrt; denn dahinter stand ein Bild, das alle die scheinbar widerspenstigen und auseinanderstrebenden Teile einsing und zur sinnvollen Einheit ordnete. Jede der hier erzählten Sagen will nämlich nur ein Strich oder ein Farbtupfen sein auf einem Bilde, das, anfangs dunkel und verschwommen, nach jeder gelesenen Seite klarer heraustreten soll, schärfer in der Zeichnung, kräftiger in den Farben und wärmer in der Tönung, bis es zuletzt deutlich erkennen läßt, was es darstellt: Das Antlitz des Oberschlesiers.

Die Oberschlesier sind ein Teil des deutschen Volkes, das durchaus keine völlig einheitliche, in sich gleichartige Masse ist, sondern sich in zahlreiche Stämme und Volksschläge gliedert. Unser Volk gleicht dem Eichbaum, der viele Äste zum Himmel treibt, die deutschen Stämme, die wieder kleinere Zweige tragen, die einzelnen Volksschläge. Einen solchen Zweig am schlesischen Äste stellen die Oberschlesier dar.

Was ein Volk innerlich zusammenhält und nach außen hin von anderen Völkern unterscheidet, ist sein Volkstum. Wenn auch das deutsche Volkstum, fremden Volkstümern gegenübergestellt, eine geschlossene Ganzheit bildet, so erkennen wir dennoch an der Vielheit seiner Träger gewisse Eigentümlichkeiten, die zur Aufspaltung des Ganzen in einzelne

Stämme und Stammestümer geführt haben, wie auch die Volksschläge unverwechselbare Merkmale aufweisen, durch die sie sich vom Hintergrunde der Stammesart abheben.

Die Besonderheit der Teile spricht aus jeder Lebensäußerung unseres Volkes. Wir fühlen den Herzschlag dieser Regungen, wenn wir beobachten, wie das Volk arbeitet oder feiert, wie es siedelt und baut, wie es sich kleidet und schmückt. Die stammliche Eigenart strömt aus der Mundart und spricht aus dem Gebete; sie singt im Liede und schwingt im Tanze. Auch im Sagenaut offenbart sich das Gesein des Stammes oder Schlages. Deshalb fällt es uns nicht schwer, im Sagenspiegel das oberschlesische Antlitz zu erkennen, besonders dann nicht, wenn wir selbst dieses Blutes sind.

Ehe wir an die Beschreibung dieses Antlitzes gehen, ist es notwendig, daran ein Kennzeichen allgemeiner Art festzustellen. Deutschland hat viele Heimaten und viele Sagengeichter, und es ist wohl überflüssig zu betonen, daß alle diese Gesichter deutsch sind. Trotzdem wollen wir dies für das oberschlesische Antlitz ausdrücklich feststellen, da wir Oberschlesier im Zwielicht der Grenze leicht verkannt werden, zumal große Teile unserer oberschlesischen Heimat nach dem Weltkriege losgerissen und in fremde Staaten eingegliedert worden sind. Frau Sage aber, die beharrlich ist und sich nur im Jahrhundertschritt fortbewegt, mißachtet diese Scheidung. Sie läßt sich nicht von außen her befehlen, und so kommt es, daß Oberschlesien trotz Versailles und Genf und trotz der blutenden Grenze das einheitliche Sagengezicht bewahrt hat.

Das oberschlesische Antlitz ist deutsch. Wie die geschichtlichen Sagen, deren Inhalt das letzte Nachzittern eines gewaltigen Erlebens ist, deutscher Art sind und meist nach dem deutschen Herzraum zielen, so sind die Gestalten unserer mythischen Sagen auch in anderen Gegenden Deutschlands heimisch. Der Wassermann, den man in Oberschlesien recht häufig antrifft und deshalb gern als Kennzeichen oberschlesischer Sageneigenart hinstellt, baut seinen gläsernen Palast nicht nur in den Flüssen und Teichen des oberen Oberlandes, sondern auch in den Gewässern Mitteldeutschlands. Unser Berggeist ähnelt dem Bergmönch des Harzes. Wer denkt bei den Fenismännchen nicht an die anderswo hausenden Trolle und Wichte und sonstiges Gezwerg! Wenn Wode, der Nächstjäger, nach Oberschlesien reitet und der Windgeist und die Spillahulle hier umgehen, so beweist dies, daß der urtümliche Grund, auf dem sich die hei-

matliche Sagenwelt aufbaut, germanisch und deutsch ist. Der geprellte Teufel ist am Rhein und im Böhmerwald ebenso bekannt wie an der Oder. Gewiß, alle diese Gestalten und weiterhin der Alp und die weiße Frau, die Hausgeister und die Feuermänner, die Heren und die Zauberer kommen auch bei anderen arischen Völkern vor, aber wie diese Sagenwesen ausschauen, wie sie handeln und welche Eigenschaften sie haben, gerade das bezeugt, daß sie unseres Blutes sind und aus deutscher Seele entspringen. Damit soll keineswegs geleugnet werden, daß dieser oder jener Zug unserer obererschlesischen Sage slawischer Herkunft sei. Es wäre ja wirklich seltsam, wenn einzig und allein unser östlicher Nachbar, von dem uns weder Strom noch Gebirge trennt, gar nichts zur Bereicherung unseres Sagenschatzes beigetragen hätte. Doch sind die fremden Einflüsse so gering, daß sie am Gesamtbild nichts ändern. Das obererschlesische Antlitz ist so deutsch, daß nur kurzfristige Toren oder übelwollende Feinde es abstreiten können.

Wir wollen jetzt versuchen, das obererschlesische Sagengesicht vom schlesischen und vom gesamtdeutschen loszutrennen.

Da fällt uns zunächst auf, daß das obererschlesische Antlitz jung ist. Selbstverständlich ist es jünger als z. B. das der Franken oder Niedersachsen, die doch auf eine mehr als 1500 jährige Geschichte zurückblicken können. Es ist auch jünger als das der Schlesier, obwohl diese erst gegen Ende des Mittelalters aus verschiedenstämmigen Rückwanderern zu einem Neustamm zusammengewachsen sind. Aber während der schlesische Stamm um 1500 zur ausgeglichenen Einheit verschmolzen war, rang das obererschlesische Volk bis in die jüngste Zeit hinein um seine Gestalt. Im Westen hatte die deutsche Geschichte um 1200 bereits einen zweiten Höhepunkt erreicht, in Oberschlesien setzte sie um diese Zeit überhaupt erst ein. Was vorher liegt, ist noch dämmernde Vorgeschichte, die auf karge Bodenfunde angewiesen ist.

Wenn wir auch die Spuren, die die Geschichte in der obererschlesischen Sage zurückgelassen hat, verfolgen können bis in die Zeit, da Oberschlesien christlich wurde, so müssen wir doch zugeben, daß die Ausbeute, gemessen an dem verwirrenden Reichtum und dem strahlenden Glanze der Geschichtsfagen westlicher Gaue, eigentlich recht gering ist. Oberschlesien lag eben abseits der Straße, die das deutsche Schicksal im Mittelalter gegangen ist. Daraus erklärt es sich, daß die Oberschlesier an dem großen Geschehen in den deutschen Landen unbeteiligt waren. Zwar

gab es auch hier genug an Krieg und Not und Qual, aber das Volk litt nur, ohne daß es in das Rad der Geschichte greifen und sein Los abändern konnte, weder zum Guten noch zum Schlechten. Das obereschlesische Land ist verhältnismäßig arm an einschneidenden, schicksalbewegenden Geschichtsereignissen und deshalb auch arm an geschichtlichen Sagen, die das Gedächtnis des Volkes darstellen und solches Geschehen lebendig erhalten.

Jung wie die Geschichte des Landes ist auch sein Sagen- gesicht, das frisch und faltenlos ist. Das wurde erst in der aller- neuesten Zeit anders, als die grausame Zerreißung Oberschlesiens die erste Schmerzensfurche in diesem Antlitz zog. Noch sind die letzten Geschehnisse nicht sagenreif, und doch geistern schon die Erinnerungen an diese furchtbare Zeit als graue Schatten durchs Land. Einst werden sie sich zur Sage verdichten und Gericht halten über alle, die schuldig sind an Oberschlesiens Unglück.

So arm Oberschlesien an Geschichtssagen ist, vor allem an älteren, so reich ist es an mythischen, an eigentlichen Volks- sagen. An jeden Findlingsblock, an jedes alte Gebäude, an jede Seltsamkeit und Merkwürdigkeit setzt sich die Sage wie Edel- rost an in immer neuen Schichten. Das Volk glaubt noch felsenfest an Wunder und verborgene Schätze, an den Alp und die wandernden Seelen, manchmal noch an den Teufel und leider auch hier und da an die Hexen. Ein so schollengebundenes und naturnahes Volk, das voll kindlicher Unbefangenheit in der Sagenwelt lebt und die Landschaft mit den Gestalten seiner Einbildung beseelt, ist jung und unverbraucht. Das prägt sich auch im Antlitz aus.

Das obereschlesische Sagengesicht drückt Schlichtheit und Einfachheit, wenn nicht sogar Einfalt aus. Unsere Sagen sind kurz und anspruchslos, ohne kunstvollen Aufbau, ohne spannende Verwicklungen. Unter die Sagengestalten verirrt sich ganz selten einmal ein Graf oder Herzog; meist handelt es sich um not- leidende, vom Schicksal hart angefaßte Männer und Frauen, um unendlich bedürfnislose Knechte und Dienstmägde. Wir hören darin nichts vom Klirren goldener Harnische und vom Rauschen seidener Gewänder, dafür um so mehr von Hunger und Armut. Wenn anderswo der Wassermann Lilofee, die schöne Königstochter freit, so heiratet er hier nur ein namen- loses Bauernmädchen. Inmitten Deutschlands bergen die Höhlen unermessliche Kostbarkeiten, eine gleißende Pracht; hier reicht der Schatz, der vom glücklichen Finder gehoben wird, gerade

aus, um eine Familie vor Not zu bewahren. In den Sagen anderer Gaue geht es vornehmer und großartiger zu. Oft genug ist deren Sagen Gesicht mit Schminke und Puder zurechtgemacht, nicht vom Volke, das seine Sagen schlicht und einfach erzählt, sondern von Dichtern und Schriftstellern, die die Volksgeschichten breit ausmalen und unnötig aufpuzen und dabei die Natürlichkeit und Ursprünglichkeit verwischen. Gegen solche Sagen scheinen die obereschlesischen wirklich einfältig zu sein. Die Einfalt aber, die der Oberschlesier in der Sage zeigt, ist ein Anfang, kein Ende. Es ist die kindliche Einfalt eines Parzival, der von Ritterart nichts wußte, weil er noch keinen Ritter gesehen hatte. Es ist die schöpferische Einfalt des mittheilsamen Volksgemüthes, das heute schlichte Sagen erzählt und morgen in Dichtungen überquillt. Oberschlesien glich lange einem Wiesengrund, in dem die Sagen als unscheinbare Gänseblümchen wucherten und blühten, aber die Sagenwiese wandelt sich mählich in einen Dichtergarten, nachdem Eichendorff die heimlichen Quellen erschlossen hat, die den Schaffenden speisen. Seitdem klingt das obereschlesische Land, und seine Söhne und Töchter, von der Heimat ergriffen, schicken sich an, zu singen und sagen nach Herzenslust.

Die Sage als Widerschein der Landschaft und ihrer Seele wurde geboren, als der Mensch den Kampf mit der Natur aufnahm und dabei zu unterliegen drohte. Das war vor Jahrtausenden so und wiederholt sich immer wieder bis auf den heutigen Tag. Der Mensch kämpft mit den Naturgewalten, und da dieses Ringen am Meere anders ist als in den Alpen, in der Ebene anders als im Mittelgebirge, in der Heide anders als im Moor, haben die deutschen Sagen überall verschiedene Gesichter, aber ein Zug ist allen gemeinsam: die Freude am Kampf und der Wille zum Handeln. Daran hat auch die obereschlesische Sage Anteil. Hier tönt in alten Geschichten der Sang von der Landnahme, vom Kampf gegen den Bannwald, gegen Wasser, Sand und Sumpf. Andere Sagen berichten von schier endlosen Kriegen, von Seuchen und Notzeiten und von den Gefahren der Nacht und der Grube, wobei manch längstvergessenes Heldenlied leise aufklingt. Kampf war der Grundton der deutschen Sage seit jeher. Alte Erlebnisse hallen darin nach, neue drängen nach Gestaltung und gesellen sich dazu, die Sage stetig verjüngend. Das ist im Märchen anders, das zeitlos im Lande Nirgendwo spielt und den Menschen unbekannten Zauberkräften und dem blinden Zufallsspiel aus-

liefert. Der Slawe, der sich den dunklen Gewalten ergibt und zum Entsagen neigt, bevorzugt das Märchen, der Deutsche die Sage. Der Oberschlesier kämpft im Leben wie in der Sage gegen das widrige Schicksal an und nimmt es nicht tatenlos hin. Selbst gegen Geister und Dämonen lehnt er sich auf, sowohl mit der dreinhauenden Faust als auch mit Klugheit und List. Der Wassermann und der Alp wissen davon zu erzählen.

Ferner zeigt der Sagenspiegel, daß der Oberschlesier, auch darin dem Kinde gleichend, ein weiches Gemüt hat. Mitfühlend lacht er mit den Fröhlichen und weint er mit den Trauernden; er kann aber auch unter Tränen lachen. Er ist hilfsbereit bis zur Selbstentäußerung und achtet sein Leben für nichts, wenn es gilt, dem Freunde in der Not zu helfen. Das hat er tausendmal im Kriege bewiesen, das zeigt er heute noch bei einem Grubenunglück oder in Wassers- und Feuersgefahr, das spiegelt sich auch in der Sage ab. Der Oberschlesier ist nachhaltiger in der Liebe als im Haß, und seine Gutmütigkeit ist erstaunlich groß. Darin haben sich ihm seine Sagengestalten angeähnelte, die ursprünglich ganz anderer Herzensart waren. Der Wassermann, sonst so hämisch und bössartig und ränkefüchtig, wird in Oberschlesien dem Menschen bisweilen ein williger Helfer, und der Berggeist ist mehr hold als unhold. Die oberschlesische Sage rühmt die Gefälligkeit der Feuermänner, sie gibt den Räubern einen Stich ins Heldenhafte und gewinnt sogar dem Teufel eine gemüthliche Seite ab.

Wenn des Schlesiers Seele gedoppelt ist, so ist die des Oberschlesiers mehrfach geschichtet und noch nicht recht zusammengewachsen. In wandalischen Volksgrund ist einst slawisches Blut eingesickert. Die deutsche Wiederbesiedlung brachte deutsche Menschen ins Land, und dann wechselten fremde Einschübe mit deutschen Wellen ab, sich mischend und zeitweilig auch überlagernd, bis zuletzt der deutsche Oberschlesier Gestalt gewann. Aber seine Seele zeigt noch die Narben dieses Werdekampfes, sie ist widersprüchlich und voller Spannungen und darum unbeholfen und sprunghaft. In der armseligen Vergangenheit, fern edler Geselligkeit, hat der Oberschlesier kaum gelernt, sich zu zügeln und zu zähmen; deshalb ist er noch von urwüchsigem Leidenschaften durchglüht, die etwas Gewitterhaftes an sich haben. Sein leicht erregbares Mißtrauen und sein Zorn wandeln ihn, den von Natur Gutmütigen, im Augenblick und ohne jeden Übergang zum Streitheld. Der Oberschlesier kennt seine Schwäche; er bereut hinterher seine Maß-

lofigkeit, will sich wieder vertragen und sucht Verzeihung und Frieden. Er klagt sich dessen auch in der Sage an und duldet die Strafe, die Wassermann und Berggeist dieserhalb über ihn verhängen.

Im Antlitz des Oberschlesiers fehlt nicht ein verschmitztes Lächeln, das an Till Eulenspiegel erinnert. Der aufgeschlossene Oberschlesier liebt Heiterkeit und derbe Späße und ist dabei mitunter etwas laut und lärmend, aber man kann ihm darob nicht böse sein, denn seine Ausgelassenheit ist rasch genug wieder von leiser Schwermut überhängt. Das zeigt sich auch in seinen Sagen und Liedern und mag eine Folge des oder der Tropfen slawischen Blutes sein, die in seinen Adern kreisen. Der Oberschlesier, empfindlich für die Mißachtung, die von Fremden kommt, läßt sich von seinesgleichen geduldig verulken und neigt zur Selbstverspottung. Das beweisen seine Vierzeiler und Wize, sofern sie wirklich von ihm und nicht von geschäftstüchtigen Widersachern stammen; das beweisen auch die ungezählten Schwanksagen, in denen er sich selbst den Spiegel vorhält, der unerbittlich die Wahrheit sagt und nichts verbirgt oder beschönigt. Was ihm in der Sage als Volksglaube heilig ist, verspottet er im Schwank als Aberglauben. Er wirft sich seine Torheit und Leichtgläubigkeit, seine Streitsucht und seine Schwäche für den Branntwein vor und gibt auch seine kleinen Eitelkeiten zu, die ihn, den sonst so Genügsamen, veranlassen, nach sechstägiger schwerer und zäher Arbeit in Staub und Schmutz am Sonntag den feinen Herrn zu spielen.

Das Bild des Oberschlesiers wäre unvollständig, wenn wir nicht seiner Frömmigkeit gedächten. Das Heilige spielt eine große Rolle in seinem Leben wie in der Sage. Der Oberschlesier ist versucht, seine Frömmigkeit zu veräußerlichen, wenn er auch nicht so weit geht, sich in Außerlichkeiten zu verlieren. Sein Brauchtum im Tages- und Jahreslauf und vor allem seine Sagen beweisen, wie stark sein Sinnen und Handeln von göttlichen Dingen erfüllt ist. Ihm ist der Glaube tiefinnerliche Herzenssache, wenn ihm auch der Hang zu schwärmerischer Innenschau fehlt. Der versponnene, hintergründige Gebirgsschlesier, der sich in seinen Tälern und Schluchten verstecken und absondern kann, grübelt und tüftelt über Fragen des Gottglaubens und bildet sich darüber seine eigene Meinung. Die Seele des Oberschlesiers liegt offen da wie sein Land, ohne Falten und ohne Vorbehalte, und deshalb fällt es ihm auch

leicht, in seinem Kinderglauben zu beharren. Der Oberschlesier ist fromm, und noch frömmere ist seine Frau, das künden seine Sagen.

Man tadle den Oberschlesier nicht wegen seiner Sagenfreudigkeit und lächle nicht über seine Wundersucht und seinen Aberglauben! Es gibt hier noch viele Leute, welche die Sagen für wahr halten, und manche von denen, die das leugnen, lassen sich vorsichtshalber ein Hintertürchen offen, durch das sie die Sagengläubigkeit wieder einlassen. Es ist doch so, daß sich die Grenze zwischen Geglaubtem und Nichtgeglaubtem durchaus nicht immer scharf ziehen läßt.

Ich gebe zu, daß Sagen leicht unzeitgemäß scheinen in einem Jahrhundert, das alle Geheimnisse der Natur entschleierte und sie zu ungemessenen Diensten zwingt. Die Sagen sind scheu wie die Zwerge, die dem Glockenklange gewichen sind. Im grellen Rampenlicht des rechnenden Verstandes und im Strahlenglanze der Bogenlampen großstädtischer Aufklärung stirbt die Sage ab. Aber verkümmert dabei nicht auch die Freude am Volkstum und an stammlicher Eigenart? Verliert ein Volk, das seine Sagen vergißt oder gar verachtet, auf diese Weise nicht seine Jugend und damit auch viel von seiner Schöpferkraft und seinem Willen zum Weiterleben?

Es liegt uns fern, zu wünschen oder gar zu verlangen, daß in der Gegenwart, die sich wieder des Volkstums freut, auch die Sagen geglaubt werden. So etwas wäre töricht! Aber freuen sollen wir uns über die Sagen, lesen, vorlesen und erzählen sollen wir sie und dabei fühlen, daß hier uraltes Vätergut aufsteigt, Seele von unserer Seele, ein Erbe, das auf unserem Heimatboden gewachsen und mit unserem Herzblood getränkt ist. Wir freuen uns der Kräfte, die diese Sagen einst schufen, und der Treue, mit der sie bewahrt wurden.

Die Oberschlesier sind ein Volk, das lange im Schatten gestanden hat. Erst jetzt besinnen sie sich auf ihre Eigenart und wagen es endlich, sich selbst zu wollen. Darum lieben die Oberschlesier ihre Sagen heute mehr denn je; sie erkennen sie als Ausdruck ihres Volkstums und hängen daran, weil sie als Volk an der Grenze ihr deutsches Wesen im Gegensatz zu fremder Volksart stärker empfinden als die Volksgenossen im Binnenlande.

Der Sagenspiegel zeigt deutlich, daß Oberschlesien ein Sammelbecken unverbrauchter Volkskraft ist. Der Oberschlesier hat sich ein Stück erdgebundenes Bauerntum in andere Berufe hinübergerettet, woraus seine Vorliebe für die Sage entspringt. Solange er zu seiner Sagenwelt steht, solange bleibt er stark und gesund. Der Oberschlesier ist noch in vielem ein Wechsel auf die Zukunft, aber er ist willens, ihn einzulösen.

So stellt der oberschlesische Volkschlag am deutschen Baume einen jungen Trieb dar, der, obwohl grausam beschnitten, doch voll Kraft und Saft ist und in naher Zukunft Blüten und Früchte verheißt.



Quellenangaben

Im folgenden nenne ich die Bücher, Kalender, Zeitschriften und Heimatbeilagen, denen ich den größten Teil der hier veröffentlichten Sagen entnommen habe. Die nachgestellten Ziffern bezeichnen die Sagen, die aus der angegebenen Quelle stammen. Die Sagen selbst habe ich mitunter im Wortlaut leicht abgeändert, oft auch verkürzt. Zuletzt führe ich die Sagen aus eigener Sammlung an.

Richard Kühnau: Schlesische Sagen. Leipzig und Breslau 1910—13.

Bd. 1: 60.

Bd. 2: 78, 82, 89, 100, 101, 124.

Bd. 3: 135, 139, 152—54, 159, 193—96.

Will-Erich Peuckert: Schlesische Sagen. Jena 1924: 210.

Richard Kühnau: Oberschlesische Sagen geschichtlicher Art. Breslau 1926: 3, 5, 8—11, 18—20, 23, 25, 27—30, 40, 50, 61—63, 66, 172, 180, 199, 214.

Paul und Hildegard Knötel: Oberschlesische Sagen. Rattowig o. J.

Bd. 1: 106, 182, 203.

Bd. 2: 107, 109, 175, 179.

Elisabeth Grabowski: Sagen und Märchen aus Oberschlesien. Breslau 1932: 91.

Hugo Gnielczyk: Am Sagenborn der Heimat. Leobschütz 1922: 44, 45, 57, 84, 85, 121—23, 157.

Georg Hykel: Was der Sagenborn raucht. Schweidnitz o. J.: 31, 67, 93, 190.

Ders.: Der Alte Fritz in Oberschlesien. Oppeln 1936: 42, 43, 47, 49, 51, 53.

- Hermann Janosch: Unsere Hultschiner Heimat in Sagen und Märchen, Sitten und Gebräuchen. Ratibor o. J.: 81, 95.
- Bernhard Ruffert: Sagen der Stadt Neisse. Neisse 1918: 13, 36, 37, 59, 169.
 Ders.: Sagen aus dem Landkreis Neisse. Neisse 1918: 99, 118, 119, 125, 150, 156, 171, 174, 177, 187.
- Karl-Ernst Schellhammer: Sagen aus der Stadt und dem Landkreis Gleiwitz. Peiskretscham 1937: 17, 32—35, 92, 145, 185, 186, 197.
- Ludwig Throboß: Sagen von Niechowitz. Niechowitz 1926: 39, 71, 110.
- Alfons Perlick: Sagen des Dorfes Rokittnitz. Beuthen OS 1926: 108, 127.
 Ders.: Sagen des Dorfes Roßberg. Beuthen OS 1926: 87, 112.
- Georg Röhrich: Was Großmutter erzählte. Breslau 1935: 96, 97, 191, 201.
- F(riedrich) Wrubel: Sammlung bergmännischer Sagen. Freiberg i. Sa. o. J.: 105, 113, 205.
- Karl Franz Mainka: Oberschlesische Berggeistsagen. 1927²: 104, 111, 114.
- F. Gramer: Chronik der Stadt Beuthen in Oberschlesien. Beuthen OS 1863: 189.
- Goseler Heimatkalender für 1935: 131.
- Heimatkalender des Kreises Falkenberg für 1934: 129, 183.
- Heimatkalender des Kreises Guttentag für 1937: 164, 192.
- Heimatkalender des Kreises Kreuzburg OS für 1935: 74, 167.
- Leschwißer Tischlerierkalender für 1930: 83,
 für 1935: 16.
- Heimatkalender im Neißegau für 1936: 14.
- Blücherkalender für den Kreis Neustadt für 1937: 158, 173, 208.
- Oppelner Heimatkalender für 1928: 162, 163,
 für 1930: 6, 58,
 für 1931: 76,
 für 1935: 4, 165.

Monatsschrift „Der Oberschlesier“ Jahrg. 1927: 147, 148,
Jahrg. 1930: 133, 137, 181,
Jahrg. 1934: 117, 141, 188,
Jahrg. 1938: 22.

Oberschlesische Heimat. Zeitschrift des ober-schlesischen Geschichts-
vereins. Jahrg. 1906: 55, 207.

Zeitschrift des Vereins für Geschichte und Altertum Schlesiens.
Jahrg. 1890: 7.

Zeitschrift des Vereins für Volkskunde. Jahrg. 1901: 86.

Aus dem Beuthener Lande. Mitteilungsblatt der Kreisheimat-
stelle Beuthen. Jahrg. 1924: 68 a,
Jahrg. 1925: 68 b, 73,
Jahrg. 1926: 12, 77, 211,
Jahrg. 1927: 72.

Oberschlesische Heimat. Monatsbeilage zur „Eoseler Zeitung“.
Jahrg. 1926: 56.

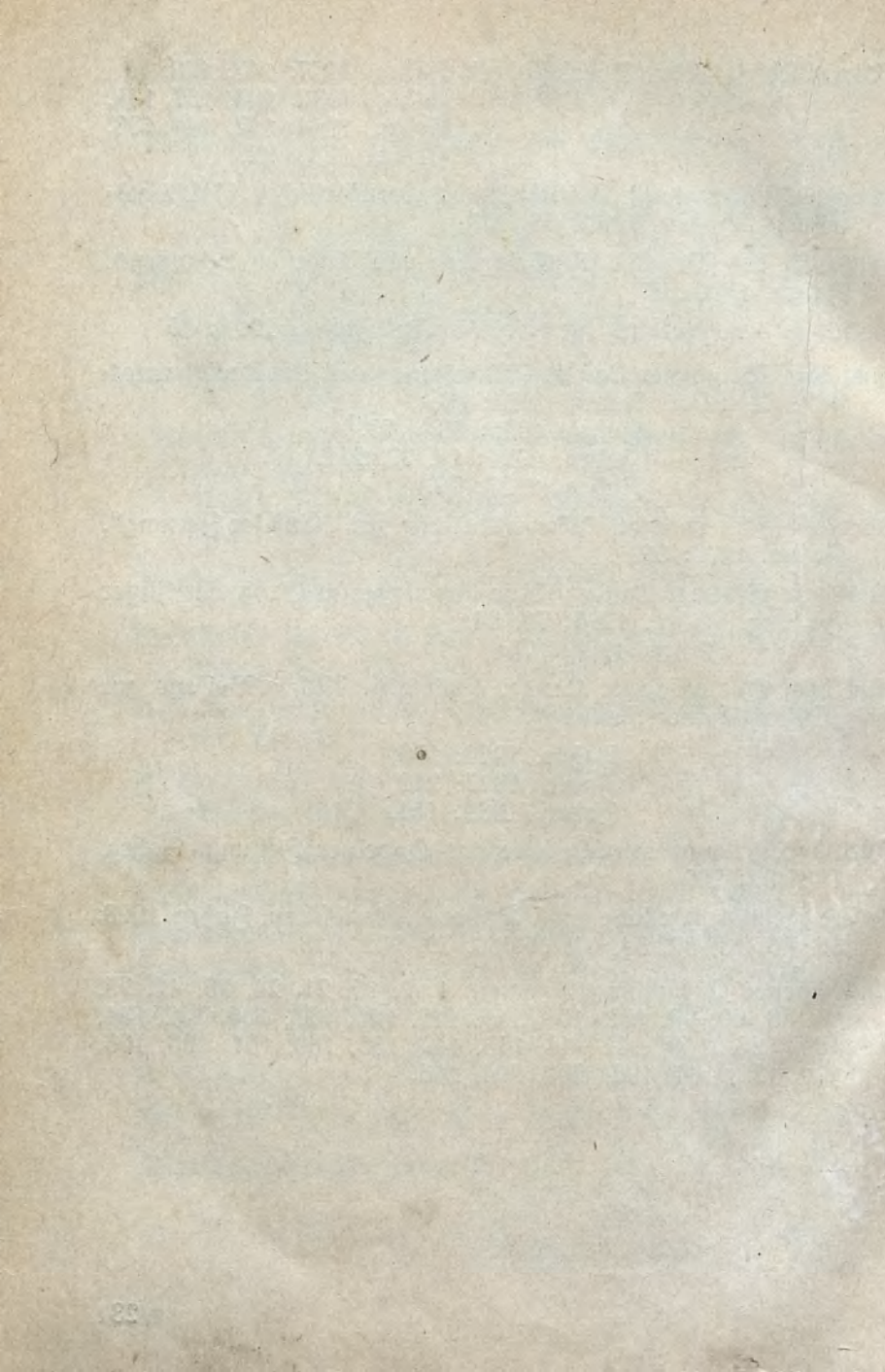
Aus dem Chelmer Lande. Monatsbeilage zur Groß Strehlißer
Zeitung. Jahrg. 1925: 79, 94,
Jahrg. 1928: 176.

Aus dem Oberglogauer Lande. Heimatkundliche Beilage zur
„Oberglogauer Zeitung“.
Jahrg. 1926: 126,
Jahrg. 1927: 212,
Jahrg. 1932: 151.

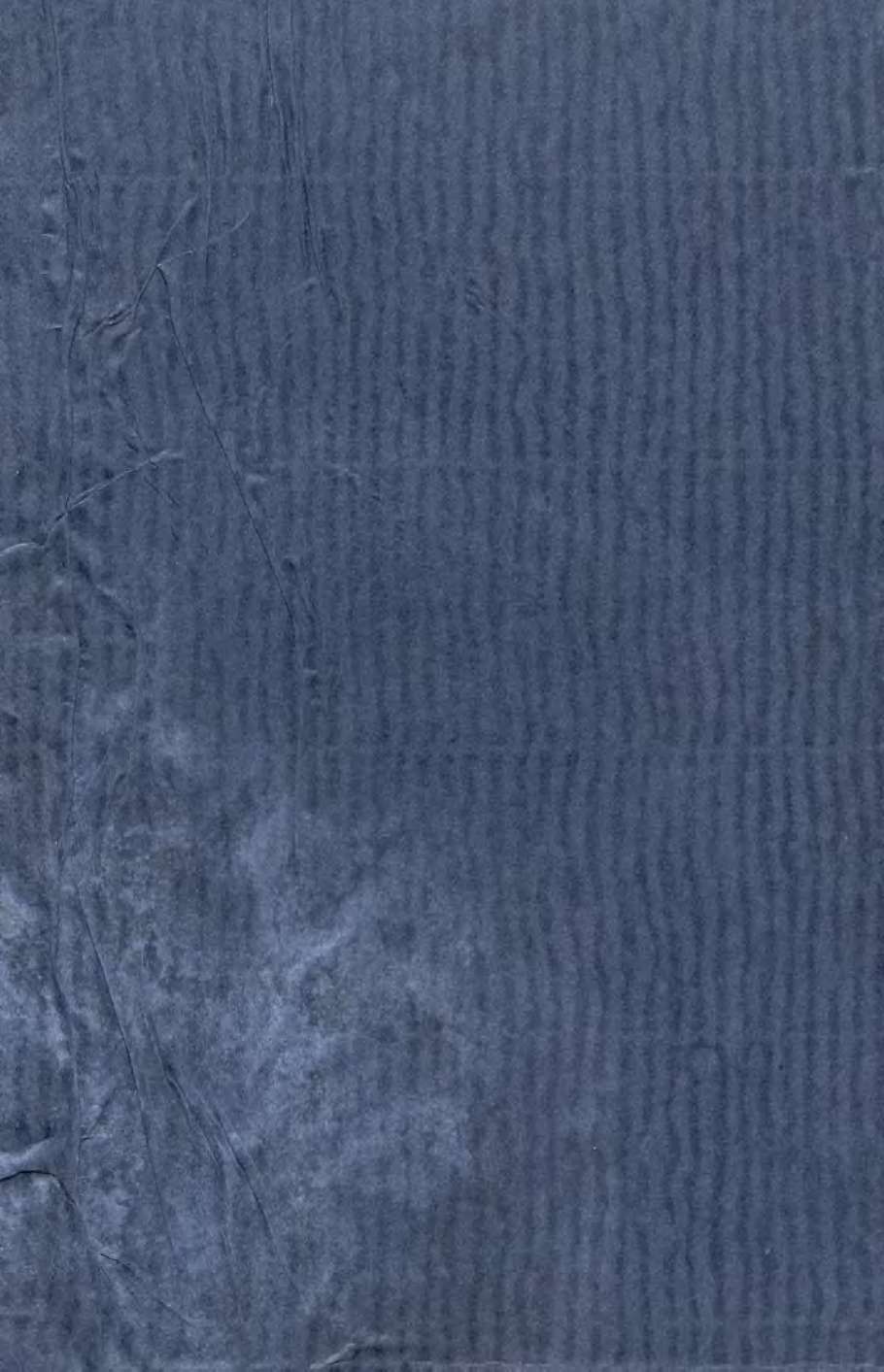
Oppelner Heimatblatt. Beilage zur Oppelner Zeitung. Jahrg.
1931/32: 209.

Unsere Heimat. Beilage zur Ratiborer Rundschau. Jahrg. 1928:
38, 46, 48, 52, 54, 64, 65, 69, 70, 202, 213.

Aus eigener Sammlung stammen: 1, 2, 15, 21, 24, 26, 41, 75,
80, 88, 90, 98, 102, 103, 115, 116, 120, 128, 130, 132, 134,
136, 138, 140, 142—44, 146, 149, 155, 160, 161, 166, 168,
170, 178, 184, 198, 200, 204, 206.







Biblioteka Śląska w Katowicach

Id: 0030000612642



II 136480

Pracownia Śląska